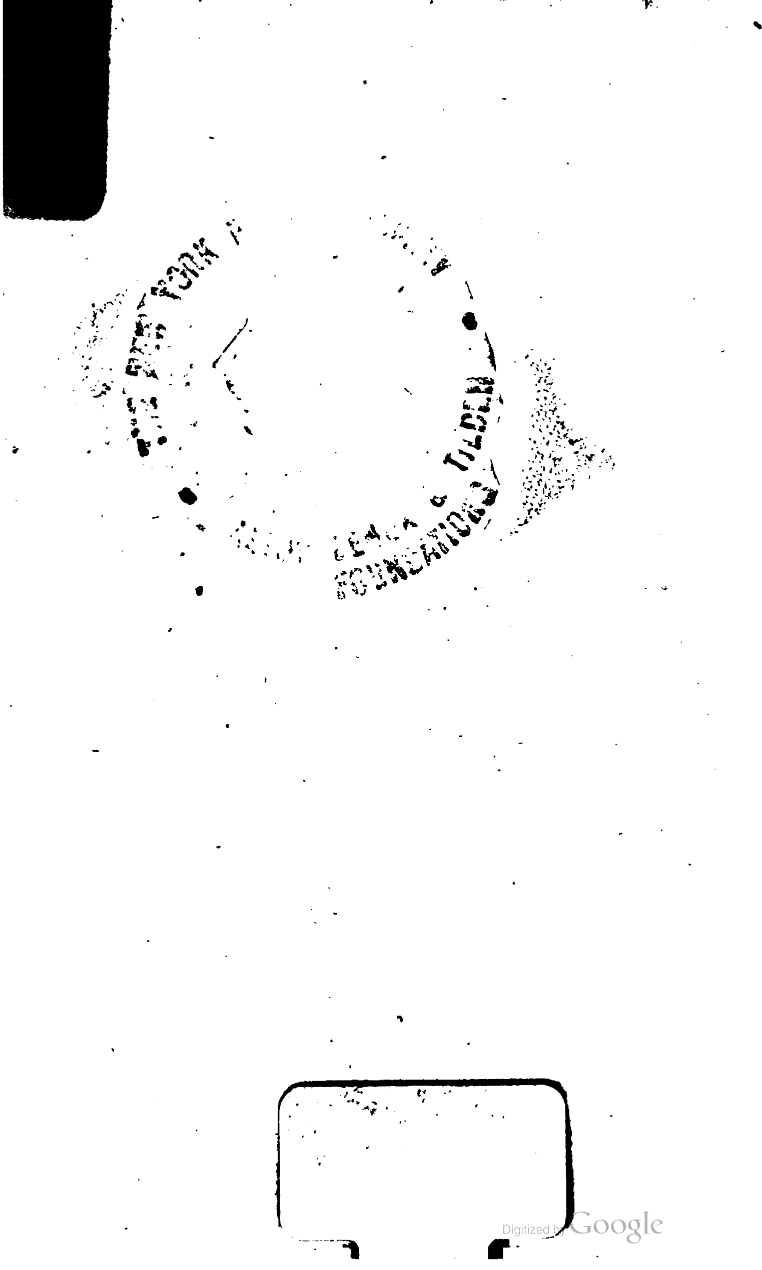

3 3433 08159480 0
Google



Johann Georg Büsch's,

ehemaligen Professors zu Hamburg,

sämmtliche Schriften.

Neunter Band.

Abhandlung von dem Geldumlauf.
Buch I — III.

Wien, 1816.

bei B. Ph. Bauer.

J. G. Büsch's sämmtliche Schriften.

Neunter Band.

Enthaltend:

Abhandlung

von

dem Geldumlauf

in anhaltender Rücksicht

auf die

Staatswirthschaft und Handlung;

in 6 Büchern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Vorrede zur ersten Auflage.

So groß das Verdienst philosophischer Köpfe unserer Zeit um die Erweiterung und Berichtigung vieler Kenntnisse ist, welche das Alterthum und welche selbst das vorige Jahrhundert nur wenig kannte, und in denen es zu sehr an richtigen Erkenntnißgründen mangelte, so dünkt mich doch, daß viele derselben noch nicht in demjenigen Entwurfe behandelt werden, in welchem sie dem menschlichen Geschlechte wahrhaftig nützlich werden können. Es dünkt mich, daß der menschliche Verstand in

manche sich voreilig zu tief hineinwage, ohne das gehörige Licht und den Leitfaden zu haben, mit deren Hülfe er allein sich durch die Irrgänge durchfinden kann, deren diese Kenntnisse um so viel mehr haben, je weiter man von deren ersten Erkenntnißgründen abkömmt. Es dünkt mich, daß manche dieser Kenntnisse zu voreilig die Form und den Namen eines Systems bekommen haben, insonderheit aber, daß man den Nebentheilen mancher derselben diese Form gebe, noch ehe die Hauptsache gehörig untersucht ist, und die Grundwahrheiten hinlänglich ausgemacht oder ins gehörige Licht gesetzt sind. Dann fängt man an, ein System dem andern entgegen zu setzen, und sich in Streitigkeiten zu verwickeln, zu deren Entscheidung der Erkenntnißgrund noch zu wenig ausgemacht ist, oder das zu einem Erkenntnißgrunde gemacht ist, was doch nimmer dafür gelten sollte. So wird dann manche Kenntniß durch ein voreiliges Theorisiren zu einer müssigen Speculation, die sich auf keinen wahren practischen Nutzen wir-

der zurückbringen läßt. Der Practiker geht indessen seinen Weg fort. Er kann es nicht abwarten, daß der theorisirende Gelehrte ihm ein sicheres Resultat seiner Untersuchungen schaffe. Er läßt ihn schreiben und streiten, und handelt selbst, wie ihn die Umstände leiten; ändert um, weil er kein System hat, wenn er sieht, daß er den rechten Weg verfehlt habe, und trifft es zuletzt recht ohne Hülfe aller Theorie.

Unter dergleichen Mängeln scheint mir insonderheit auch die Staatswirthschaft zu leiden. Sie ist als Wissenschaft betrachtet, eine gewissermaaßen neugeschaffene Kenntniß, Practisch wird sie zu allen Zeiten in allen policirten Völkern geübt, und in manchem Volke gut geübt. Doch war ihr gewöhnlicher Zweck nur der, den Regenten das, was ihnen die Umstände der Zeiten, der zur Erhaltung ihres Ansehens nöthig scheinende Aufwand, ihr Wohlleben, Willkühr und Lüste zum Bedürfniß machten, von den Unterthanen zu verschaffen, und, wann es nöthig ward, zu er-

zwingen. Aber der Gesichtspunkt, daß durch sie für die Bedürfnisse der ganzen bürgerlichen Gesellschaft überhaupt gesorgt, und allen Mitgliedern derselben die verhältnißmäßige Glückseligkeit verschafft werden sollte, war ihr zu sehr aus den Augen gerückt. Es hieße den Regenten unsrer Zeit zu sehr geschmeichelt, es hieße die Glückseligkeit unsrer Zeiten zu sehr erhoben, wenn ich annähme, daß sie diesen wahren Gesichtspunkt einer guten Staatswirthschaft alle gleich ernsthaft beachteten. Genug zum Glück Europens und insbesondere Deutschlandes, daß es die meisten derselben thun! Wenigstens liegt hierin ein größeres Glück der Menschen, als in der fast allgemeinen Vereinigung der Schriftsteller in diesem Fache, die Staatswirthschaft nach diesem einzigen richtigen Gesichtspunkt zu behandeln. Denn zwei oder drei Regenten großer Staaten, die ihre besondern Bedürfnisse als den letzten Zweck, die Bedürfnisse aber der von ihnen regierten bürgerlichen Gesellschaft als den ersten ansehen, schaffen unendlich mehr

Gutes, als durch viele Alphabete gut gemeinter Schriften über die Staatswirthschaft beschafft werden kann.

Indessen mögte die Bemühung des gelehrten Volks in Behandlung der Staatswirthschaft als einer Wissenschaft immerhin zu bessern Früchten ausreifen, wenn nicht schon jetzt zu viele Systemsucht dabei entstanden, und dieselbe auf viele zwecklose und keiner Ausführung fähige Untersuchungen und Aufgaben hinausgeleitet wäre, deren Entscheidung aus Gründen hergeholt werden muß, welche wirklich in der ersten Anlage dieser Wissenschaft nicht genug beachtet sind. Ich will als Ein Beispiel aus vielen hier nur das sogenannte physiokratische System anführen, welches alle Auflagen in eine einzige auf den reinen Ertrag des Landbaues gelegte zu verwandeln anräth, das ich aber erst am Ende meines Buches mit Anwendung meiner Grundsätze auf dasselbe beurtheilen werde.

Die Vereinigung der Menschen in große bürgerliche Gesellschaften hat von jeher nur zwei Veranlassungen gehabt,

nemlich die Furcht vor Gewaltthätigkeiten, die eine einzelne Familie nicht von sich abzuhalten im Stande ist, und die Erfahrung von der Schwierigkeit der fortdauernden Erwerbung aller Bedürfnisse des Lebens durch den Fleiß einer einzelnen Familie. In Völkern, die ein milder Himmelsstrich begünstigt, fällt die zweite Veranlassung gar sehr weg. Da sind der Bedürfnisse des Lebens weder so viele, noch sind sie so mannigfaltig. Da kann eine jede Familie für sich bestehen, wenn sie nur in Ruhe ihr Yamas, Potatoes und andere willig wachsende Producte der Erde pflanzen und einerndten kann, wenn sie eine Anzahl Brod- Cocos- und andre Bäume um ihre Wohnung her in sicherm Besitz, und allenfalls Weide genug für einige Stücke zahmes Vieh hat. Dort treibt nicht sowohl das Bedürfniß wechselseitiger Hülfe zur Erwerbung des Auskommens, als die Furcht vor gewaltthätigen Nachbarn, die Menschen in eine Vereinigung. Da, wo diese Furcht schwächer ist, gewinnt diese Vereinigung nicht

einmal die Form einer bürgerlichen Gesellschaft. Man sieht kein Oberhaupt, keine Spur von Pflichten, die Rücksicht auf das gemeine Beste hätten, und von Lasten und Diensten, die einzelnen oder allen Mitgliedern der Gesellschaft in dieser Rücksicht aufgelegt wurden. Bei uns Europäern hingegen ist diese zweite Veranlassung bei weitem die wichtigste. Wir erfahren zwar ebenfalls den Nutzen und die Nothwendigkeit unserer gesellschaftlichen Verbindung in dem Schutze, der uns daraus gegen fremde Gewaltthätigkeit entsteht, aber unendlich öfter erfahren wir sie in der leichtern Erlangung der Bedürfnisse unsers Lebens. Es besteht kein Volk unter uns, das so lebte, wie die Hottentotten oder die kleinen Völkerschaften des südlichen Amerika leben, und wenn in großen Ländern die Einwohner einzelner Gegenden zu entfernt von der gesellschaftlichen Verbindung leben, die ihnen die Erwerbung ihres Auskommens erleichtern kann, so können sie nie zahlreich werden, oder, wenn sie es gewesen sind, ehe sie in

diese Lage geriethen, so können sie es nicht lange bleiben.

Daher hat die Staatswirthschaft, welche einem polizirten europäischen Volke zuträglich und angemessen seyn soll, etwas zu leisten, was man zwischen den beiden Wendezirkeln nicht von ihr in gleichem Maaße erwarten würde. Wenn sie blos die Regenten in den Stand setzt, das Volk in sich ruhig und vor gewaltthätigen Nachbarn sicher zu erhalten, wenn sie nicht das Glück der bürgerlichen Gesellschaft in leichterer Erwerbung der Bedürfnisse des Lebens durch wechselseitige Dienste und Arbeiten zu befördern weiß, so schafft sie nur halben Nutzen, und wenn sie in Befolgung des ersten Zweckes Mittel wählt, die den letztern stören, so thut sie mehr Schaden bei uns, als sie in jedem andern Volke thun kann, wo die Menschen in Ansehung ihrer Subsistenz weit weniger von einander abhängig sind.

Wenn nun gleich so viele Jahrhunderte durch die Regenten aller europäischen Staaten und ihre Rathgeber blos an dem

ersten Zwecke hafteten, und alles gethan zu haben glaubten, wenn sie für den Krieg und die Justiz sorgten, so gut man es in jenen Zeiten verstand; so blieb doch jedem Volke das Gefühl von der Nothwendigkeit fremder Dienstleistungen zu den Bedürfnissen des Lebens. Das Mittel, zu welchem man am liebsten griff, war, sich dieselben durch Zwang zu verschaffen, und den zum Widerstand ohnmächtigen zu nöthigen, sich zu allen Diensten zu bequemen, welche ihm seine Ueberwältiger, oder der Herr, dem er angeerbt war, vorschrieb. Nicht nur in dem südlichen Europa war dies die gewöhnlichste Aushülfe zur Erlangung der Bedürfnisse des Lebens und des Wohllebens, sondern auch die alten Deutschen fiengen zum Dienst ihrer weit einfachern Lebensart Menschen, wo sie dieselben nur fangen konnten, so gut, wie es die Tataren und afrikanischen Seeräuber noch thun. Als diese Deutschen und andre Völker, die ihnen an Sitten und Verfassung ähnlich waren, oder sie in dem Maaße annahmen, wie sie mit den Deut-

schen näher bekannt wurden, fast das ganze Europa unterjochten, ward Land und Menschen ein Eigenthum der Eroberer, die sich durch erzwungene Dienste der Unterjochung ihr Auskommen sicherten, diesen aber überließen, es sich selbst neben der Arbeit, die sie ihren Gebietern leisteten, so gut zu verschaffen, als sie konnten. An eigentliche Staatswirthschaft, durch welche eine verhältnißmäßige Glückseligkeit aller Landeseinwohner bewirkt werden sollte, war gar kein Gedanke. Es waren bürgerliche Gesellschaften ohne eigentliches Band, als das die Furcht vor gewaltthätigen Nachbarn knüpfte. Selbst zwischen den Regenten und Mitgliedern des Volks war dies Band sehr schwach und stets zum Zerreißen geneigt. Jene hingen mehr von diesen, als diese von jenen, ab. Die französischen Könige gelangten am ersten zu der Einsicht, daß das Mittel, ihre Abhängigkeit von dem Adel zu mindern, dieses sey, die fleißigen Volksklassen wieder hervorzuheben, und sie in den Genuß der Rechte der Mitglieder einer bürgerlichen

Gesellschaft wieder zu setzen. In andern Staaten geschahe nach und nach ein gleiches, aber nicht aus gleichen Ueberlegungen. Nun hoben diejenigen Volksklassen wieder das Haupt empor, welche nicht durch erzwungne Arbeit andrer, sondern durch wechselseitige Dienste und Beihülfe ihr Auskommen zu gewinnen gewohnt und im Stande sind. — Der zweite Zweck der bürgerlichen Vereinigung gewann nun wieder Kraft, und die Völker wurden in Erfüllung desselben wirksamer. Die Entdeckung von Amerika und die Verbesserung und Erweiterung der Schifffahrt schaffte ihrer Thätigkeit Gegenstände, welche man bis dahin nicht gekannt hatte, und brachte auch einen ungeheuren Vorrath des Mittels, welches zur Ausgleichung des Werths der Dinge und des Lohns wechselseitiger Dienste das schicklichste ist, in deren Hände. In dem vorigen Zustande war der Gebrauch dieses Mittels sehr sparsam. Erzwungene Dienste, bei denen niemals vom Lohn die Rede war, Entwöhnung von fast allen Bedürfnissen, welche

nicht durch diese erzwungenen Dienste her- vorgebracht wurden, minderten die Ver- anlassungen zum Gebrauch des Geldes so sehr, daß ich annehmen mögte, wenn die- se Völker nicht das Geld schon wirklich in in den unterjochten Völkern im Gebrauch gefunden hätten, so würde dieser Gebrauch nie unter ihnen entstanden seyn, ja sogar ganz aufgehört haben, wenn Europa noch einige Jahrhunderte in diesem Zustande geblieben wäre. Wenigstens sehe ich nicht, warum nicht die Europäer in ihrem dermaligen Zustande desselben weit eher hätten entbehren können, als die Mexikaner, welche doch eine große Mannigfaltigkeit von Arbeiten, die für die Bedürfnisse des Lebens dienten, verfertigten, einen starken Verkehr damit ohne Dazwischenkunft des Geldes machten, und deren Regenten große Schatzungen von ihren Unterthanen hoben, die aber alle in Materialien gehoben wurden. Und dieses Volk hatte Gold und Silber, das aber nur als Waare von einer sehr eingeschränkten Brauchbarkeit galt.

Nun ist Europa seit noch nicht drei Jahrhunderten mehr und mehr in einen Zustand zurück gebracht, welcher bis dahin in keinem so großen Theil des menschlichen Geschlechts auf eben die Art Statt gehabt hat. Sind gleich noch viel Reste der alten Knechtschaft übrig, welche einzelne in der Macht erhält, sich Auskommen und Ueberfluß durch fremde Arbeit zu erzwingen, so sind doch bei weitem das allgemeinste Mittel des Auskommens die Beschäftigungen freier Menschen in wechselseitigen Diensten und andre Arbeiten, durch welche einer von dem andern sein Auskommen gewinnt. Das große Hülfsmittel zur Erleichterung dieses Tausches wechselseitiger Dienste und zur geschwindern Bezahlung des Lohns derselben ist das Geld. Bleibt es gleich noch immer dabei, daß derjenige seines Auskommens am gewissesten ist, der dem Erdboden durch eigne Arbeit seine Bedürfnisse abzugewinnen weiß, und daß ein jeder, der dies nicht zu thun weiß, seine Bedürfnisse aus einer solchen Hand suchen muß, so ist doch ein je-

der seines Auskommens so lange vollkommen gewiß, als er Geld durch seine Beschäftigungen zu verdienen weiß, wenn er gleich dem Landmann seine Bedürfnisse weder abzwingen noch unmittelbar abverdienen kann. Bei dieser allgemeinen Vertheilung des Geldes findet der Staat in den Händen aller seiner Bürger, sie mögen zu den fleißigen und erwerbenden Volksklassen gehören, oder nicht, das, was ihm zur Erfüllung seiner Bedürfnisse so gut, wie dem Privatmann, dienen kann. Es ist nicht mehr bei denen Hülfsleistungen, die der Staat von seinen Bürgern fortdaurend braucht, die erste Frage an diese: Hast du Leibes- oder auch Geisteskräfte, um dem Staate diese oder jene Dienste zu thun? Oder hast du Producte deiner Feldarbeit oder andrer Industrie, um dem Staat davon abzugeben? Sondern die erste Frage ist: Hast du Geld, hast du Mittel, mehr Geld zu verdienen, als zu deinem nothwendigen Auskommen nöthig ist, um dem Staate davon abzugeben? Wer dies hat, ist nicht

nur ein einträglicher Bürger für den Staat, sondern auch ein nützlicher Mitbürger seiner Gesellschaft, der, wie er Auskommen gewinnt, es auch andern wieder geben kann. Mit diesem Gelde, das der Staat von seinen Bürgern hebt, sucht derselbe seine Bedürfnisse da auf, wo er sie findet, und vertheilt eben, wie ein Privatmann, Auskommen unter dieselben, so wie sie ihm zu seinem Auskommen beitragen müssen.

Unter diesen Umständen kann die Staatswirthschaft nicht mehr auf den ersten Grund der Vereinigung bürgerlicher Gesellschaften, die Furcht vor fremder Unterdrückung, als den einzigen oder auch nur als den Hauptgrund zurück sehen. Die abstracten Ideen von einem sogenannten gesellschaftlichen Contract, und von denen Rechten, die vermöge desselben einem jeden Mitgliede derselben zukommen, haben wenig für sie anwendbares. Sie muß den zweiten Zweck mehr beachten, und dahin sehen, daß, indem sie dem Staat die Mittel verschafft, den

ersten Zweck zu erfüllen, er den zweiten nicht nur nicht störe, sondern so viel möglich befördere. Dies kann sie, aber nur deswegen kann sie es, weil das Geld dabei zu Hülfe kömmt. Ohne die Dazwischenkunft des Geldes würde sie alles dem ersten Zweck aufopfern und den zweiten sehr oft stören müssen, wenn sie durch persönliche unbelohnte Dienste und Naturallieferungen den Bedürfnissen des Staats vorkommen will. Unter eben diesen Umständen ist die Staatswirthschaft ganz zu einer Geldwirthschaft geworden, in welcher es nur dann gut steht, wenn Geldeinnahme und Geldausgabe einander gleich kommen, oder falls ja einzelne Vorfälle die Ausgabe über die Einnahme steigen machen, der Staat Ressourçen in dem Geldauskommen und Geldvermögen seiner Unterthanen findet, die ohne deren Schaden, ja vielmehr mit Vermehrung des gemeinen Nutzens ihm dienen können.

Eben hierin zeigt sich der Unterschied einer guten Staatswirthschaft unsrer Zei-

ten und Völker, ja auch von der in einigen Völkern unsrer Zeit Statt habenden, aufs klärste. Staatsschulden, so wie sie die Staaten unserer Zeit machen, waren ehemals ein unerhörtes Ding. Wenn der Staat in Verlegenheiten kam, denen nicht anders, als durch baares Geld, abgeholfen werden konnte, so nahm er oft dies Geld, wo er es fand, durch gewaltsame Erpressungen oder durch betrügliche Geldschneidereien, ohne auf den Einfluß zu sehen, den sein Verfahren auf den jetzigen oder künftigen Wohlstand des Volks haben könnte. Noch jetzt ist die Staatswirthschaft Polens, und noch mehr die des türkischen Reiches, eben so mangelhaft, eben so unzulänglich, dem Staat in dringenden Verlegenheiten auszuhelfen, und dies aus keiner andern Ursache, als weil ihr die Grundlage aller guten Staatswirthschaft, die Rücksicht auf den Geldumlauf fehlt, welcher allein den Unterthanen selbst Auskommen geben, und sie in den Stand setzen kann, zum Auskommen des Staats in allen Zeiten

und Vorfällen das Nöthige beizutragen.

Bei dieser so genauen Verbindung der Staatswirthschaft mit dem Geldumlauf, bei dieser anhaltenden Rücksicht, die in jener auf diesen genommen werden muß, sollte die erste Arbeit guter Schriftsteller von der Staatswirthschaft eine Aufklärung der Grundbegriffe von dem Geldumlaufe, und dann eine Darstellung von deren durchgehendem Einfluß auf eine gute Staatswirthschaft, und eine Anleitung zur richtigen Anwendung jener auf diese gewesen seyn. Daran hat es aber bisher sehr gefehlt. Wir haben wenig Schriften, welche von der Circulation des Geldes ausdrücklich handelten. Des Pinto Traité de la Circulation et du Credit hat fast das Ansehen eines classischen Buchs gewonnen; vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil es meines Wissens das erste Buch ist, das seinem Titel nach einer Sache gewidmet war, von der so mancher seine dunkeln und vollständigen Begriffe aufzuklären wünscht. Aber

ich mögte doch den sehen, der mir sagen könnte, daß ihm Pinto diesen Dienst wirklich geleistet habe. Er fällt nach einigen nur beiläufig eingeschobenen Erläuterungen von der Circulation überhaupt zu der Circulation der Staatspapiere und dem Handel damit über, wird deren Vertheidiger ohne richtige Zusammenstellung der Gründe, ja mit Einmischung verschiedener, welche sich auf eine zwar längst angenommene, aber grundlose Theorie von dem Werthe des Geldes stützen. Steuarts und Smiths wichtige und gründliche Werke von der Staatswirthschaft sind sehr reichhaltig an gründlichen Untersuchungen die Circulation des Geldes betreffend, welche mehr auf die wahren Gründe der Sache gehen, und sich nicht auf leere Theorie stützen. Aber diese schätzbaren Schriftsteller geben nirgends ihren Lesern die so nöthige allgemeine Einsicht in den Einfluß, den der Geldumlauf auf die Staatswirthschaft hat. Man findet nirgends das hieher gehörige so zusammen gestellt, wie man es wünschen mögte,

und sie scheinen mehr Bekanntschaft mit den Gründen dieser Sache voraus zu setzen, als sich bis jetzt voraus setzen läßt, da noch kein Schriftsteller von dem Geldumlauf zusammenhängend und umständlich genug gehandelt hat. Unter denen Schriften, welche kürzere oder längere Abhandlungen dieser Sache ihrem auf Politik, Staatswirthschaft, Handlungswissenschaft und Handlungspolitik gehenden Vortrage eingemischt haben, verdient die von dem sel. Herrn von Münchhausen dem vierten Theile seines Hausvaters eingerückte Abhandlung von der Circulation, meines Erachtens den Vorzug vor allen andern. Hier findet man deutliche Begriffe von der Hauptsache ohne Einmischung blendender Theorie, Wegräumung vieler Vorurtheile, und Aufklärung vieler paradox scheinenden, aber doch wahren Umstände, helle Zurücksicht auf den Gang des Geldes in der bürgerlichen Gesellschaft, so wie er wirklich ist, nicht wie er nach der Vorstellung des Theoretikers seyn sollte. Aber die Sache in ihrem gan-

zen Umfange und in Rücksicht auf die Staatswirthschaft abzuhandeln, war doch zu fern von dem Hauptzweck des **Hausvaters**. **Cantillon***) widmet den zweiten Theil seines in der Note angeführten Buchs der Circulation des Geldes, verfällt aber sogleich in eine Untersuchung des Verhältnisses des Geldvorraths zum Product der Ländereien, und belehrt zu wenig über die Hauptsache. In den dem Herrn Fortbonnais zugeschriebenen Elemens du Commerce hat das neunte Cap. des zweiten Theils eben diesen Gegenstand. Aber auch hier findet man wenig allgemeines. Gleich Anfangs verfällt Fortbonnais auf die Proportion zwischen

---

*) Der Verfasser eines Versuchs über die Natur der Handlung, wovon ich die französische Uebersetzung, London 1755. 8. vor mir habe, war ein reicher Kaufmann in London, der, da er seine Geschäfte aufgegeben hatte, von seinem Kammerdiener ermordet ward, der das Haus ansteckte und entfloh, aber in Amerika, bis dahin man ihn verfolgte, sich erschoß.

dem Werth des Goldes und des Silbers. Das übrige stützt sich fast alles auf die gemeine Theorie von dem nothwendig bestehenden Verhältniß zwischen dem Werth des Geldes und der Quantität der verkäflichen Dinge, und dann beschließt er mit einer Untersuchung der von zweien französischen Schriftstellern, Melon und Dütot, erhobenen Streitfrage über die Folgen der Veränderungen im Zahlwerth der Münzen, die gewiß für ein Elementarbuch dieser Kenntnisse viel zu transscendentisch ist.

Wie viel andre Schriften könnte ich nicht anführen, in denen von der Circulation des Geldes nur beiläufig oder dem Schein nach allgemein gehandelt wird! Wie viel mehr noch, in denen einzelne dahin einschlagende Materien in einer dem Schein nach tief gedachten Theorie, und in einer zugleich mit erfundenen Theoriensprache, abgehandelt werden! Diese letztern haben der Aufklärung dieser Kenntniß insonderheit geschadet. Wenn hier ein Zweig, dort ein Zweig gewisser Kennt-

nisse, die einen, gemeinen Erkenntniß-grund haben, durch tief gedachte, oder nur so scheinende Theorie bis auf die äusserste Subtilität hinausgeführt wird, ohne auf diesen gemeinen Erkenntnißgrund zurück zu sehen, so kommen so verschiedene und mit einander streitende Resultate heraus, daß man sie nicht wieder auf Einen Gesichtspunkt zurück bringen kann. Und wenn dann doch von diesen Resultaten eine practische Anwendung gemacht werden soll, so wird es so dunkel in dem Wege, den man zu gehen hat, daß sich nicht durchzufinden ist. Das Commerzsystem und das ökonomische System sind beides Resultate fleißiger Untersuchungen über die Staatswirthschaft. Beide können aus gemeinen Erkenntnißgründen hergeleitet werden. Beide haben ihr Gutes, und die Staatswirthschaft, die nicht von beiden einiges annimmt, ist gewiß sehr mangelhaft. Wenn die Urheber und Vertheidiger von beiden von dem gemeinen Erkenntnißgrunde, den doch diese Systeme haben, ausgegangen wären, und den rich-

tigen Leitfaden nicht hätten fahren lassen, so würden sie in einem Mittelwege gewiß wieder zusammen gekommen seyn, und die Welt Nutzen von ihren Untersuchungen gehabt haben. Aber da sie als ganz entgegen gesetzte Systeme behandelt worden, da man sie von Anfang an in einen fortdaurenden Widerspruch mit einander gesetzt hat, so wird es lange dauern, ehe sie aus dem Range müssiger Speculationen herausgehoben werden, und dem Menschengeschlechte der abgezweckte Nutzen daraus entsteht.

Ich habe mich fast zu lange in der Beurtheilung meiner Vorgänger aufgehalten, und muß der Misdeutung entgegen sehen, daß ich dies nur deswegen gethan, um meinen Lesern eine desto grössere Erwartung von meiner Arbeit zu geben. Eine solche Erwartung, wenn sie ja einigen meiner Leser entstünde, wird ihnen gewiß nicht erfüllt werden, wenn sie durch die Lesung tiefgedachter Theorien über diese Gegenstände schon verwöhnt sind. Ich habe zwar selbst diese Arbeit vor bald 8 Jahren

als eine Theorie der Circulation des Geldes angekündigt. Damals aber hatte ich nur einen kleinen Anfang in derselben gemacht, und fand bald Ursache, als ich weiter gelangte, dem Theorisiren zu entsagen. Nun schränkte ich mich ganz auf den Zweck ein, den natürlichen Gang der durch das Geld erleichterten Beschäftigungen der Menschen in einer Verbindung so gut zu beschreiben, wie mich meine Beobachtungen und meine eingeschränkte Belesenheit dazu in Stand setzten, mehr die Sachen darzustellen, wie sie sind, als wie sie seyn sollen, und nur gelegentlich mir ein Urtheil und Vorschläge, wie dieses oder jenes besser seyn könnte, zu erlauben. Wo ich glaubte, klar und bestimmt genug den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen einzusehen, da habe ich auf die weitern Folgen hinausgewiesen, die entstehen könnten, wenn diese oder jene Ursache recht benutzt oder manches Hinderniß weggeräumt würde.

Ich will daher in diesem Buche nicht so wohl erfinden als aufklären, nicht so

wohl erweitern, als nur ordnen, nicht mit neuer Scharfsichtigkeit entdecken, sondern Dinge, die sich dem Blicke eines jeden Beobachters entdecken, und die mancher meiner Leser besser, als ich in dem eingeschränkten Kreise meiner Thätigkeit, zu beachten Gelegenheit hat, die aber aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden können, unter einen vielleicht richtigen Gesichtspunkt stellen. Ich habe nie die Ehrsucht gehabt, menschliche Kenntnisse, die ich von andern eifrig bearbeitet fand, beträchtlich erweitern und mit neuen Entdeckungen bereichern zu wollen. Aber den Erkenntnißgrund derselben auffinden, abstracte Theorie auf den gemeinen Menschenverstand zurückbringen, den Leitfaden, der zu richtigen Resultaten führt, andern in die Hände geben, die weiter zu gehen Lust haben, hier oder dort ein Lämpchen hinstellen, wo sich der Weg ins Dunkle windet, das habe ich immer gern gethan, und thue es noch gern. Ueber meine Abhandlung von den Banken sagte mir der nun verewigte große Staatsmann von

Fritsch: Sie haben uns einen rechten Catechismus über die Banken gegeben. Wenn ich es doch auch mit dieser Arbeit so getroffen haben mögte, daß verständige Leser sie als einen Catechismus über den Umlauf des Geldes ansähen, wie gern wollte ich allem Ruhm neuer Entdeckungen, auch da, wo es mir vorkömmt, daß ich ohne Vorgänger gedacht und geschrieben habe, entsagen!

Aber das weiß ich auch, daß mein Buch Mängel habe, die ich, so gut ich kann, entschuldigen muß. Mancher fleissige Leser der ungemein vielen Schriften, staatswirthschaftlichen Inhalts, die in unserm Zeitalter erschienen sind, wird bemerken, daß ich diese nicht alle gleich fleißig benutzt habe. Er wird insonderheit eine zulängliche Unterstützung meiner Behauptungen und Vorstellungsarten aus den so sehr sich anhäufenden Beiträgen zur politischen Arithmetik vermissen. Andre, die mehr gereiset haben, als ich habe thun können, oder deren

Geschäfte sie anhalten, einzelne Länder und deren Nahrungsstand mit sorgfältigem Blicke zu beachten, und sich über jeden kleinen Umstand zu unterrichten, werden einen größern Reichthum und Genauigkeit der Beobachtungen vermissen.

Ich habe diesen Mangel und die Schwierigkeit demselben abzuhelfen so sehr gefühlt, daß ich in dem Lauf derer acht Jahre, da ich dies Buch bearbeitet habe, anfangs oft die Hand wieder davon abzog, weil ich zu glauben anfieng, eine Arbeit dieser Art sey nur das Geschäfte eines Mannes, dem seine Umstände erlauben, als Weltbürger die polizirte Welt zu durchreisen, oder der auf einen solchen Standpunkt hingestellt ist, wo er selbst zur Leitung eines Volks in dessen nützlichen Beschäftigungen beitragen und practische Erfahrung täglich sammlen kann. Aber da ich seit sechs Jahren verschiedene zwar kurze, aber doch sehr belehrende Reisen in verschiedene Staaten, die durch Industrie

vorzüglich blühen, vorzunehmen möglich gefunden habe, so verringerte sich diese Schwierigkeit so sehr in meinen Augen, daß ich mit mehrerem Muth meine Arbeit wieder vornehmen und sie wenigstens bis auf einen gewissen Punkt der Vollendung zu bringen wagen konnte. Dabei aber dachte ich auf ein gewisses Ebenmaas der Arbeit hinaus, bei welchem ich mir verbieten mußte, alles zu benutzen, was mir eine erweiterte Belesenheit in statistischen und geographischen Schriften, wie auch in Reisebeschreibungen, zur Bestätigung und weitern Ausführung meiner Abhandlung hätte darbieten können. Seit verschiedenen Jahren lese ich nicht leicht ein Zeitungsblatt, das mir nicht etwas dergleichen darböte. Aber wie und wann hätte ich mein Buch unter so vielen Beschäftigungen, für welche ich doch eigentlich lebe, endigen können, wenn ich alles mir vorkommende hätte in dasselbe eintragen wollen? Eben um dieses Ebenmaaß der Hauptarbeit zu behaupten, und den

Zusammenhang in derselben nicht zu sehr zu unterbrechen, habe ich die Abhandlung verschiedener mit der Hauptsache zusammenhängender Untersuchungen für das letzte Buch aufgespart, die ich vor jetzt zu vollenden mich im Stande befand. Andre, von denen ich nicht glaube, daß man sie neben der Hauptsache zu sehr vermissen werde, habe ich bei Seite gesetzt, werde sie aber, wenn mir Gott Leben und Gesundheit giebt, für die künftige Arbeit meiner freien Stunden aufbehalten.

Man wird auch vielleicht mir Wiederholungen vorwerfen. Diesen anscheinenden Mangel will ich nicht entschuldigen. Ich wage vielmehr, ihn zu rechtfertigen. Denn der Gang des einmal gewählten Vortrags machte sie nothwendig. Meine Abhandlung mußte hin und wieder mehr gedehnt werden, als es hätte geschehen können, wenn ich derselben die Form einer Theorie hätte geben wollen. Da würde ich z. E. das, was ich an so vielen Stellen von der durchs Geld erweck-

ten zweifachen Arbeit der fleissigen Volksklassen gesagt habe, in einen Abschnitt zusammengetragen haben. So aber hat mich mein Vortrag mehreremal auf eben dieselbe Sache zurückgeführt, und scheinbare, aber deswegen nothwendige Wiederholungen veranlaßt, weil ich nur selten, wenn ich auf eine Hauptsache gerieth, alles, was von derselben zu sagen war, erschöpfen konnte, ohne in der einmal gewählten Vorstellungsart zu viel zu verändern.

Ich habe diesem Buche neben dem besondern Titel einen andern gegeben, welcher dasselbe mit der bald zu vollendenden Sammlung andrer Schriften, welche die Handlung zum Gegenstande haben, in Verbindung setzt. Ich bestimme für diese Sammlung die zu Leipzig 1771. 8. gedruckten sogenannten kleinen Schriften von der Handlung und andern gemeinnützigen Gegenständen nach vorgängiger Verbesserung und Erweiterung, nebst andern theils ungedruckten, theils den hambur-

gischen Addreßcomtoirnachrichten eingerückten Aufsätzen, unter welchen insonderheit die Abhandlung von dem Grunde und Ursprunge des Wechselrechts nebst einem Beitrag zur Geschichte desselben ihren Platz haben wird.

Vorbericht zur zweiten Auflage.

Als ich vor zwanzig Jahren dieses mein Buch nach einer achtjährigen Arbeit ins Publikum gab, glaubte ich, dasselbe so vollendet zu haben, daß ich bei einer neuen Ausgabe, wenn ich dieselbe erleben sollte, dieser nicht viel würde hinzusetzen oder darin ändern dürfen. Indessen ließ ich sogleich ein Exemplar mit Papier durchschießen um doch schon frühe dasjenige beizutragen, was mir als nöthig für diese Ausgabe, insonderheit in Rücksicht auf vorgefallene Veränderungen in der polizirten Welt einfallen würde. Aber ich erfuhr Jahre durch, daß der Vertrieb meines Buchs sehr langsam sey. Dies mußte ich bald vermuthen; als Büsching, der damals im Besitz war, das erste Urtheil über Schriften dieser Art auszusprechen, in seinen wöchentlichen Nachrichten mein Buch

in einem Ton anzeigte, welcher natürlich alle Aufmerksamkeit seiner vielen Leser auf dasselbe niederschlagen mußte. Ich weiß nicht, in welcher Laune der wirklich gute Mann dies gethan hatte. Wir waren persönlich bekannt, und in gutem Vernehmen, wie ich glaubte, und bis an seinen Tod, kurz vor welchem ich ihn noch im Jahr 1787 zu Berlin sah, zu glauben Ursache behielt. Seinem Herrn Verleger, der auch der meinige war, diesem geschah gewiß dadurch ein arges Mißgefallen. Ich hatte aber auch gleich nach der Herausgabe, in der Hamburgischen neuen Zeitung, alle Abschnitte meines Buchs ausgezeichnet, auf welche ich glaubte die Recensenten aufmerksam machen und sie bitten zu dürfen, diese in ihren Urtheilen vor andern zu beachten. Das hat denn B. gar nicht gethan, und so glaubte ich ihm seine Uebereilung öffentlich in dem gelehrten Artikel der neuen Zeitung aufrücken zu dürfen. Diese Uebereilung gestand er in einem spätern Blatte seiner wöchentlichen Nachrichten ein, versprach, mein Buch noch einmal ernsthaft vorzunehmen, erfüllte aber dies

Versprechen nicht. Etwa zwei Jahre nachher erschien in der A. D. Bibliothek ein Auszug und ein gründliches Urtheil von einem mir nie bekannt gewordenen Manne, der am Schlusse sagt, er habe es deswegen so ernsthaft damit genommen, weil er bemerke, daß dies Buch noch zu wenig bekannt und im Umlaufe sey. Davon aber mag die Wirkung nicht groß gewesen seyn. Des Herrn Grafen von Brühl in seinen recherches etc. gegebenes großes Lob konnte in Deutschland nicht viel wirken. Es scheint zu viel dazu zu gehören, die Deutschen auf ein Buch dieser Art, wenn es von einem Deutschen geschrieben ist, so aufmerksam zu machen, als sie es bald auf das eines Ausländers werden, wenn es unter dem Schilde einer Uebersetzung zu ihnen kömmt. Für einen Beweis gilt mir dies, daß der sel. Garve und sein Herr Gehülfe in ihrer neuen Uebersetzung von Smiths Buche nicht mit einem Wort erwähnen, daß auch ein Deutscher nach Steuart und Smith über die Staatswirthschaft geschrieben, und gesucht habe, dieselbe auf einen von diesen

nicht genug beachteten Gegenstand, nemlich den Geldumlauf, zurückzubringen.

Nun dachte ich achtzehn Jahre lang wenig an mein Buch, und hatte auch nicht einen Zusatz oder Anmerkung in das dazu bestimmte Exemplar getragen, als mein Herr Verleger unerwartet mir sagte, daß er eine neue Auflage des Buches wünsche, weil in den letzten Jahren die Nachfrage nach demselben sich so sehr gemehrt habe. Ich leugne nicht, daß dieses mich freuete. Es war eins der liebsten Kinder meines Geistes, und die Nichtachtung desselben hatte mich doch etwas gekränkt. Hatte ich gleich in so langer Zeit gar keine Materialien für eine zweite Ausgabe zu Papier gebracht, so war doch mein Kopf immer voll von neuen dem Gegenstande desselben angehörigen Ideen gewesen, die ich noch in dasselbe zu tragen, und dem Publikum mitzutheilen wünschte.

In dem Vertrauen auf meine gute Gesundheit und Geisteskräfte, das mich auch nicht getrogen hat, machte ich schon vor zwei Jahren eine ernsthafte Revision und Nacharbeitung zu meiner vorzüglichen Be-

schäftigung. Ich war mit derselben in einem Jahre fertig, konnte mich aber doch noch nicht entschliessen, mein nun besser ausgesteuertes Kind so aus meinen Händen in's Publikum gehen zu lassen, sondern ging Altes und Neues noch ein zweitesmal durch. Dadurch ist es um mehr als ein Drittheil stärker geworden, als es in der ersten Ausgabe war. Denn ich traf auf wenig Stellen, die einer Hauptänderung bedurften, und auf noch wenigere, die ich hätte herausnehmen und vernichten dürfen. Die wichtigsten Veränderungen und Zusätze sind aus den Vorfällen der neuern Zeit entstanden, und man wird auch an diesem Buche bemerken, daß ich noch immer gesucht habe, mit den Zeiten fortzugehen.

So ist denn dies Buch ein gewissermaaßen neues geworden. Ich hoffe, daß die Herrn Recensenten es auch als ein solches ansehen, und es nicht mit der trocknen Anzeige einer zweiten Ausgabe abfertigen werden. Die Bearbeiter der meisten deutschen literarischen Zeitschriften werden dies um so viel eher thun können, da sie oder

ihre Vorweser sich mit der ersten Ausgabe so wenig Mühe gemacht haben.

Aber vielleicht werden doch einige unter ihnen, noch mehr aber solche Leser, die meine Arbeit etwas schätzen, gerne wissen wollen, wo sie das Neuhinzugekommene oder das Veränderte zu suchen haben. Es ist dessen zu viel geworden, als daß ich hätte zum Behuf der Besitzer der ersten Ausgabe es besonders haben abdrucken und verkäuflich werden lassen können. So viele kleine aber doch wichtige Umänderungen und Einschiebsel würden aus dem Zusammenhange gerissen und besonders gedruckt eine üble Lektüre gemacht haben. Ich hatte hier nicht eben die Ursachen, die ich bei meiner Darstellung der Handlung hatte, um auf dieselbe die umständliche Abhandlung so vieler Materien in drei Bändchen besonders folgen zu lassen. Die meisten dieser Zusätze sind wie besondere Abhandlungen anzusehen, wie z. B. der über das Strandrecht im zweiten, und der über die Connoissemente im dritten Bande. Hier aber gehen alle, auch die größten Zusätze aus den

in der ersten Ausgabe abgehandelten Materien eben so natürlich hervor, daß sie, wie ich glaube, nur in der Verbindung mit diesen sich angenehm lesen lassen. Nun aber habe ich durch eine Anzeige aller neu hinzugekommenen Paragraphen und ihres kurz gegebenen Inhalts denjenigen zu Hülfe zu kommen mich bemühet, welchen es unangenehm seyn würde, das Alte theilweise mit dem Neuen zu vergleichen, zumal da die alte Zahl und Ordnung der Paragraphen sehr verändert worden ist. Jetzt wird jeder Besitzer der alten Ausgabe bald sehen können, wo er das Neue zu suchen habe, und was er etwan des Zusammenhanges wegen von dem Alten nachlesen dürfe.

Diese werden bald finden, daß ich mich diesmal mit Smiths Buche weit mehr als in der ersten Ausarbeitung beschäftigt habe. Smith hat durch die Leichtigkeit und Annehmlichkeit seiner Schreibart seinem Landsmann und Vorgänger Steuart den Vorrang sehr frühe abgewonnen. Auch mag sein Buch diesen Vorrang vor dem meinigen immerhin bei den Deutschen behalten.

Indessen glaube ich nicht übel gethan zu haben, wenn ich meine Abweichung von ihm darlege, und die manchen seiner Raisonnements fehlende Gründlichkeit aufdecke. Zudem hat Smith in den spätern schon von ihm erlebten Auflagen nicht geändert, was schon damals nach so wichtigen neuern Vorfällen geändert werden müßte. Ich aber habe auf alle Hauptvorfälle der Welthändel in den letzten zwanzig Jahren genau zurückgesehen. Das was ich in Hinsicht auf diese in mein Buch getragen habe, mag gewissermaaßen zur Ergänzung und Verbesserung zu dem seinigen dienen, wiewohl ich mir dies nicht zum eigentlichen Zweck setzte, oder setzen konnte.

Hamburg, im März 1800.

Verzeichniß

der Vermehrungen und wichtigen Umänderungen in dieser zweiten Ausgabe, und kurzer Inhalt derselben.

B. 1. §. 28. Der letzte Verbraucher ist es, der den Lohn aller an ein Kunst- oder Natur-Product gewandten Arbeiten, seyen sie geschehen in welcher Gegend der Erde sie wollen, bezahlt. Dies macht nur die Dazwischenkunft des Geldes möglich.

— — — 29. Auch nur durch diese wird die von Smith so sehr gepriesene Vertheilung der Arbeit möglich. Bei dem Tauschhandel hat dieselbe sehr enge Grenzen. Der Naturmensch raubt lieber jedes Product fremder Arbeit, als daß er es eintauschte.

Anmerkung. Smith irret sich, wenn er annimmt, daß die Thiere nicht eine Vertheilung der Arbeit unter sich kennen.

B. 2. §. 11. Stellt zwei von Frankreich hergenommene Beispiele aus neuern Zeiten dar, wie und warum das Geld dort geringhaltiger geworden.

— — — 21. Wie die Kochart des geringen Mannes in Schottland ihn fähig macht, wohlfeiler zu leben und wohlfeiler zu arbeiten.

— — — 22. Unter welchen Umständen das Fleisch eine wohlfeilere Nahrung als das Brod seyn könne. Ungleichheit in den Preisen der Garten-Producte in größern und in kleinern Städten.

— — — 25. Der eigentliche Grund, warum die edlen Metalle vor allen andern Zeichen des Werths den Vorzug haben, ist dieser: weil die Natur keine andere Substanz giebt, welche der Quantität und Qualität nach mit der von allen verkäuflichen Dingen und selbst der von Diensten und Arbeiten aller Art verglichen werden kann. Ein neues in der ersten Auflage noch nicht von mir beachtetes, aber nun in der Folge vielfältig angewandtes Princip!

— — — 36. Ueber die Theurung der letzten Jahre in unsern Gegenden, und deren gewiß bleibende Folgen.

B. 2. §. 56. Theurung entsteht aus einer hohen Nachfrage. Besondere Bemerkungen über die unnatürliche, nicht durch Miswachs in den Jahren 1795 und 1796. entstandene Theurung in einem Theil des nördlichen Deutschlands. Von der daraus entstehenden Verwöhnung der Arbeitenden aller Art.

— — — 57. Bleibende schädliche Folgen solcher öftern Theurungen. In ihnen liegt wahrscheinlich der Grund von den steigenden Preisen der Dinge mehr als in der Zunahme des baaren Geldes seit Jahrhunderten.

— — — 60. Ueber Herrn Professors Schmalz Idee, daß das Geld als ein Faustpfand anzusehen sey. Auch diese wird von mir in gewisser Absicht benutzt und angewandt.

— — — 61 Von der Schätzung des Werths der Dinge bei einigen Negervölkern nach idealischen Makuten. Anwendung auch dieser Idee.

(Ich wähle diesen Ort, anzumerken, daß die Portugiesische Regierung diese Makute in einer wirklichen Silbermünze realisirt hat.)

B. 3. §. 36. bis 42. Ueber die wichtige Materie von den Staatsschulden, sind in der Ord-

nung und in dem Inhalte sehr verändert, §. 41. aber ganz neu.

B. 3. §. 55. bis 64. enthalten zuförderst geschichtliche Bemerkungen über das Verschulden der Staaten bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Anfang des Fundirungs-Systems im Jahr 1695. Ueber die Assignate in Frankreich viel geschichtliches. Der Verkauf der National-Güter fiel doch nur als eine schlechte Resource für die französischen Finanzen aus. Ein warnendes Beyspiel für andere Staaten, wenn sie jemals auf eben diesen Misgriff gerathen sollten.

— — — 70. und 71. sind aus dem 59. §. der ersten Ausgabe durch Erweiterung entstanden. In diesen wird die Materie von den Auflagen auf den Besitz- und Vermögensteuern vollständiger abgehandelt.

— — — 76. Die von den Auflagen auf den Genuß.

— — — 79. Warum die Auflagen auf das hohe Wohlleben gewöhnlich unter der Erwartung ausfallen.

— — — 80. Der Staat muß daher auf die Bedürfnisse des allen Volksklassen gemeinen Wohllebens, des Wohllebens des geringen Mannes und selbst des nothwendigen Bedürfnisses in seinen Abgaben zurück gehen.

— — — 86. Von den Abgaben von Salz und Toback

* * * *

B. 4. §. 47. bis 52. sind dem Adel gewidmet. Die so lange geglaubte Behauptung Montesquieu's, daß der Adel eine Stütze der Monarchie sey, ist durch die Erfahrung der letzten Jahre widerlegt. Er hat sich nicht als eine solche in Frankreich und in Polen, auch nicht einmal in der aristokratischen Republik Venedig gezeigt. Billige Würdigung des Adels und Hinausweisung auf das, was derselbe zu thun habe, um in den Geldumlauf auf eine heilsame Art einzuwirken.

B. 5. §. 4. Dieser §. hat einen Zusatz über die Commerztraktaten. Berückung des einen oder andern Theils ist die Absicht oder die Folge der meisten.

— — — 5. bis 8. betreffen den immer sich mehrenden Holzmangel in einem großen Theil Europens, die Nothwendigkeit, ihn als eine allgemeine Angelegenheit der polizirten Völker anzusehen und eine höchst nöthige Vorsorge für unsere Nachkommen zu haben, folglich ihm schon jetzt vorzubeugen, wenn nicht die Bevölkerung still stehen, oder gar zurück gehen soll. Vorschlag, wie der Anschlag dazu für ein großes Land mit Ueberlegung gemacht werden könne. Es muß dabei insonderheit auf die Städte und deren Gewerbe

sen, wenn sie Kräfte genug zur eigenen Vertheidigung erlangt haben.

B. 5. §. 30. Von solchen Bedürfnissen, welche bei der Lebensweise neuerer Zeit niemand entbehren will, wenn gleich jedermann sie entbehren könnte.

Sechstes Buch.

In diesem Buche habe ich in jedem Abschnitt die §§. besonders aufgezählt, da sie in der ersten Ausgabe durch das ganze Buch nach einander fortgiengen.

B. 6. Abs. I. §. 3. Ist gewissermaaßen nur eine Wiederholung des Buchs I. §. 28. angegebenen Princips, welches ich den in diesem sechsten Buch daraus herzuleitenden Wahrheiten näher bringen zu müssen glaubte.

— — — 6. hat einen Zusatz über die Verrückung des Verhältnisses des Goldes und Silbers, und dessen Abhängigkeit von dem Wechselcours, insonderheit zwischen Hamburg und London in den letzten Kriegsjahren.

— — — 13. Ein Zusatz zeigt, wie die Wechselbriefe

kein Zeichen des Werths, aber doch ein grosses Hülfsmittel der Circulation in grosser Ferne sind.

B. 6. Abs. I. §. 15. Vortheile, die ein Regent, dessen Finanzen in Ordnung sind, von einer solchen Zettelbank haben könnte, und welche insonderheit Friedrich der Grosse bey Sammlung seines Schatzes hätte haben können.

— — — 18. Bestätigung der Vortheile des leichten Münzfusses für die meisten Gewerbe in denen Gegenden, wo der 24 Guldenfuß gilt. Merkwürdige Vorfälle in dem dänischen und hamburgischen Curantgelde seit zehn Jahren.

— — — II. 14. Reflektionen des jetzigen Krieges auf die Staatswirthschaft.

— — — 15. Von den Kanälen als einem Hauptmittel zur Beförderung der innern Circulation.

— — — 16. Beweis nach Titsinkh, daß in Japan der Geldreichthum der Privatpersonen blos durch die innere Circulation weit grösser geworden sey, als in England der reichsten Privatleute, wenn gleich er

sich da aus der innern und auswärtigen Circulation anhäuft.

B. 6. Abs. IV. §. 6. Was als reiner Ertrag bei kleinen Bauergütern, und

— — — 7. was als ein solcher bei großen Landgütern gelte.

— — — 8. Nur aus dem reinen Ertrag können von dem Eigner die Zinsen und die Abgaben an den Staat erhoben werden.

— — — 16. Von verschiedenen andern Ursachen, die auf den Preis der Grundstücke und den Zinsfuß einwirken, und den verschiedenen zum Theil mit einander streitenden Resultaten derselben.

— — — 17. Wie das Darleihn auf liegende Gründe auch als ein Kauf anzusehen sey. Folgerungen daraus.

— — — 18. Von dem persönlichen Credit im Allgemeinen. Die Gesetze nehmen sich desselben in zwei Wegen an.

— — — 19. Von dem in der Waarenhandlung gegebenen und fast allgemein auf 4 p. C. gerechneten Credit.

B. 6. Abs. IV. §. 20. Ueber die Zinsen in Wechselgeschäften, und insonderheit den Discont. Ob die Obrigkeit sich in denselben einmischen dürfe.

B. 6. Abs. V. §. 15. Ueber die hamburgische Armenordnung. Erzählung derer Umstände, durch welche dieselbe vorbereitet ward, und meines Antheils daran.

— — — 16. Wie diese Armenordnung der Polizei nach meinem Vorschlage hätte zu Hülfe kommen sollen, welche gute Absicht aber vereitelt ward.

— — — 17. Einige Umstände, weswegen die hamburgische Armenordnung in andern großen Städten nicht leicht nachgeahmt werden mögte.

— — — 19. Einige mir später entstandene Bemerkungen über Wittwencassen.

— — — 20. Etwas über Leibrenten, welche Materie zu erschöpfen ich mir doch nicht vornehmen konnte.

B. 6. Abs. VI. §. 11. Etwas Geschichtliches von dem physiokratischen System.

— — — 22. Unzulänglichkeit der mit diesem System

in Europa gemachten Versuche, wiewohl es in Bengal doch wirklich lange Zeit der Hauptsache nach bestanden ist.

B. 6. Absch. VI. §. 23. Wie wenig dieses System in den jetzigen Umständen auf einen der europäischen Staaten passe, wird durch einige Beispiele erwiesen, insonderheit durch das von G. Britanien.

Der siebente Abschnitt, welcher einzelne Bemerkungen über den Einfluß der Polizei in den Geldumlauf enthält, ist in der neuen Auflage ganz neu hinzugekommen. Der Inhalt desselben findet sich am Ende des Inhaltsverzeichnisses des sechsten Buchs.

Von
dem Umlauf des Geldes.

Erstes Buch.

Von dem Entstehen und den ersten Wirkungen des Geldumlaufs überhaupt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt

des ersten Buchs.

Einleitung.

Erstes Buch.

Von dem Geldumlauf, dessen Entstehen und Wirkungen überhaupt.

Erster Abschnitt.

Zustand eines Volks ohne allen Gebrauch des Geldes.

Anmerk. Wie Mexico, Peru und Otahiti bei diesem Tausch der Bedürfnisse so bevölkert haben werden können.

§. 7. Schwierigkeiten des Tausches bei einem blos inländischen Gewerbe.

§. 8. Stufen des Verfalls eines Volks in diesen Umständen.

Anmerk. Bestätigung aus der Geschichte.

Zweiter Abschnitt.

Natürliche Veränderungen in dem Zustand eines Volks, bei welchem die edlen Metalle einen allgemein beliebten Werth zu bekommen anfangen.

§. 9. Supposition, daß in jedem Volk das Gold und Silber allgemein beliebt werde.

Anmerk. Warum hier noch nicht von dem Gelde, als einem Zeichen des Werths, die Rede sey.

§. 10. Erste Folge in der Erleichterung des Tausches der Bedürfnisse.

§. 11. Zweite Folge: Der Lohn der Dienste kann aufgespart werden, woraus mehr Arbeiten entstehen.

§. 12. Dritte Folge: Nun haben Arbeiten Statt, die nur von Zeit zu Zeit verlangt werden.

§. 13. Vierte Folge: Auch solche Arbeiten, die nicht täglich vollendet und täglich bezahlt werden können, das ist Künste.

§. 14. Fünfte Folge: Der producirende Theil des Volks kann auf einen Vorrath arbeiten. Erster Keim der Handlung.

Dritter Abschnitt.

Nähere Betrachtung der Wirkung von dem Gebrauch des Geldes in einer bürgerlichen Gesellschaft.

Einleitung.

§. 1.

Wenn eine Person in einer bürgerlichen Gesellschaft Mittel findet, ihre Bedürfnisse fortdauernd zu befriedigen, so sagen wir, daß sie ihr Auskommen habe.

Anmerkung.

Ich schränke mit gutem Grunde diesen Ausdruck auf die in bürgerlicher Gesellschaft lebenden Personen ein. In der That würde man ihn nicht von einem Menschen brauchen, der im Stande der Natur in einer fruchtbaren Gegend lebte, wo er seine reichliche Nahrung finden und seine nothwendigsten Bedürfnisse ohne Mühe täglich befriedigen könnte. Ich nehme ferner das Wort Bedürfnisse in dem allgemeinsten Umfange, und schließe selbst die so entbehrlich scheinenden Bedürfnisse des Wohllebens nicht aus, welche diesem und jenem aus denen Umständen, in welchen er in der bürgerlichen Gesellschaft lebt, entstehen. Auch muß das Vermögen,

für diese Bedürfnisse zu sorgen, fortdauernd seyn. Ich sage nicht von demjenigen, der auf außerordentliche und eben deswegen ungewisse Zufälle vom Glück, Spiel, Betruge oder von Wohlthaten warten muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, daß er sein Auskommen habe, auch selbst alsdann nicht, wenn ich ihn auf eine Zeitlang im Ueberflusse sehe. Wer bloß sein Auskommen hat, heißt noch nicht reich. Aber das Auskommen geht dem Ueberflusse vorher, und dem Vermögen, mehr als diejenigen Bedürfnisse zu befriedigen, die man bis daher als nothwendig ansah. Gründet sich dieß Vermögen auf den Besitz einer Sache von fortdauernder Nutzbarkeit, so entsteht Reichthum. Der Besitz solcher Dinge durch einzelne Personen oder Familien macht den Reichthum von diesen insbesondere aus, und behält noch diesen Namen, wenn gleich diese Personen oder Familien die Nutzung desselben in der Erfüllung ihrer Bedürfnisse ganz verzehren, und dieselbe als ihr Auskommen ansehen, welches sie mit dem Zuwachs ihres Reichthums vergrößern oder erweitern. Das Total des Reichthums aller Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft ist Reichthum derselben, oder National-Reichthum. Dieß bleibt er, wenn gleich alle einzelne Bürger des Volkes die Nutzung desselben in dem, was sie nun zu ihrem Auskommen rechnen, ganz verwenden, eben so gut, als wenn sie einen Theil desselben bei Seite legen, und also sich eines eigentlichen Ueberflusses über ihr Auskommen bewußt werden. Wird dieser Ueberfluß zur Erwerbung oder Hervorbringung eines größern nutzbaren Eigenthums verwandt, das bisher

noch nicht ein solches wär, so wird der Reichthum dieser einzelnen, aber auch der National-Reichthum vermehrt. Nimmt aber das Total des nutzbaren Eigenthums, durch welche Ursache und Vorfälle es auch seyn mag, und nehmen die Mittel des Auskommens für einzelne, für mehrere oder für alle in einem Volke ab, so vermindert sich dessen National-Reichthum, bis dessen nur so viel übrig bleibt, als was durch seine Nutzung höchstens die physischen Bedürfnisse eines jeden Individuums erfüllen kann. Das Volk tritt alsdann in den Zustand zurück, in welchem alle Urvölker vor Jahrtausenden sich befanden, und es ist dann nicht mehr die Rede von dem Reichthum einzelner, oder vom National-Reichthum aller.

So viel Originalität mein Buch hat, und so verschieden der Gang meiner Ideen von denen eines Smith zu seyn scheint; so wird man doch schon aus diesem wenigen einsehen, wie ich mit diesem so beliebten Schriftsteller in der Hauptsache zusammentreffe.

§. 2.

In der bürgerlichen Gesellschaft sorgt ein jeder, so wie er im Stande der Natur thun würde, zuvörderst für sein eigenes Auskommen. Eine jede bürgerliche Gesellschaft kann bestehen, und ihr Hauptzweck wird erfüllt, wenn niemand in der Erwerbung und in dem Genuß seines Auskommens von andern gestöret wird. Aber die Pflicht, für das Auskommen andrer unmittelbar und ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil zu sorgen, kann sie ihren Mitgliedern nicht auflegen, wenn gleich in dem

gesellschaftlichen Leben nur wenige in denen Umständen sich befinden, da sie ihre Bedürfnisse ganz ohne Hülfe anderer befriedigen könnten.

§. 3.

Kann nun die bürgerliche Gesellschaft es ihren Mitgliedern nicht als Pflicht auflegen, für das Auskommen andrer zu sorgen, so können nur zween Gründe dieselben veranlassen, dieses ohne Zwang der Gesetze zu thun, nämlich Liebe und Eigennutz.

§. 4.

1) Die Liebe veranlaßt zuvörderst die Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, für die Bedürfnisse derjenigen zu sorgen, welche durch Bande des Bluts mit ihnen verbunden sind. Doch sind selbst diese Bande nicht immer stark genug für einzelne, um sie in einer fortdaurenden Bemühung für deren Auskommen zu erhalten. Wenigstens sind sie nicht stark genug für denjenigen, welchem sein eignes persönliches Auskommen zu erwerben schwer wird. Wie manchen sehen wir in diesen Umständen Weib und Kinder dem Mangel alles nothwendigen überlassen, oder wenigstens froh über deren Tod, wenn er ihn von der Vorsorge für dieselben befreiet! Ja wie mancher läßt schon Weib und Kinder muthwillig darben, wenn er, um sie mit sich zu nähren, nichts mehr thun dürfte, als seinen Fleiß zu vermehren, oder anhaltend zu machen, oder sich in seinen besondern Bedürfnissen und den davon abhängenden Ausgaben einzuschränken! Man wird mir einräumen,

daß die bürgerlichen Gesetze nicht immer hinlänglich sind, um diejenigen zu zwingen, welche aus Leichtsinnigkeit oder Faulheit die Sorge für das Auskommen ihrer Familie aufgeben wollen, noch weniger aber diejenigen, welche wirkliche Schwierigkeit finden, mehr als ihr persönliches Auskommen zu erwerben. Die Moral sieht diese Sorge als eine der ersten Pflichten an, die dem Menschen und dem Bürger obliegen. Sie schilt die, welche sie versäumen, für Ungeheuer; aber ihre Gesetze sowohl, als ihr Schelten, sind von keinem Zwange begleitet.

§. 5.

Die Liebe, welche uns veranlaßt, für das Auskommen derjenigen zu sorgen, welche nicht zu unserer Familie gehören, heißt Wohlthätigkeit. Die Gesetze können sie nicht gebieten, und die Moral kann sie durch ihre Grundsätze bloß anpreisen. Die Religion allein befiehlt sie. Religion und Moralität vereint machen diese Wohlthätigkeit unter den polizirten Völkern sehr gewöhnlich und sehr wirksam. Nun können freilich die Gesetze zu Hülfe kommen, um diese in einem Volke schon vorhandene Tugend theils zu unterhalten und allgemeiner zu machen, theils zu leiten, daß sie ihre Wirkung in einer für den Staat vortheilhaften Ordnung thue. Aber niemals können sie einzelnen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft auflegen, die Versorgung einzelner Personen ohne alle Rücksicht auf eignen Nutzen ganz auf sich zu nehmen.

Anmerkung.

Ich glaube hier den Zweck der bürgerlichen Gesetze über die Versorgung der Armen, und den Grund, worauf sie sich stützen, richtig angegeben. Wenn die Regenten nicht schon die Wohlthätigkeit unter den Bürgern eines Staats wirksam finden, so werden ihre Verordnungen sie nicht rege machen, ja selbst ihr Gebot an den Bürger: versorgt den Mitbürger, der sich nicht selbst ernähren kann oder nicht ernähren will, würde weder in den Absichten des Staats noch in den natürlichen Rechten eines Oberherrn gegründet seyn. Sie werden zwar wehren können, daß man nicht, wie bei den Wilden in Amerika, den Alten und den Krüppel, wie im Bienenvolke die Drohnen, todtschlägt, wenn sie ihr Auskommen nicht selbst sich verschaffen können. Aber vom Verhungern wird ihr bloßer Befehl sie nicht retten können. In diesen Umständen muß vielmehr der Staat einen so guten Gebrauch von seinen überflüssigen Bürgern zu machen, oder sich derselbigen so gut zu entledigen suchen, als er kann. Rom versandte die seinigen in Colonien, und die, welche noch zu Hause blieben, versorgte der reiche Bürger nicht aus Wohlthätigkeit, sondern weil er sie zu den Absichten seiner Ehrsucht von Zeit zu Zeit zu gewinnen genöthiget war. Auch die Kaiser gaben nachher große Geschenke oder sogenannte Congiaria an die armen Bürger an Gelde, und zuweilen auch an Lebensmitteln, deren Belauf erstaunlich hoch stieg. Man findet die Beispiele davon gesammelt und nach heutigem Gelde berechnet in Arbuthnots Tab-

loo of ancient Coins etc. S. 185 ff. Aber Rom hatte keine öffentliche Armenanstalten und keine Schatzungen zur Versorgung seiner armen Bürger. In unsern christlichen Staaten finden sich beide. Die meisten Armenanstalten aber sind das Werk einer Wohlthätigkeit schon verstorbener frommer Christen, welche nicht die Gesetze, sondern welche, die Religion gewirkt hat. Der Staat nimmt sich ihrer an, und sucht einen zweckmässigen Gebrauch derselben zu bewirken, stellt sie unter eine gesetzmässige Verwaltung und sichert dieser ihre Rechte, so wie das Eigenthum eines Privatmannes. Wenn er dann auch durch Auflagen, wie dieß z. E. in unserm Hamburg geschiedt, einen Beitrag von den noch lebenden Bürgern zur Versorgung der Armen fodert, so hat er die Stimme einer zur Wohlthätigkeit ohnehin geneigten Nation so vor sich, daß der nicht dazu geneigte Theil nicht zu widersprechen wagt. Er muß aber auch, um sein Werk nicht gestört zu sehen, die Wohlthätigkeit selbst durch Verbote einschränken, und das Geben der Allmosen an den Bettler verbieten, wie dieß bei Einrichtung der neuen berlinischen Armenanstalten unter einer Strafe von zehn Thalern geschehen ist. Der Wohlthätige sieht dabei zween Vortheile ein: erstlich die gleichförmige Vertheilung einer Last, von welcher er doch immer die Beschwerde fühlt und zweitens die Vorsorge des Staats, ihn von den muthwillig Armen zu entledigen. Ich habe seit der ersten Ausgabe dieses Buchs das grosse Vergnügen genossen, in der grossen Stadt, welcher ich angehöre, eine Armenanstalt zu bewirken, wenigstens durch die Bemühung mehrerer

Jahre vorzubereiten. Man wird diesen meinen Antheil daran aus dem 3ten Bande meiner Erfahrungen näher kennen lernen können. Hier sey es genug zu sagen, daß mein Muth diese große Sache anzugreifen, sich auf die mir lange bekannte Neigung meiner Mitbürger zur Wohlthätigkeit gründete, bei welcher sich der müssige und muthwillige Bettler bis dahin sehr wohl befand. Aber eben dieser regellosen Wohlthätigkeit mußte ein Zügel angelegt und nicht nur das Nehmen, sondern auch das Geben der Allmosen verboten werden. Ich wagte nicht mehr vorzuschlagen, als daß eine Geldstrafe für das Allmosengeben unter dem Namen einer außerordentlichen Armengabe sollte eingefodert werden. Aber meine Mitbürger eilten mir darin vor, und beliebten eine gerichtliche Eintreibung derselben, die auch noch statt hat. Aber es waren nicht blos milde Beiträge neben den verbleibenden gesetzmäßigen nöthig. Mehr als zweihundert Personen wurden erfodert, um diese Armenordnung durch unbelohnte Arbeiten im Gange zu erhalten. Aber auch diese Zahl fand sich bald, findet sich noch immer, und geben den fortdauernden Beweis, wie sicher ich auf die thätige Wohlthätigkeit der Bürger Hamburgs in meinen Entwürfen gerechnet hatte.

§. 6.

1) Der Eigennutz kann uns nur veranlassen, die Versorgung desjenigen ganz oder zum Theil auf uns zu nehmen, der uns durch seine Dienste nützlich wird, und noch ferner Nutzen verspricht. Den, der uns ge-

dient hat, und nicht ferner mehr dienen kann, lohnen wir ab, ohne weiter für sein Auskommen zu sorgen. Thun wir es dennoch, so ist es nicht mehr Eigennutz, sondern Dankbarkeit, oder Wohlthätigkeit, das ist, diejenige Liebe, von deren eingeschränkter Wirkung ich schon geredet habe.

So lange also noch die Frage ist, wie ein Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft ein sicheres fortdauerndes Auskommen durch den Eigennutz eines andern erlangen könne, so ist (wenn wir die Sache in ihrer größten Simplicität nehmen, und nicht schon eine Menge Dinge einmischen wollen, auf die wir noch nicht sehen dürfen) das Mittel dazu: die Ergebung in den fortdauernden Dienst eines andern, durch welche dieser veranlaßt wird, nicht blos zum Lohn schon geleisteten, sondern in Erwartung künftiger Dienste für unsern Unterhalt so zu sorgen, daß die Kräfte unsers Körpers oder unsers Geistes, durch welche wir ihm nützlich werden sollen, auf die möglich längste Zeit erhalten werden. Eine solche Verbindung aber bringt es mit sich, daß wir den Dienst desjenigen, der uns in Erwartung künftiger Dienste unser Auskommen giebt, nicht, wenn wir wollen, verlassen dürfen. Kurz, es entsteht eine Knechtschaft.

Anmerkung.

In dem Zustande der alten Völker zeigt sich die Knechtschaft, als das erste und wirksamste Mittel für den ärmern, um unter der Vorsorge des reichern sich ein Auskommen zu verschaffen. In der einfachen Le-

denkart jener Zeiten war der Lohn, der sich für Dienste einer unbestimmten Zeit bald von diesem bald von jenem verdienen ließ, für den, der auf Unkosten anderer zu leben genöthigt war, eine zu ungewisse Aushülfe, als daß er nicht lieber eine fortdaurende Knechtschaft vorgezogen hätte. Daher machte in vielen Völkern nicht etwan bloß die Gewalt, sondern ein freier Vertrag, Knechte nicht nur auf Lebenszeit, sondern auch auf die Nachkommenschaft.

Steuart zeigt im siebenten Kapitel seines ersten Buchs diese Vortheile der durch Krieg und Ueberwältigung erzwungenen Sclaverei in den ältesten Zeiten zwar kurz, doch auf eine überzeugende Art. Wie sehr aber dem in Knechtschaft lebenden und an sie gewohnten Menschen dieselbe zur Sicherung seines Auskommens und fortdaurenden Befriedigung seiner eingeschränkten Wünsche vortheilhaft erscheine, davon haben wir in unsern Gegenden öftere Exempel. Mir sind Fälle bekannt, da Edelleute ihren Leibeigenen die Freiheit geben, und ihre Güter auf Erbpacht gerne setzen wollten. Allein die Bauern widersetzten sich, und wollten lieber in dem Zustande bleiben, da ihr Gutsherr in vorkommenden Landplagen gehalten bleibt, für die Wiederherstellung ihres Nahrungsstandes zu sorgen *). Jetzt, da in unserer Nachbarschaft auf vielen

*) Ich finde auch in des Jac. Otto Vorstellung der Leibeigenschaft, Ulm, 1660. 4. S. 14, daß König Stephan in Polen im Jahr 1582 die Bedrückungen der liefländischen Bauern zwar mildern wollen. „Diese aber" sagt er, „haben

und großen Landgütern es mit der Ertheilung von Freiheit und Eigenthum an die sonst leibeigenen Bauern immer weiter gedeiht, wie sie denn in Schleswig und Holstein in wenig Jahren allgemein werden soll, gehet der Bauer aus der Verbindung mit seinem Gutsherrn ungern ganz heraus, sondern freuet sich, vieles von derselben im alten Bestande bleiben zu sehen, wobei er der theils festen theils zufälligen Kosten vom Kirchen- Schul- und Justizwesen, auch der medizinischen Vorsorge überhoben, folglich ihm sein Auskommen im Ganzen mehr gesichert bleibt.

§. 7.

Nun ist unstreitig der größte Wohlstand einer Nation dieser, wenn in ihr die möglich größte Zahl von Menschen ihr Auskommen hat, es sey unmittelbar oder mittelbar aus fremden Händen. Von solchen Menschen, die ihre eigenen Bedürfnisse durch keinen Weg sicher und fortdauernd befriedigen können, hat der Staat keinen Dienst und Hülfe zu erwarten, man mag setzen, welchen Fall man will, in welchem es auf die Kräfte einer Nation ankömmt. Kurz, nicht die Menschenzahl überhaupt, sondern die Zahl derjenigen, welche mit hinreichendem Auskommen leben, macht die Stärke der Nation aus.

„viel ehender alles erdulden und ausstehen, denn die alten „Gebräuche ändern und Neuerung einführen lassen „wollen."

§. 8.

Alles, was zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dient, giebt der Erdboden. Unter allen Voraussetzungen, welche man machen kann, kömmt es freilich auf den Erdboden, den ein Volk bewohnt, und auf dessen Fruchtbarkeit an, wie viele aus demselben ihre Bedürfnisse befriedigen, das ist, in der Nation mit einem gewissen Auskommen leben können. Nun läßt sich freilich eine solche Eintheilung des Erdbodens unter die Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft; und eine solche fleissige Nutzung von dessen Fruchtbarkeit gedenken, bei welcher der Erdboden alles giebt, was er geben kann, und die möglich größte Zahl von Menschen das physisch nothwendige sicher aus demselben gewinnen könnte. Unter mildern Himmelsstrichen, wo der Erdboden zu allen Zeiten wenigstens etwas für die Nahrung der Menschen hervorbringt, können zahlreiche Völkerschaften unter einer solchen Einrichtung bestehen. Otaheiti giebt ein Beispiel davon, dessen Bevölkerung nach der von Cook in seiner letzten Reise gemachten Schätzung die von den bestbevölkerten Ländern in Europa weit übertrifft *).

*) Capit. Cook schlägt im 14. Kap. des 2ten Buchs seiner neuesten Reise die Menschenzahl auf Otaheiti aufs mindeste auf 204,000 Menschen an, welches nach einer ungefähren Berechnung wenigstens 5000 Menschen auf eine geographische Quadratmeile geben würde. Herr Forster giebt in seinen Observations made during a voyage round the World dieser Insel nur 150,000 Einwohner, räumt aber doch ein, daß selbst in Frankreich nicht so viel Einwohner auf einer Quadratmeile beisammen leben.

Auch kann dieß durch eine solche Einrichtung, als bei den Peruanern vor ihrer Unterjochung durch die Spanier Statt hatte, bewirkt werden, von welcher ich unten noch mehr zu sagen Gelegenheit haben werde.

Allein man wird keine bürgerliche Gesellschaft in dem Zustande, in welchem eine solche in unserm Europa, durch Folgen des Clima und der davon abhängenden mannigfaltigen Bedürfnisse, allein bestehen zu können scheint, mit philosophischem Auge beobachten, ohne bald einzusehen, daß eine solche gleichmässige Eintheilung des Bodens nicht mit der möglich größten Nutzung desselben lange bestehen könne.

Das Recht des Eigenthums, eine Folge des bürgerlichen Lebens, das Recht, sein Eigenthum zu veräußern, wenn wahrer oder vermeinter Vortheil es rathen, oder sterbend darüber zu verfügen, die aus diesem allen entstehende Ungleichheit der Menschen werden diese gleichmässige Eintheilung bald zerrütten, und ein gänzliches Unvermögen einzelner, ihre Bedürfnisse unmittelbar durch den Landbau zu befriedigen, veranlassen. Es würde zu langweilig werden, und es gehört zu wenig zu dem Zwecke, warum ich dieß hier einleitungsweise anführe, wenn ich jetzt dieß umständlich ausführen wollte.

Anmerkung.

Bei vielen andern Völkern, insonderheit bei den Römern, ward auf eine solche gleichmässige Eintheilung der Ländereien sehr ernsthaft gesehen. Aber Schenkung, Kauf und insonderheit Erbfälle, zerrütteten dieselbe jedes-

mal in kurzer Zeit, brachten viele dieser Grundstücke in einzelner Bürger Hände, und ließen eine Menge Bürger ohne alle Mittel des Auskommens dem Staat zur Last. Diese foderten dann zwar mit Ungestüm die Wiederherstellung der Gleichheit des Eigenthums liegender Gründe. Man fugte ihnen zuweilen, noch öfter aber half man ihnen durch Versendung in Kolonien, da dann aufs neue alles Land gleichmässig eingetheilt ward, wie es anfangs um Rom her geschehen war. Aber auch hier war der Bestand der Sache nicht länger, als er dort gewesen war.

§. 9.

Sobald nun in einem Volke eine Menge derjenigen vorhanden ist, denen das Auskommen fehlt, das ihnen doch der Boden des Landes geben könnte, so hat die Nation nicht allen möglichen Wohlstand. So wie wir die Sache bisher angesehen haben, können nur Wohlthätigkeit und Knechtschaft den nothleidenden Mitgliedern der Gesellschaft das Auskommen, dessen sie entbehren, wiedergeben. Jene giebt es nie mit Gewißheit, und diese ist in Absicht auf die Nation vielleicht ein eben so großes Uebel, als jene. Wenigstens mögte dem Glück und der innern Stärke einer Nation vieles abgehen, die zwar die möglich größte Menschenzahl enthält, aber nur durch eine Menge Knechte stark ist.

Anmerkung.

Diejenigen Völker, welche das Feudalsystem einführten und so viel Jahrhunderte durch erhalten haben,

sind keineswegs ein Beweis des Gegentheils, so mächtig auch viele derselben in der Geschichte erscheinen. Die dem Einwohner des platten Landes aufgelegte Leibeigenschaft, der Stolz der Gutsherren in der Vermehrung der Anzahl ihrer Leibeigenen, gaben der Nation selbst keine Stärke. Sie befreieten den Oberherrn der liegenden Gründe von der Arbeit, die nicht mit dem Leben eines Menschen bestehen konnte, der bloß für die Waffen lebt. Ich sage: bloß für die Waffen. Denn mir fällt das alte Rom dabei ein, dessen größte Helden von dem Pfluge zur Anführung des Heeres übergingen. Aber so kriegerisch das alte Rom war, so setzte es doch nicht die ganze Bestimmung des römischen Bürgers in den Waffen. Beide, der Patriotismus und die Ehrsucht, fanden Nahrung genug in denen Beschäftigungen, welche das Staatsregiment auch außer dem Kriege gab. In Rom zielte alles auf die Vermehrung der Zahl der freien Bürger ab, in denen der Staat seine Stärke setzte. Jene Völker aber sahen sich in dem Zustande, und in der Mannszahl, in welcher sie das Land besetzten, daß sie erobert hatten, für hinlänglich stark zur künftigen Behauptung desselben an, suchten nur die Frucht ihrer Eroberung einzeln und alle zu genießen, und sahen das überwältigte Volk gar nicht so an, als wenn es ihre Stärke zu vermehren oder zu unterhalten dienen sollte oder könnte. Die Bestätigung des hier gesagten hat sich nun in der Vernichtung der politischen Existenz Polens bewiesen. Zu lange hatten die Nachfolger der ersten Ueberwältiger dieses großen Landes sich für ein Volk von gewisser Stärke gehalten, weil es

ihnen in ihren Kriegen mit manchen Nachbarn gelang, bei welchen es nicht besser bestellt war. Sie waren nicht klüger geworden, als sie in spätern Zeiten ihre Ohnmacht bei jedem Versuche fühlten, welche eben diese wider sie machten, nachdem sie selbst sich in einen bessern Zustand gesetzt hatten. Aber als sie im Jahr 1793 beschlossen, die Selbstständigkeit ihres Staats durch Errichtung eines Heeres von 100,000 Mann zu behaupten, so zeigte sich bald, daß acht Millionen von Sclaven, welche zum wenigsten damals Ihnen noch übrig waren, Ihnen nicht die Stärke geben konnten, welche zur Errichtung und Erhaltung eines solchen Heeres nöthig war.

§. 10.

Sind also beides, Wohlthätigkeit und Knechtschaft, unzulängliche Mittel, um eine Nation in den möglich größten Wohlstand durch Verschaffung eines Auskommens für die möglich größte Zahl ihrer Mitglieder zu setzen: so muß noch ein anderer Reiz hinzukommen, der freie Menschen erweckt, einer für das Auskommen des andern zu sorgen, und der den Eigennutz in Bewegung setzt, dieses auf eine solche Weise zu thun, daß er sich selbst zu dienen glaubt, wenn er für das Auskommen andrer arbeitet. Diesen Reiz giebt das Geld, ein Ding, das, seiner Materie nach nicht ein einziges physisches Bedürfniß der Menschen erfüllen kann, und dessen Form bei denen Diensten, die es der bürgerlichen Gesellschaft thut, in ganz anderer Absicht, als der Kunst und Schönheit wegen, in Betrachtung kömmt.

Aber wie thut es dieses, wie wird der Reiz des Geldes so mächtig, um so grosse Dinge zu bewirken, und sich zur Triebfeder solcher Handlungen zu machen, von welchen das Wohl ganzer bürgerlichen Gesellschaften abhängt?

Gut und wünschenswerth wäre es für den Philosophen, wenn ihm eine Erfahrung von einem Volke verschafft werden könnte, das bisher ohne allen Gebrauch des Geldes so gut bestanden, als ein Volk unter solchen Umständen bestehen kann, bei welchem nunmehr der Gebrauch des Geldes, als eines Zeichens des Werths, eingeführt würde. Hier würde er die durchs Geld veranlaßte Veränderung in dem Gange menschlicher Beschäftigungen und die dadurch erleichterte Wirkung der in diesen Beschäftigungen so sehr wirksamen Triebfeder des Eigennutzes recht beachten können. Er würde davon die nützlichste Anwendung auf den Zustand derjenigen Völker machen können, in welchen diese Ursache schon lange wirksam gewesen ist, aber jetzt in einer Verbindung mit so vielen andern Ursachen fortwirkt, daß man nicht immer mit völliger Klarheit einsieht, was die Hauptursache und was die Nebenursachen wirken. Dann würde die Theorie dieser Sache auch hier den Gang nehmen können, den die Philosophie überhaupt als den sichersten nimmt, und schon die ersten Vernunftschlüsse würden auf die Erfahrung gegründet seyn. Aber solche Erfahrung haben wir nicht, und es ist nicht darauf zu warten, daß sie uns noch entstehen.

Ich werde indessen die ersten Wirkungen des Geld-

umlaufs an einem Beispiele so darstellen, als wenn wir dieselben an einem solchen Volke wirklich bei ihrem ersten Entstehen unter Augen hätten, und uns, so zu reden, diese Erfahrung selbst verschaffen. Dieß wird den Inhalt der beiden ersten Abschnitte des ersten Buchs ausmachen. In dem dritten Abschnitte werde ich davon die erste Anwendung auf das zu machen suchen, was wir in dem wirklichen Zustande policirter Staaten unter Augen haben.

Von
dem Umlauf des Geldes.

Erstes Buch.

Von dem Geldumlauf, dessen Entstehen und Wirkungen überhaupt.

Erster Abschnitt.

Zustand eines Volkes ohne allen Gebrauch des Geldes.

§. 1.

Man stelle sich ein Volk von tausend freien Familien vor, das von allem fremden Gewerbe abgeschlossen ist. Es kennt zwar Gold und Silber, gebraucht aber beides nur als einen Zierrath, und entbehrt es gerne in diesem Gebrauch. Es wohnt unter einem nicht ganz milden Himmelsstriche, der die Beschwerden des Winters oft hart fühlen läßt, und wenig-

stens für einen großen Theil des Jahrs keine Hervorbringung neuer Lebensmittel zuläßt, auf einem fruchtbaren Boden, von welchem eine jede Familie ihren bestimmten Antheil, aber noch ein mehreres besitzt, als zureicht, um bei gemeinem Fleiße ihr Auskommen davon zu haben, so daß für eine hinzukommende Familie kein Land mehr übrig ist. Im übrigen führt es seine Lebensart so, daß eine jede Familie sich selbst hilft, so gut sie kann, und, wenn eine etwas braucht, das die andere hat, es von derselben eintauscht, oder sich schenken läßt, oder, wenn eine der andern Dienste braucht, sie entweder aus Liebe erlangt, oder sie mit Lebensmitteln oder mit dem, was die andere sonst bedarf, bezahlt. Eine jede Familie arbeitet dabei so viel auf ihrem Lande, als zu ihren täglichen Bedürfnissen, die sie schon lange kennt, zureicht.

§. 2.

Dieß würde fortdauernd so bestehen können, wenn alle diese Familen nicht stärker oder schwächer würden, als sie genau seyn müssen, um jede ihr Eigenthum theils ganz zu benutzen, theis daran genug zu haben. Weil aber nach dem natürlichen Lauf der Dinge die Fortpflanzung nicht in jeder dieser Familien gleich ist, so findet sich nach Verlauf einer gewissen Zeit, daß die Hälfte dieser Familien zu zahlreich für den Boden, welchen sie baut, die andere Hälfte zu schwach geworden ist.

Die schwachen Familien finden bald, daß der Fleiß, den sie an ihr Land wenden, zu viel für ihre Bedürf-

nisse einbringt, und daß sie ihren Ueberfluß nicht auf eine solche Weise, die ihren Fleiß belohnte, anbringen können. Sie schränken also ihre Landarbeit ein, und finden ihre abnehmenden Bedürfnisse noch reichlich und mit geringerer Mühe erfüllt, wenn sie ihr Land ganz zur Viehweide anwenden. Das, was vorhin der Ackerbau dieser fünfhundert Familien an Nahrungsmitteln mehr einbrachte, als was nun von dem Vieh gewonnen wird, ist folglich nicht mehr in diesem Volk vorhanden, und dieß Volk kömmt daher schon von dem Wohlstand zurück, welchen ich demselben beilegen würde, wenn die möglich größte Zahl von Menschen in demselben mit hinreichendem Auskommen lebte.

§. 3.

Die zu stark anwachsenden Familien verdoppeln ihren Fleiß. Er bringt ihnen aber das nicht ein, was sie alle zu ihrem Auskommen brauchen. Demnach suchen einzelne von ihnen ihren Unterhalt aus den Händen der andern Familien.

Einer von ihnen bietet seine Leibeskräfte zum Dienst anderer an. Dieser Dienst aber kann nur auf dem Acker genutzt werden. Er hat Mühe, eine Familie zu finden, die zu schwach für ihren Ackerbau ist, und nicht schon denselben eben deswegen in die weit bequemere Viehweide verwandelt hätte. Endlich findet er eine, die seinen Dienst mit Nahrung lohnt, so lange sie ihn braucht, aber ihn zum Unglück nur auf einen kleinen Theil des Jahrs braucht. Er ist also den

größten Theil des Jahrs um Nahrung verlegen. Um davon für das ganze Jahr gewiß zu seyn, giebt er sich dieser Familie zu beständigen Diensten und wird ihr Knecht.

Anmerkung.

Der spätere durch die Geschichte uns bekannte Ursprung der Knechtschaft lag in den Kriegen. Nicht alle Kriege endigten sich mit gänzlicher Unterjochung des bekriegten Volks, aus welcher in dem Mittelalter ohne Zweifel die Leibeigenschaft entstand. Aber die Knechtschaft zeigt sich schon früher. In kleinen Völkern, ja sogar in unabhängigen Familien, die an keinen Krieg dachten, und doch eine Menge Knechte hatten. Eine solche war die Familie Abrahams und anderer Erzväter. Diese gelangten zu ihren Knechten keinesweges durch Ueberwältigung, sondern durch die Anschließung solcher Menschen, welche ihres Auskommens nicht gewiß genug waren, es in dem Dienste eines durch seine zahlreichen Heerden reichen Nomaden suchten, und um so viel williger von ihm angenommen, und ihrer Versorgung gewiß wurden, je nöthiger ihm mit der Zunahme jenes seines Reichthums eine fremde Hülfe ward, auf welche er aber auf die Lebenszeit des ihm Dienenden rechnen konnte. Bewaffnete er gleich hintennach seine Knechte, so hat doch er die ersten Knechte nicht durch die Waffen bezwungen. So lange die alten Deutschen noch nicht auf das Auswandern verfielen, und noch nicht ein deutsches Volk das andere unterjochte; holten sie doch

schon durch Streifereien über ihre Grenzen, insonderheit von Gallien her, Knechte zu ihrem Dienste gewaltsam herbei. Vielleicht mögten sie dies weniger gethan haben, wenn die freiwillige Begebung in die Knechtschaft nicht mit den Sitten der freien Deutschen zu sehr gestritten hätte.

Der zweite übt oder erfindet sogar eine Kunst, die zwar viele im Volke, aber nicht immer, brauchen. Wir wollen setzen, er mache Schuhe. Heute hat er ein Paar dergleichen zu machen, und erlangt den Lohn dafür durch Essen und Trinken. Morgen fehlt ihm die Arbeit und zugleich das Brod, das er dafür genoß. Oder sie wird verlangt; es fehlt ihm aber das Material seiner Arbeit, das Leder. Der, welcher seine Arbeit verlangt, hat nicht das Material ihm zu geben. Ein anderer, der es ihm geben könnte, hat keinen Nutzen von der Arbeit, die jener für einen dritten macht. Er wird es ihm also aus Liebe und umsonst, oder er wird es ihm gar nicht geben, oder künftige Dienste von ihm verlangen, wenn er dies Paar Schuhe fertig gemacht hat. Die Weitläuftigkeit des Vergleichs darüber die Ungewißheit diese Arbeit so oft gefodert zu sehen, als sein Magen Brod fodert, wird ihn ermüden, und er wird seine Kunst aufgeben, sobald er einen findet, dessen Knecht er werden kann, und der ihn Jahr aus Jahr ein zu nähren sich erbietet, er mache nun Schuhe für ihn, oder er pflüge dessen Acker.

Ein dritter erfindet eine Kunst, die aber ein Material erfodert, das ihm durch andre vorbereitet wer-

den nuß. Seine Kunst setzt also eine andere Kunst und Arbeit voraus. Z. E. er schmiedet. Der Boden des Landes hat Eisen, aber wer gräbt es ihm; wer schmelzt und reinigt es ihm, der kein Brod zum Lohn dieser vorläufigen Arbeit anbieten kann? Er muß also selbst Eisen graben, selbst es schmelzen und reinigen. Aber indem er dieses thut, hungert ihn, und niemand kömmt, ihm seine Arbeit zu lohnen, bevor er sie voll ausgeschmiedet hat. Wie froh ist er, da ihm derjenige, auf dessen Boden er die Eisengrube findet, anbietet, ihn als seinen Knecht fortdauernd zu nähren, wenn er heute Eisen gräbt, morgen es schmelzt, dann fertig schmiedet, aber zwischenher auch dessen Acker bearbeitet.

Eben so geht es einem andern, dessen Kunst auf Arbeiten geht, die nicht anders als in langer Zeit fertig werden können. Nachdem er lange und oft denjenigen vergebens gesucht hat, der ihn für seine Arbeit noch vor deren Vollendung nährte, wird er gerne der Knecht eines solchen, der ihn für diese und andre Arbeiten, die er ihm auflegt, fortdauernd zu nähren verspricht.

Diese letztern drei haben eine grosse Schwierigkeit wider sich, welche ihnen die Erwerbung ihres Unterhalts durch ein freies Gewerbe schwerer macht; nemlich diese: In keinem Lande kann alle Arbeit, deren ein Mensch fähig ist, zu allen Zeiten die ganze Zeit durch, die ein Mensch wachend zubringt, an den Acker gewandt werden. Unter wärmern Himmelsstrichen sind die Tage durchgehends nicht so ungleich und

und lassen viele einzelne Stunden übrig, da das Tageslicht fehlt, aber die der Mensch doch nicht ganz verschlafen kann. In kältern Gegenden nimmt der Sommer zwar fast alle Tageszeit für den Landbau hin. Aber dagegen setzen die langen Winterabende den Landmann in desto längern Müssiggang. Er wird also solche Arbeiten nachahmen, sie in seiner Familie zu betreiben suchen, es nicht achten, daß sie derjenige besser macht, der sich ihnen ganz widmet, oder er wird, wie gesagt, den zu seinem Hausgenossen durch Knechtschaft zu machen suchen, der sich in denselben einige Geschicklichkeit erworben hat, oder unter seinen Knechten einzelen diese Geschicklichkeit zu geben bemüht seyn.

Ein fünfter ist kränklich und gebrechlich. Ihm fehlen die Kräfte zu allen denen Diensten und Arbeiten, durch welche man in dem Volke Nahrung erwerben kann. Diesen Krüppel nährt demnach die Liebe, vielleicht mit mehrerer Sicherheit des Auskommens, als seine Brüder, da sie noch freie Leute waren, und er bleibt der einzige freie Mann unter seinen Brüdern.

§. 4.

Diese Schilderung des Zustandes eines Volks, das unter ähnlichen Bedürfnissen, als diejenigen sind, welche wir zu den Nothwendigkeiten des Lebens rechnen, den Gebrauch des Geldes als Geld nicht kennt, und seine Bedürfnisse blos mit demjenigen zu vergnügen gewohnt ist, was ihm sein Grund und Boden unmittelbar giebt, ist etwas mehr, als eine leere Hypothese. Freilich fehlen dem in Europa lebenden Philosophen in

den muß. Seine Kunst setzt also eine andere Kunst und Arbeit voraus. Z. B. er schmiedet. Der Boden des Landes hat Eisen, aber wer gräbt es ihm; wer schmelzt und reinigt es ihm, der kein Brod zum Lohn dieser vorläufigen Arbeit anbieten kann? Er muß also selbst Eisen graben, selbst es schmelzen und reinigen. Aber indem er dieses thut, hungert ihn, und niemand kömmt, ihm seine Arbeit zu lohnen, bevor er sie voll ausgeschmiedet hat. Wie froh ist er, da ihm derjenige, auf dessen Boden er die Eisengrube findet, anbietet, ihn als seinen Knecht fortdauernd zu nähren, wenn er heute Eisen gräbt, morgen es schmelzt, dann fertig schmiedet, aber zwischenher auch dessen Acker bearbeitet.

Eben so geht es einem andern, dessen Kunst auf Arbeiten geht, die nicht anders als in langer Zeit fertig werden können. Nachdem er lange und oft denjenigen vergebens gesucht hat, der ihn für seine Arbeit noch vor deren Vollendung nährte, wird er gerne der Knecht eines solchen, der ihn für diese und andre Arbeiten, die er ihm auflegt, fortdauernd zu nähren verspricht.

Diese letztern drei haben eine große Schwierigkeit wider sich, welche ihnen die Erwerbung ihres Unterhalts durch ein freies Gewerbe schwerer macht; nemlich diese: In keinem Lande kann alle Arbeit, deren ein Mensch fähig ist, zu allen Zeiten die ganze Zeit durch, die ein Mensch wachend zubringt, an den Acker gewandt werden. Unter wärmern Himmelsstrichen sind die Tage durchgehends nicht so ungleich und

und lassen viele einzelne Stunden übrig, da das Tageslicht fehlt, aber die der Mensch doch nicht ganz verschlafen kann. In kältern Gegenden nimmt der Sommer zwar fast alle Tageszeit für den Landbau hin. Aber dagegen setzen die langen Winterabende den Landmann in desto längern Müssiggang. Er wird also solche Arbeiten nachahmen, sie in seiner Familie zu betreiben suchen, es nicht achten, daß sie derjenige besser macht, der sich ihnen ganz widmet, oder er wird, wie gesagt, den zu seinem Hausgenossen durch Knechtschaft zu machen suchen, der sich in denselben einige Geschicklichkeit erworben hat, oder unter seinen Knechten einzelen diese Geschicklichkeit zu geben bemüht seyn.

Ein fünfter ist kränklich und gebrechlich. Ihm fehlen die Kräfte zu allen denen Diensten und Arbeiten, durch welche man in dem Volke Nahrung erwerben kann. Diesen Krüppel nährt demnach die Liebe, vielleicht mit mehrerer Sicherheit des Auskommens, als seine Brüder, da sie noch freie Leute waren, und er bleibt der einzige freie Mann unter seinen Brüdern.

§. 4.

Diese Schilderung des Zustandes eines Volks, das unter ähnlichen Bedürfnissen, als diejenigen sind, welche wir zu den Nothwendigkeiten des Lebens rechnen, den Gebrauch des Geldes als Geld nicht kennt, und seine Bedürfnisse blos mit demjenigen zu vergnügen gewohnt ist, was ihm sein Grund und Boden unmittelbar giebt, ist etwas mehr, als eine leere Hypothese. Freilich fehlen dem in Europa lebenden Philosophen in

dem ietzigen Zustande des menschlichen Geschlechts die Völker, die den Gebrauch des Geldes oder solcher Zeichen des Werths, die dem Gelde gleich gelten, gar nicht kennten, und an welchen er dieses alles so zutreffend bemerken konnte, wie ich es beschrieben habe. Giebt es dergleichen, so sind sie durch die Entfernung unsern Beobachtungen zu sehr entrückt.

Doch was wir nicht unter Augen haben, davon belehren uns die Geschichte und die Erzählungen der Reisenden. In den alten Völkern war die Knechtschaft ein wirksames Mittel der Bevölkerung. Dieß aber war es nur bis zu einem gewissen Grade, und kein Volk ward durch die Knechtschaft sehr zahlreich, so lange die Völker ohne andern Verkehr lebten, der durch den Gebrauch des Geldes nach und nach gewirkt wurde, oder so lange nicht andre Gründe hinzu kamen, welche eine Menge Knechte ihrem Herrn brauchbarer machten, als es der blose Ackerbau thun konnte. Abraham brauchte schon seine Knechte zu seiner Vertheidigung oder zum Angriffe. Er bewaffnete sie mehrmals in dieser Absicht, und hatte eben deswegen mehr Knechte nöthig. Bei den Römern vermehrte der Luxus die Zahl der Knechte ins ungeheure. Er macht sie auch in den amerikanischen Colonien über dasjenige steigen, was die wirklichen Bedürfnisse erfodern, wo mancher Pflanzer aus der Zahl seiner Neger den fünften oder sechsten Theil bloß zu seiner Haushaltung braucht. An den Küsten von Guinea, wo ein fruchtbarer Boden ohne Mühe seinen Eigner nährt, hat kein Gebrauch der Sclaven anders als zum Verkaufe Statt, und ehe die Europäer

diesen Verkauf einführten, tödtete man den Gefangenen, weil man keinen Nutzen von ihn haben konnte. Nur ein Volk an der Goldküste ließ es sich im Jahr 1733 einfallen, eine von ihm überwundene Nation als Sclaven unter sich zu behalten. Aber diese Nation hatte mehr Geist der Handlung, und gab sich mehr Mühe, die Goldminen des Landes zu nutzen, als irgend eine ihrer Nachbaren. Nun fühlte sie es bald, daß sie mehr Menschen und mehr Dienste in ihrem Lande nutzen könnte, als ihr sonst eingefallen seyn würde. (Man s. Römers Nachrichten von der Küste Guinea Kap. 4. §. 40.) In Congo hat die durchs Christenthum und den Umgang mit den Portugiesen in etwas veränderte Lebensart des Mohren ihm den Gebrauch der Knechte in seinem häuslichen Leben nach und nach angenehm gemacht.

§. 5.

Da, wo die Knechtschaft das einzige oder auch nur ein sehr gewöhnliches Mittel zur Erwerbung eines sichern Auskommens aus den Händen andrer ist, bleiben die gemeinsten Handwerke, ja selbst die Künste, ein Geschäfte der Knechte. Dieß bestätigt sich selbst bei den am meisten polizirten Völkern. Bei den Römern waren viele von uns hochgeschätzte Künste und Wissenschaften ein Geschäfte des Sclaven. War nicht der Knecht sogar der Arzt seines Herren *)? Bei den Griechen war

*) Von den Preisen der Knechte bei den Römern nach deren verschiedenen Fähigkeiten kann man sich am kürzesten aus Arbuthnot's Tables of ancient Coins, Weights and Mea-

es anders *). Aber die Griechen hatten mehr Handlung und ein mannigfaltigeres Gewerbe, als die Rö-

sures S. 161 ff unterrichten. Justinian setzte die Preise der Sclaven zwischen 10 und 80 Solidis, und insbesondre den von dem Arzte auf 60 Solidos fest. Man s. die kleine Schrift: Medicus Romanus Servus Sexaginta Solidis aestimatus. Lugd. Bat. 671. 8. Der Solidus war eine Goldmünze, deren Werth sehr verschieden berechnet wird. Nach dem Gronov de Sestertiis Lib. 4. belief sich derselbe auf einen Reichsthaler. Arbuthnot aber schlägt ihn auf etwas mehr als 16 Schill. Sterling an. Der Arzt kostete also nach jenem 60 Rthlr., nach diesem 48 L. S. 8. Sch 9 P. das ist ungefähr viertehalbmal so viel. Sclaven, die Handwerke verstanden, wurden von Justinian halb so hoch angesetzt. Es ist anmerklich, daß Arbuthnot in seinem Auszuge aus dieser Verordnung Justinians dieser Schätzung des Arztes nicht erwähnt, vielleicht, weil es ihm wehe that, den Arzt so sehr heruntergesetzt zu sehen. In diesen Zeiten kam fast keine derjenigen Beschäftigungen, welche das Wohlleben der Großen und Reichen erweckt, in freie Hände, so daß sie im freien Geldumlauf, wie jetzt, dem Bürger Auskommen gegeben hätte. Selbst viele derjenigen Künste und Kenntnisse, die kein Bedürfnis erfüllen, sondern die blos belustigen, und welche jetzt einem freigebohrnen guten Kopf oft zu einem geschwinden Glück verhelfen, waren die Geschäfte der Knechte. Eben das Talent, durch welches sich Garrick mehr als 100,000 L. S erwarb, ward von Sclaven geübt, die deswegen einen äußerst hohen Werth hatten. Auch die Kaiser hatten zu ihrem Dienst alle Arten von Handwerkern in und bei ihrem Pallast, die mehrentheils im Knechtstande lebten. Das Corpus juris erwähnt dieser Artificum Palatinorum sehr oft. Man s. insbesondere davon Adr. Beieri Tr. de Artificibus Palatinis Breslav. 692. 4.

*) In Athen verordneten die Gesetze, daß kein Sclave oder

mer. In den Zuckerinseln in Amerika nähren sich nur wenig Europäer durch Handwerke. Der Kolonist kauft sich Sclaven, welche die Handwerke, die er braucht, verstehen, oder läßt sie dazu anleiten, und dann ist ein Sclave, der ein solches Handwerk gelernt hat, zwei- bis viermal so viel werth, als ein andrer, der bloß die Erde graben und Zuckerrohr pflanzen kann. Aber in den nordamerikanischen Kolonien ist es anders bewandt. Warum dieses? Auf jenen Inseln lebt ein jeder von dem ihm zugetheilten Lande. Alle haben einerlei Bedürfnisse, aber alle erfüllen dieselben mit gleicher Leichtigkeit durch ihren Landbau. Was dem einen sein Land nicht giebt, das giebt es dem andern auch nicht, und daher erfüllen sie alle diese außerordentlichen Bedürfnisse durch die Handlung mit Europa. Zu einem inländischen Gewerbe ist daher wenig oder gar keine Veranlassung, und ein jeder ist daher gewöhnt, das, was er von fremden Dienst und Arbeit braucht, in seinem Hause und unter den ihm eigenthümlichen Knechten zu suchen. Die Nordamerikaner aber leben auf eine ganz andere Art. Sie leben unter einem ähnlichen Himmelsstriche mit uns, und haben daher von ihrer ersten Niederlassung an die Art von Industrie

Weibsbild sich mit der Arznei abgeben durfte. Daher fehlten ihnen die Hebammen, und manches gute Weib, die zu schamhaft war, sich einem männlichen Geburtshelfer zu überlassen, verlohr ihr Leben darüber. S. den angeführten Tract. Medicus Servus etc. S. 40, der dieß aus einer Citation des Cujacius anführt.

und die Lebensart, an welche sie in Europa gewöhnt waren, beibehalten müssen. Sie haben sich deswegen von Anfang an mehr in Städte gesammlet. Ihre Bedürfnisse sind mannigfaltiger, und müssen daher durch ein mannigfaltiges in- und ausländisches Gewerbe erfüllt werden. Es ist daher mehr inländischer Verkehr bei ihnen, wenn gleich bei einem viel größern Geldmangel, dem das Papiergeld zu Hülfe kommen muß.

Anmerkung.

Daß die Wohlthätigkeit in Völkern, die ihr Auskommen von den Producten des Landbaues unmittelbar oder vorzüglich suchen, gerne Brod denen reiche, die es nicht haben, davon giebt Steuart im 14 Kapitel des ersten Buchs ein Beispiel an dem Landvolke einzeler fruchtbaren, aber von dem Gewerbe der Städte weit entfernten Gegenden im südlichen Spanien. In Slavonien haben die Illyrer die Gewohnheit, daß sie nach der Erndte ausrechnen, wie viel Scheffel Getreide ihre Familie bis zur nächsten Erndte brauche. Der Ueberschuß wird sogleich verpraßt oder den Klöstern geschenkt. (Dieß sagt v. Taube im 3ten Buche seiner Beschreibung von Slavonien S. 83.) Allein die Beispiele davon sind auch sonst leicht aufzufinden. In unsern Gegenden versagt der Landmann keinem, auch nicht dem muthwilligen Bettler, Brod zum Almosen, und wenn dieser, der doch eigentlich Geld und kein Brod haben will, dessen genug zusammen gesucht hat, findet er den gewissen Käufer seines Brodvorraths

unter den Landleuten, die es für ihr Vieh brauchen. In den Zuckercolonien ist die Gastfreiheit für den Fremdling, der seines Auskommens ungewiß dahin kömmt, ohne Grenzen, nur in St. Domingo nicht, weil der schlechten, durch Liederlichkeit aus ihrem Vaterland getriebenen Franzosen gar zu viel dahin kommen, und den Colonisten in der Verwendung seiner Wohlthaten scheu machen.

§. 6.

Aber wird denn ein Volk, das den Gebrauch des Geldes nicht kennt, so ganz ohne alles inländische Gewerbe seyn können? Bleibt ihm nicht der Tauschhandel offen und leicht, zu welchem kein Geld erfodert wird?

Es ist wahr, dem ersten Ansehen nach ist das Tauschen leichter, als das Kaufen. Das, was ich entbehren kann, weggeben und etwas dafür nehmen, das ich nöthig habe, ist weit einfacher, als eine Sache, die ich entbehren kann, für Metalle weggeben, womit ich keines meiner Bedürfnisse unmittelbar vergnügen kann, und mit diesen Metallen einen dritten aufsuchen, der dasjenige hat und entbehren kann, was ich brauche. Hier muß ich zweimal tauschen, ehe ich zu demjenigen gelange, was ich nöthig habe, dort nur einmal. Wir sehen dieß an unsern Kindern, die sehr früh das Tauschen lernen, noch ehe sie den Gebrauch des Geldes wissen.

Anmerkung.

Wir haben jedoch Beispiele einer großen und bei bloßem Tausch der Bedürfnisse ohne Darzwischenkunft

des Geldes wahrscheinlich geschwind zugenommenen Bevölkerung, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Doch werde ich ohne gewaltsame Verdrehung der von diesen Völkern uns bekannten Thatsachen zeigen können, daß diese Beispiele mit den bisher von mir gegebenen Vorstellungen keinesweges im Widerspruche stehen.

Das erste Beispiel geben die Mexikaner zur Zeit ihrer Ueberwältigung durch die Spanier. Sie hatten Gold und Silber, brauchten es aber nur als Zierrathe, und es ist fast gar keine Spur, daß sie es auch nur zuweilen als ein Zeichen des Werths angewandt hätten, wenn es gleich, wie andere rohe oder durch Kunst bearbeitete Producte durch Tausch seinen Besitzer oft verändert haben mag. Eben deswegen, weil der Gebrauch beider Metalle sich nur auf Zierrathe des Leibes einschränkte, ward derselben so wenig gesammlet, und die Künste, wodurch dieselben der Erde abgewonnen und in die Form eines vollkommen hämmerbaren Metalls gebracht werden, waren so unreif bei diesem Volke, daß Cortez bei der ersten Ueberwältigung dieses Volks, da dasselbe alles gern herbeischaffte, um den Goldhunger seiner Eroberer zu befriedigen, nur den Werth von 600,000 Pesos zusammen brachte. Indessen hatten sie doch vielen Feldbau, viele Künste, und was bei einem blosen Tauschhandel die meiste Schwierigkeit zu haben scheint, auch eine weitgehende Vertheilung der Arbeit, da eine Kunst der andern vorarbeitete. Ich habe die von Robertson S. 333 des zweiten Bandes der deutschen Uebersetzung angeführten zwei und dreißig Kupfer-

blätter der dem Oberherrn von Mexico zum Tribut gebrachten mannigfaltigen Sächelchen in der zu Mexico 1770 in Quart von dem Erzbischoffe zu Mexico Lorenzana herausgegebenen Historia de nueva Espanna escrita por su esclarecido Conquistator Hernan Cortes vor mir. So wenig man aus den Figuren die Art und Güte der Arbeiten beurtheilen kann, so beweist doch die Mannigfaltigkeit eben dieser Figuren die Mannigfaltigkeit der Gegenstände der Industrie dieser Nation viel zu bestimmt, als daß man zweifeln könnte, wie weit es mit dieser Industrie gegangen sey, die doch an dem Mangel der nöthigen, insonderheit metallener Werkzeuge und Maschinen eine sehr große Hinderniß hatte. Sie hatten auch eine Menge Märkte in ihren großen Städten für den Umtausch dieser vielen Waaren.

Allein man merke dabei an: 1) daß der Feldbau dieser Nation in einem sehr fruchtbaren Boden ganz andre Producte der Erde zum Gegenstande hatte, als von welchen sich die polizirten Völker unter den gemäßigtern Himmelsstrichen nähren; solche Producte, an deren näherer Zubereitung zum Gebrauch keine solche Handwerker arbeiten durften, als welche bei unserm Korn erfodert werden, ehe es Brod wird. Maiz, Maniok, Yamas, Potatoes und dergleichen Erdfrüchte brauchen keine Müller und Becker. Der Feldbau, der nur diese zwei Handwerker nöthig macht, hat blos dadurch schon Schwierigkeiten, denen durch Tausch ohne Geld nicht leicht abgeholfen werden kann; Schwierigkeiten, die natürlich einem Volk es angenehmer machen, lieber von thierischer Speise zu leben, sobald die Umstände es ihm

erlauben. 2) Ganz Amerika hatte vor dessen Entdeckung durch die Europäer kein Rindvieh, und überhaupt wenig Arten von zahmen, für die Menschen brauchbaren Vieh. Als nun einmal diese Völker durch Ursachen, die sich in der Dunkelheit ihrer Geschichte verlieren, unter denen aber doch das mildere Clima eine der vornehmsten gewesen seyn mag, von der Jagd, welche die Einwohner des größern Theils von Amerika nährt, abliesßen, so hatten sie gar keine Wahl zwischen Feldbau und Viehzucht. 3) Dieß Volk war durch Ursachen, die aus ihrer Geschichte völlig zu enthüllen ebenfalls unmöglich ist, in eine Verfassung gerathen, die der Lehnsverfassung sehr ähnlich ist. Die fleissigen Volsclassen waren Knechte des Adels, und mußten arbeiten, was sie sonst vielleicht zu eignem Behuf nie gearbeitet haben mögten. Arbeiten, die sie durch den Tausch nicht würden haben in solcher Menge und Mannigfaltigkeit absetzen können, erzwang von ihnen der Stolz der Großen, die sie als Bedürfnisse ihres Wohllebens ansahen. Hier entstand der Fall, auf den ich so eben §. 4. hinaus gewiesen habe. Es entstanden Gründe, welche den Herren eine größere Menge Knechte brauchbar machten, als es der bloße Ackerbau thun konnte. Ihre Vermehrung ward ihnen aus mehrern Ursachen lieb, als aus welchen sie jetzt einem Beherrscher vieler frohnenden Bauern lieb seyn kann. Noch mehr als dieses! Die Producte der Industrie wurden ein Gegenstand der Schatzungen für das Oberhaupt des Reichs. Es war also hier eine erzwungene Industrie, deren Folge denn freilich auch die Erweiterung

der freiern Industrie war, welche dadurch sich an Arbeiten zum Behuf des Tauschhandels gewöhnte, indem sie davon einen größern Vorrathe hervorbrachte, als welchen die Großen und der oberste Regent foderten. Diese Schatzungen hatten auch hier die Wirkung, welche ich unten im dritten Buch von den aufs Land gelegten Taxen angeben werde, daß sie den Arbeiter veranlassen, mehr für ihn einträgliche Arbeit zu verrichten, als zur Abtragung der Taxen nöthig ist. Eben daraus entstand vielleicht auch die Vertheilung der Arbeiten, welche sonst ohne Geld so schwer hält. Vermuthlich geboten die Herren selbst sie diesen Dienstbaren, als sie einsahen, daß die von ihnen verlangten Arbeiten dadurch so viel leichter fortgiengen. Diese Verfassung hatte denn eine ganz andere Folge, als nachher in Europa die Lehnsverfassung gehabt hat, welche zum Hauptzweck die Erzwingung des Feldbaues und die Erwerbung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, anfangs zum eigenen Gebrauch, späterhin zum Verkauf an andere Verbraucher hatte. Da ich von dieser noch oft werde reden müssen, so werde ich unten an einem schicklichen Orte genauer untersuchen, warum sie so ganz verschiedene Wirkungen hervorbrachte. Ich will nur noch anführen, daß in Tunquin neben dem Gebrauch der Kupfermünze und der edlen nach dem Gewicht im Handel geltenden Metalle eine ähnliche Verfassung Statt hat. Auch hier werden die Taxen in Naturalien und Producten der Industrie bezahlt. Ueberdem, wenn ein geschickter Arbeiter sich zeigt, nöthigt man ihn, sechs Monate im Jahr für die bloße

Kost im Frohndienst für den Hof zu arbeiten *). Dennoch ist auch hier die Bevölkerung ungemein groß, wenn man gleich einige Uebertreibung in den Berichten der Missionarien, durch welche allein dieses Land uns bisher bekannt geworden, annehmen mag.

Ein zweites Exempel geben die Peruaner. Bei diesen gieng der Gebrauch der edlen Metalle in Zierrathen und allerlei Geschirr viel weiter, als bei den Mexikanern. Sie hatten es in der Kunst, dieselben der Erde abzugewinnen und sie zuzubereiten, viel weiter gebracht. Aber bei dem allen gebrauchten sie dieselben nicht als Münze, waren aber dennoch ein sehr zahlreiches Volk, das viele Künste übte, wenn man auch einige Uebertreibungen in den ersten spanischen Berichten annimmt. Auf dieses Volk treffen die ersten beiden in Ansehung der Mexikaner angeführten Ursachen genau zu. Aber die mexikanische der Lehnsform ähnliche Verfassung galt bei ihnen nicht. Dagegen mußten doch die fleissigen Volsclassen für die Bestreitung des Aufwandes, den die gottesdienstliche und Regiments-Verfassung erfoderte, arbeiten. Nun aber band eine Einrichtung, deren gleichen uns kein Schriftsteller von irgend einem andern Volke anführt, da niemand ein bleibendes Eigenthum an den Feldern hatte, son-

---

*) Alex. de Rhodes Tunchinensis Historia, Lugd. 651. Lib. 1. Cap, 6. 14. 15. und des Abbé Richard histoire naturelle, civile et politique du Tonquin nach der Göttingischen Recension, Zugabe der gelehrten Anzeigen 1779. S. 128. ff.

dern jeder nur auf ein Jahr sein Feld angewiesen bekam, und alle vereint dasselbe bauen mußten, das andre zwischen den Fleissigen im Volke zu wechselseitigen Diensten. Ich darf in Ansehung derselben auf Robertsons Geschichte von Amerika S. 362 des zweiten Bandes der deutschen Uebersetzung verweisen. Robertson glaubt zu finden, daß die Vertheilung der Arbeit nicht bei ihnen so weit, als bei den Mexikanern, gegangen sey. Vielleicht deswegen, weil Menschen, die in einer so engen Verbindung lebten, sich gelegentlich einander so zu Hülfe kamen, wie es die Nothwendigkeit erfoderte, ohne daß deswegen einzele sich dem bestimmten Theil einer Arbeit, die nach ihrer Natur durch viele Hände gehen muß, ganz auf Lebenszeit hätte widmen dürfen.

Als ein drittes Beispiel werden meinen Lesern die glücklichen Einwohner von Otaheiti einfallen. Aber hier würde ich vieles von dem schon gesagten wiederholen müssen. Auch dieses Volk hat keine Wahl zwischen den Feldbau, der Jagd und der Viehzucht. Freilich kömmt die Fischerei dessen Bedürfnissen zu Hülfe. Aber diese treibt die Menschen nicht so auseinander, wie die Jagd und Viehzucht thun, sondern vereinigt sie vielmehr zu vereinter Arbeit. Ihr weniger Feldbau hat eine größere Leichtigkeit und sichern Ertrag, als in unserm Welttheile. Der kleine Bezirk ihres Wohnsitzes vereint sie auf eine ganz andre Art, und mit weit dringendern Gründen zu Einer Gesellschaft und zu den ihrem gemeinsamen Wohlseyn zuträglichen Arbeiten, als dieß in einem jeden Lande geschehen kann,

daß keine Insel oder eine Insel von großer Ausdehnung ist. Der durch keine Vorschriften der Gesetze und Religion beschränkte Trieb zur Fortpflanzung hat natürlich die Bevölkerung nicht nur auf den Punct gebracht, in welchem das Land sie einigermaßen ertragen kann, sondern auch schon Beengung bewirkt *). Und diese Beengung hat ohne Zweifel die Absonderung dieses kleinen Volks in zwei feindselige Völkerschaften und die so verdächtige **) Verbindung der Carreepies zu wege gebracht.

Ueberhaupt ist es aus diesen Beispielen klar, daß freilich unter einem mildern Himmelsstriche durch die Zusammenkunft mehrerer Ursachen Völkerschaften auch bei bloßem Tausch ihrer Bedürfnisse polizirt und zahlreich werden können. Dieß darf und will ich nicht ableugnen, oder die Sache verstellen, um meinen Grundsätzen mehr Kraft zu geben, da der Zweck meiner Abhandlung ist, denjenigen Gang zu beschreiben, in welchem die wechselseitigen Beschäftigungen in solchen Völkern bis auf den möglich größten

*) Ich hatte dieß schon geschrieben, als ich in Herrn Forsters Reisen zu Ende des 9ten Hauptstücks S. 276 ff. der deutschen Ausgabe gerade eben diese Anmerkungen über die Bevölkerung dieser Insel las.

**) Verdächtig wage ich nur sie zu nennen, seitdem Cook in seiner letzten Reise die in den Hawkesworthischen Reisen fast als gewiß angesehene Anklage, daß diese Verbindung den Mord oder die Abtreibung der aus dem unordentlichen Beischlaf entstehenden Kinder zum Gegenstand habe, durch verschiedene Gründe ungewiß gemacht hat.

Belauf zum gemeinen Besten und die möglich größte Bevölkerung zunehmen, in denen leben und seines Lebens genießen Schwierigkeiten von Seiten der natürlichen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze hat, welche jene Völker gar nicht kennen; Schwierigkeiten, die nicht anders, als durch wechselseitige vom Eigennutz bewirkte Dienste überwunden werden können, von deren Nothwendigkeit ein solches Volk nur selten eine Erfahrung hat, das Manioc, Patatoes und sogar Brodbäume besitzt, seinen Leib nur leicht bedecken darf, und nur den Regen, aber niemals Hagel und Schnee, von seinen Wohnungen abzuhalten nöthig hat.

§. 7.

Der Tausch aber hat zwei Schwierigkeiten, welche allen Tauschhandel sehr weitläuftig machen, und wenigstens hindern, daß er sich nicht auf eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen ausdehnen kann.

1) Bei jedem Tausch ist es schwer, denjenigen aufzufinden, der die Waare hat, die wir brauchen, und dagegen diejenige, die wir ihm zum Tausch anbieten, nöthig hat. Noch schwerer ist es für denjenigen, der nicht Waare, sondern nur Dienste und Arbeit anbieten kann, den aufzufinden, der seine Dienste braucht, und ihm dafür dasjenige geben kann, was er nöthig hat. Wo demnach ein Tausch ohne Geld allein Statt hat, da bleibt der Handel blos bei wenigen und den nothwendigsten Waaren stehen, und die Lebensart der Menschen ist äußerst einfach. Das Geld aber haben die Menschen zu einer Waare von allgemeiner Nutzbarkeit gemacht, und derje-

nige, der Geld anzubieten hat, findet den, der es braucht, bei jedem Schritte.

2) Bei jedem Tausch ist es schwer, den Werth der Waaren, die man umtauschen will, auf beiden Seiten gegen einander auszumachen, und über die Quantität und Qualität jeder Waaren sich zu vergleichen. Allein Metalle von bestimmter Feinheit und Gewichte, oder noch besser, Geld von bekannten Schrot und Korn, befreien den Verkäufer wenigstens von der Mühe, die Quantität und Qualität desjenigen, was man ihm in Bezahlung anbietet, zu untersuchen. Hiedurch wird der Tausch der Waare für Geld um die Hälfte leichter, als der Tausch der Waare für Waare.

Beide Schwierigkeiten werden indessen auch in dem bloßen Tauchhandel zwischen zwei Nationen bald überwunden, die ganz verschiedene Producte oder Waaren, welche die andere Nation nicht gekannt hat, und sich nicht zu verschaffen weiß, einander anzubieten haben. Als die Europäer zuerst an Guinea landeten, fanden sie ohne Mühe unter den Mohren diejenigen auf, welche ihnen für schlechtes europäisches Geräth, dessen Nutzbarkeit der Mohr aus dem bloßen Anblick erkannte, Gold und alles, was sie brauchen konnten, gaben. Der Vergleich über den Tausch war bei dem großen Reiz, den die Waare des Europäers hatte, bald gemacht. Auch jetzo, da beide Theile besser wissen, der Mohr, was ihm eine Flinte, Kessel, Messer oder dergleichen, und der Europäer, was ihm ein gesunder Sclave werth sey, gehet der Tausch mehrentheils ohne

Geld sehr regelmäßig fort. Aber unter den Mohren selbst hat wenig anderer Tausch oder Verkehr, als in Rücksicht auf den europäischen Handel, Statt. Denn alles das, was das Land zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse hervor bringt, hat ein Mohr so gut, als der andre, und kann in dem fruchtbaren Boden mit geringer Arbeit dazu gelangen.

§. 8.

Ein Volk wird daher nicht lange in denen Umständen bleiben, welche ich in meinem Exempel angenommen habe, oder es wird durch folgende Stuffen in Verfall gerathen.

1) Die schwächern Familien werden den Ackerbau aufgeben, und in der Viehzucht eine bequemere Lebensart finden.

2) Die stärker anwachsenden Familien werden kümmerlich ihre überflüssigen Menschen nähren, und ihren Ackerbau so weit ausbreiten, als es möglich ist, um sich insgesammt Nahrung zu verschaffen. Allein diese überflüssigen Personen werden nicht den Muth haben, sich zahlreich fortzupflanzen, und diese Familien werden bald auf die Menschenzahl zurückkommen, bei welcher sie ihres Auskommens gewisser sind.

3) Wenn sie aber dahin zurückgekommen sind, so werden eben diese Stämme auch einmal wieder schwächer werden, als daß sie des mühsamen Ackerbaues zu ihrem Auskommen bedürften. Auch diese geben ihn demnach auf, und lassen sich das bequemere Hirtenle-

ben gefallen. Und so wird ein solches Volk nach einem oder zweien Jahrhunderten ganz wieder auf die Viehzucht zurückfallen.

Daß bei der Viehzucht einerlei Boden weit weniger Menschen nähre, als er nähren kann, wenn er unter dem Pfluge liegt, ist eine ausgemachte Sache. Dagegen aber ist es auch gewiß, daß bei Menschen, die sich durch die Viehzucht nähren, der natürliche Trieb zur Fortpflanzung durch die stärkere Nahrung und mehrere Ruhe lebhafter und wirksamer werde, als bei dem Ackerbau. Hirtenleben und Liebe stehen nicht blos in den Ideen der Dichter so nahe beisammen, sondern die Natur selbst setzt beide in eine so nahe Verbindung. Dazu kömmt, daß die Haushaltung einer Familie, die von der Viehzucht lebt oder davon zu leben sich entschließt, weit weniger Zurüstung und Anlage erfodert, als einer solchen, die vom Ackerbau leben will. Noch mehr! das Eigenthumsrecht der liegenden Gründe verliert sich oder wird weniger erkannt da, wo gar kein Ackerbau, sondern blos Viehzucht getrieben wird. Eben deswegen aber sorgt niemand für die Wartung des Bodens, daß er auch nur für die Viehzucht gleich brauchbar bliebe. Er bewächst mit Wäldern und Gesträuchen, und um diese her verbreiten sich Sümpfe und Moräste. Moos überzieht die fruchtbarsten Wiesen und niemand räumt es weg. Auf der einen Seite also nehmen die Nahrungsmittel für unser zum Exempel gesetztes Volk immer mehr ab, und auf der andern entstehen scheinbare Erleichterungen für jedes einzelne

Paar, das dem Triebe zur Fortpflanzung folgt, sein Auskommen zu finden. Das Volk vermehrt sich also bald wieder zu sehr für die Nahrung, die sein vernachlässigter Boden geben kann. Dieß bringt aber weder einzelne noch alle dahin, zu dem Ackerbau zurück zu kehren. Kein Gewerbe, kein aus demselben entstehender Gewinn giebt ihnen einen Reiz, der mächtig genug wäre, ihnen die Mühe desselben wieder angenehm zu machen. Alles drängt und beengt sich in dem Lande. Das Eigenthumsrecht wird immer weniger in dem Volke, wenigstens gar nicht in Ansehung der benachbarten Völker erkannt. Nun drängt eine Familie die andre und ein Volk das andre, und endlich werden die Völker zu herumziehenden Horden, die sich einander aufreiben, und eines der Bevölkerung des andern durch Krieg und Mord Grenzen setzen.

Anmerkung.

Das Wort Horden kann meine Leser, wie mich, an Beispiele erinnern, deren ich zur Bestätigung meiner Sätze bedarf. Die Lebensart der tatarischen Völkerschaften ist gerade diejenige, die ich jetzo beschrieben habe. Sie ist aber eben dieselbe schon vor vielen Jahrhunderten gewesen, und dieß ward sehr wahrscheinlich die Ursache der Völkerwanderungen, welche sich nur da und alsdann endigten, als diese Völker in das südliche Europa kamen, wo ein milderes Clima und ein fruchtbarer Boden, vereint mit dem Beispiel der überwältigten Nationen, den Ackerbau so leicht und angenehm für sie,

machten, daß sie ihr Hirtenleben für denselben aufgaben. Oder daß ich richtiger rede: dieß erfolgte, als sie Völker bezwungen hatten, welche den Acker vorlängst baueten, und welche diese streitbaren Hirten nöthigen konnten, ohne einige eigne Arbeit und Schweiß sie mit den Früchten ihres Ackers zu nähren. So entstand wieder ein Eigenthumsrecht über liegende Gründe für diese Völker, welcher Gründe Einwohner ihre Knechte wurden, und nur so kann das Eigenthumsrecht in einem Volke wieder entstehen, das den Ackerbau nicht gekannt oder das ihn verlernt hat, aber doch auch nicht durch Handel und Gewerbe dazu aufgemuntert wird. Doch ich finde in eben diesen Gegenden ein noch mehr für mich dienendes Beispiel, nemlich das von einem Volke, welches nach dem Verlust des Ackerbaus, den Handel und Gewerbe bei ihm unterhielten, gerade in denjenigen Zustand zurück gefallen ist, den ich jetzt eben beschrieben habe.

Vom eilften bis zum funfzehnten Jahrhundert hatte die Handlung sich eine Hauptstraße den Ganges herauf nach dem caspischen Meere, und von dort nach dem schwarzen Meere zu, eröffnet. Dieser ganze Landstrich zeigte allenthalben Wohlstand, und hatte eine Menge stark bewohnter Städte. Hinter dem caspischen Meere war der Geist der Handlung in die Buchareі durchgedrungen. Samarkand war eine der ersten Städte der bewohnten Welt. Die Künste blüheten, und selbst die Fürsten des Landes hatten eine Wißbegierde, die bei einem heutigen tatarischen Fürsten ein Wunder aller

Wunder seyn würde. Ein Ulug Bei war der erste Sternkundige seiner Zeit. Ob der Ackerbau lebhaft getrieben worden, ist keine Frage. Denn ich habe schon gesagt, das Land war voller Städte. Was ist aber aus diesem Lande, aus seinen Städten, aus seinem Ackerbau und aus seiner Bevölkerung geworden, seitdem die Türken in dem Jahre 1474 die Genueser aus der Crimm vertrieben, und diesen Weg der Handlung gestört haben? Kein Brand hat jene Städte verwüstet, und dennoch ist keine Spur von ihnen da.

Kein Kriegsheer hat die Einwohner von ihren Aeckern verjagt, und dennoch wird kein Acker dort mehr gebauet; sondern das ganze Land ist der wüste Aufenthalt herumstreifender Horden, die sich einander so lange aufgerieben haben, bis sie großentheils unter dem russischen Zepter Schutz gefunden haben, der zwar deren weitere Zerstörung aufgehalten, aber die Lust zum Auswandern ihnen nicht hat benehmen können, wovon sich der unangenehme Ausbruch im Jahr 1770 bei einer Horde Kalmucken von wenigstens 70,000 Familien zeigte. Ein andres Beispiel von der Aufreibung einer ganz freien Völkerschaft in eben diesen Gegenden haben wir um das Jahr 1757 an der so mächtigen sengorischen Nation erfahren. Jene Umschaffung der um das schwarze und caspische Meer wohnenden Nationen von einem polizirten Zustand zu dem Zustand unsteter Horden, und die Verwüstung ihres Landes war das Werk von zwei Jahrhunderten. Es ist der Nachkommenschaft vorbehalten zu sehen, wie bald (aber

doch gewiß langsamer, als jenes geschah) diesen Völkerschaften ihr ehemaliger Wohlstand wieder gegeben werden könne, da Rußland sich durch die letzten Kriege die freie Handlung auf dem schwarzen Meere erworden hat, von welcher dieß eine unfehlbare Folge seyn wird, daß Handel und Gewerbe sich ihren alten Weg durch diese Gegenden wieder eröffnen werden.

Des ersten Buchs

Zweiter Abschnitt.

Natürliche Veränderung in dem Zustand eines Volks, bei welchem die edlen Metalle einen allgemein beliebten Werth zu bekommen anfangen.

§. 9.

Jetzt nehme ich an, daß es dem von mir zum Exempel gesetzten Volke einfalle, sich das Gold und Silber, was sie haben, so angenehm werden zu lassen, daß man einem jeden, der dieses anzubieten hat, gern Brod und Kleidung dafür giebt, und ihm Dienste dafür thut, auch der, welcher Brod, Kleidung und Dienste anzubieten hat, sie gerne dafür nimmt. Ich nehme ferner an, daß sie lernen, beides Gold und

Silber nach seiner Feine zu unterscheiden, und es nach bestimmtem Gewicht in kleinere und größere Stücke zu theilen, um das, was ihnen weniger oder mehr werth scheint, mit minderem oder mehrerem Silber oder Golde zu bezahlen.

Anmerkung.

Ich könnte schon bei dieser Voraussetzung diese Metalle mit dem gewöhnlichen Ausdruck Zeichen des Werths benennen. Allein die Folgerungen, welche ich nun machen werde, entwickeln sich besser, wenn ich diese Vorstellung vorjetzt noch bei Seite setze, und dem Volke eine blinde Liebe zu diesen Metallen beilege, bei welcher ein jeder dieselben eben so eifrig, als seine nothwendigsten Bedürfnisse, zu erwerben sucht, und derjenige, der ein Stück Silber für sein Brod bekömmt, sich eben so sehr freuet; als derjenige, der sein Silber für das Brod weggegeben hat, sich freuet, nun etwas zu haben, womit er seinen Hunger stillen kann. Ich werde jedoch in dem ersten Abschnitt des fünften Buchs von dem Entstehen des Gebrauchs des Geldes als eines Zeichens des Werths, und von den Veranlassungen dazu, etwas mehr sagen. Schon früher aber werde ich in dem zweiten Buch den Hauptgrund erklären, aus welchem alle polizirte Völker sich für die edlen Metalle vereinigt haben, nemlich: weil sie die einzige Substanz sind, welche der Qualität und Quantität nach mit der Qualität und Quantität aller verkäuflichen Dinge verglichen werden kann. Ein Grund, auf welchen ich in der ersten Ausgabe noch nicht gerathen bin.

§. 10.

Die erste allgemeine Folge, welche daraus entsteht, ist diese, daß die oben (§. 7.) erwähnten Schwierigkeiten in dem Tausch der Bedürfnisse wegfallen. Denn (dieß werde ich wiederhölen dürfen) das Volk hat nunmehr 1) eine Waare von allgemein beliebtem Gebrauch unter sich; und 2) der Vergleich über die Quantität und Qualität der gegen einander vertauschten Dinge wird um die Hälfte leichter, wenn auf der einen Seite ein bestimmtes Gewicht Gold oder Silber von einer bekannten Feine dargeboten wird.

Doch da abwägen und die Feine schätzen noch immer eine mit Mühe begleitete Untersuchung ist, so verfällt dieses Volk bald darauf, daß es das Gewicht des Goldes und des Silbers unter Voraussetzung einer gewissen Feine mit bestimmten Zeichen bemerkt. Diese Zeichen überheben alsdann den, der nicht genau untersuchen will, aller Mühe der Untersuchung, lassen aber dem, der dem Zeichen nicht trauet, alle Freiheit zur nähern Untersuchung.

Anmerkung.

Wir haben ein Volk, das bei dem lebhaftesten Umsatze des Geldes sich noch immer an das Gewicht desselben hält, nemlich die Chineser. Auch in Tunquin wird Gold und Silber im großen Handel gewogen. Münze für den Handel im Kleinen ist alle von Kupfer. In den ältesten Zeiten ward alles Silber gewogen, und die ersten Münzen nicht nur der Morgenländer, insonderheit der Juden, wie auch der Griechen und Römer, beka-

men ihre Namen von dem Gewicht, das sie enthielten. Auch bei den nordischen Völkern verhielt es sich, als sie in den eroberten geldreichen römischen Provinzen mit dem Gebrauche des Geldes bekannter wurden, eben so. Man wog sich das Silber bei Pfunden zu, und gab den ersten Münzen den Namen des Pfundes, den sie auch bei ihrer immer weitergehenden Verkleinerung bei vielen Völkern behalten haben.

§. 11.

2) Bis dahin ward der Lohn aller freien Arbeit und Dienste, so viel deren in einem solchen Volke Statt haben konnten, in solchen Dingen gegeben, die unmittelbar verbraucht werden mußten. Wer sehr viel arbeitete, bekam deren mehr, als er verbrauchen konnte, und arbeitete deswegen in der Folge weniger, als er thun konnte, war aber auch desto mehr verlegen, wenn die Arbeit und mit derselben der Lohn auf einmal Seiten fehlte. Jetzt bekömmt ein jeder für seine Arbeit etwas, das er aufsparen und beilegen kann, und das ihm auch alsdann zu statten kömmt, wenn ihm Arbeit und folglich neuer Lohn fehlt. Dieß giebt ihm eine Reizung, seine Arbeit zu vermehren, und sich aller möglichen Arbeit gerne zu der Zeit zu unterziehen, wenn sie von ihm gefodert wird, weil er einen Lohn verdient, der ihm alsdann noch sein Auskommen verschaffen kann, wenn die Arbeit selbst fehlt. Das angenehmste ist dabei die Aussicht einer künftigen sorgenlosen Ruhe, welche in jenem Zustande eines Volks nicht Statt hatte. Es werden daher blos aus diesem Grun-

dermehr Dienste und Arbeiten in diesem Volke verrichtet, als sonst verrichtet werden konnten.

§. 12.

3) Diejenigen, welche nur solche Dienste und Arbeit anbieten konnten, die nicht jedermann täglich brauchte, können sich beruhigen, wenn sie nur von Zeit zu Zeit von ihnen verlangt werden. Aber sie werden auch alsdann einen solchen Lohn derselben verlangen, der ihnen auch auf die Zeit, da sie feiern, ihr Auskommen geben kann, und diejenigen, welchen es um Dienste dieser Art zu thun ist, werden ihnen denselben einwilligen.

Auf diese Art können Künste von einer nicht allgemein erkannten Nutzbarkeit aufkommen. Die, welche sie treiben, sehen eine Möglichkeit, ihr Auskommen dadurch zu gewinnen; und die, welche sie nutzen und belohnen, finden den Vergleich über den Lohn derselben viel leichter, als wenn sie vorhin dem, der ihnen ein Werk der Kunst machte, so lange mit Nahrung lohnen sollten, als er ihnen arbeitete.

Doch erstreckt sich diese Anmerkung auch auf die gemeinern Arbeiten, welche nicht das ganze Jahr durch erfodert werden. Der Bauer lohnt in der Erndte die Menge Menschen, welche er nachher müssig gehen läßt, reichlicher. Denn sein Lohn muß ihnen auf einen größern Theil des Jahres zureichen. Der Holländer giebt dem westphälischen Bauer, der ihm in der Heuerndte zu helfen kommt, für wenige Monate, die er ihm arbeitet, einen Lohn, von welchem er die übrigen Mo-

nate des Jahrs seinen Unterhalt grosentheils haben kann. In England suchen die Schottländer und Irländer auf eben die Art einen Verdienst, der ihnen auf lange Zeit zureicht.

§. 13.

4) Diejenigen, welche nur Dienste und Arbeit anbieten können, die nicht in einem Tage vollendet und mit einem Tagelohn bezahlt werden können, sind nun nicht mehr dem Mangel zu der Zeit ausgesetzt, da ihre Arbeit unvollendet und folglich noch unbezahlt bei ihnen liegt. Denn sie können nunmehr den Lohn älterer Arbeit für ihre Bedürfnisse während derjenigen Zeit aufwenden, die ihnen ihre neue Arbeit wegnimmt. So können sie auch von dem Lohn älterer Arbeit den Ankauf des Materials neuer Arbeit und andre Nebenkosten bestreiten. Sie können dem, der ihnen vorarbeitet, lohnen; und sogar dem, der mit ihnen arbeitet, aber noch nichts zu seinem Auskommen übergespart hat, den Lohn seiner Arbeit täglich geben.

Auf diese Art werden Künste und Handwerke möglich in solchen Arbeiten, die nicht täglich fertig gemacht und nicht täglich bezahlt werden können.

§. 14.

5) Derjenige, der aus seinem Acker oder von seiner Viehzucht mehr Producte oder auch solche Producte gewinnt, welche nicht ein jeder in dem Volke braucht, darf nicht mehr deswegen aufhören, auf die Gewinnung dieses Ueberschusses zu arbeiten, weil die

Gelegenheit, sie zu vertauschen, nur selten vorkömmt. Er hat nun Zeit, denjenigen zu erwarten, der sie ihm abnimmt, und ihm alsdann in dem Preise dieser Producte seine daran gewandte Zeit, Arbeit und alles, was es ihm kostete, um den Producten die erste Brauchbarkeit zu geben, mit Gelde bezahlt. Denn er kann dieß nunmehr auf die Seite legen, und für eine gleiche Zeit, die er auf die fernere Gewinnung und Zubereitung eben dieser Producte aufs neue verwenden muß, sein Auskommen davon haben.

Die Folgen davon sind, daß

a) einzele auf einen größern Vorrath von Producten arbeiten, als welchen ihre Bedürfnisse erfodern.

b) Daß eine größere Mannigfaltigkeit der Producte entsteht.

c) Daß vieles eine Brauchbarkeit bekömmt, was sonst unbrauchbar schien, und für den, wenn gleich nur selten, sich meldenden Käufer, bei Seite gelegt wird. In Völkern, die den Gebrauch des Geldes kennen, gewinnt zuletzt alles eine Brauchbarkeit und einen davon abhängenden Werth. Unsre Lumpen, der Unrath aus unsern städtischen Haushaltungen, die Felle der gestorbenen Thiere, die Hörner des Rindviehes finden ihre Abnehmer, und wer sie hat, macht, so unbrauchbar ihm selbst die Sache ist, einen Vorrath davon. Ich darf nicht hinzu setzen, daß hierin der erste Keim der Handlung liege. Denn alle Handlung setzt eine Bemühung einzeler Menschen voraus, einen Vorrath von Dingen zu machen, welche sie selbst gar

nicht oder doch nicht ganz verbrauchen können.

§. 15.

6) Derjenige, welcher aus seinem Acker oder Viehzucht Producte gewinnt, welche erst eine Zubereitung erfodern, ehe sie andern brauchbar werden, und denen durch Kunst und Arbeit eine größere Brauchbarkeit gegeben werden kann, mag sich nun die Zeit ersparen, um diese Arbeit selbst an sein Product zu wenden. Er kann jetzt die überflüssigen Hände in seiner Familie, oder fremde Dienste, die er mittlerweile mit Gelde bezahlt, anwenden, um sie zu einer vollkommnern Waare zu machen, als sie waren, da sie aus der Hand der Natur kamen. Oder es finden sich andre, die diese Arbeit gerne daran wenden, und ihm sein Product als ein Material zu ihrer Arbeit abkaufen.

Auf diese Weise entstehen Manufakturen. Diese Arbeiten, durch welche den Producten der Natur eine größere und mannigfaltigere Brauchbarkeit gegeben wird, bleiben entweder a) ganz das Geschäfte derer Familien, die das Product hervorbringen, oder b) die Arbeit, welche an dieses Product gewandt wird, theilt sich stufenweise unter mehrere Familien. So wird z. E. in einigen Gegenden Deutschlands das Leinen von eben denjenigen Landfamilien gesponnen, gewebt und gebleicht, die den Flachs gebauet haben. In andern aber geschieht die letzte Arbeit von ganz andern Menschen, die aber eben deswegen einen viel ernsthafteren Fleiß daran wenden, und es zu einer viel vollkomm-

niern Waare machen. Bei Producten, die für einen mannigfaltigen und nicht zum voraus bestimmbaren Gebrauch dienen, z. E. bei den Mineralien, schränkt sich die erste Arbeit darauf ein, die unvollkommene Gestalt, in welcher die Natur sie ausliefert, in soweit zu verändern und ihnen diejenige Form zu geben, in welcher sie für alle Arbeiten ein gleich brauchbares Material abgeben. Eine zweite Manufaktur bildet sie für den Gebrauch einzeler Künste und Gewerbe näher aus u. s. w.

Dieß alles würde nicht geschehen können, wenn die Menschen einer die Arbeit des andern mit blossen Naturalien lohnen wollten. Zwar sind in allen Zeiten grosse Werke der Kunst ausgeführt worden, bei welchen der Lohn hauptsächlich in Lebensmitteln gereicht worden seyn mag. Die den Arbeitern an der grossen Pyramide in Egypten gereichten Gemüse kosteten Millionen. Der römische Soldat diente bis ins vierte Jahrhundert ohne Sold; aber der Staat schaffte seinen Unterhalt. Und auch nachher, da er Sold zog, ward ihm, wie noch zu unsern Zeiten, Brod gereicht. Allein so leicht und natürlich dieß ist, wenn viele einem einzigen dienen, und unmittelbar aus Eines Hand leben, so schwer, ja unmöglich, wird es, wenn mehrere einander in die Hände arbeiten. Hierauf aber beruhet der Wohlstand aller Manufakturen so sehr, daß einerlei Manufaktur immer da am stärksten blühet, je mehr Hände in einer gewissen Folge die Arbeit an derselben verrichten. Die Leinen-Manufaktur ist von keinem so grossem Belange in denjenigen Ländern, die

nur sogenanntes Hausmachen-Lein liefern, an welchem die erste und letzte Arbeit von einerlei Händen verrichtet wird. Die mechanischen Arbeiten lohnen schlecht, und schaffen sehr wenig in bestimmter Zeit, wenn sie ganz durch eines Mannes Hand verrichtet werden.

§. 16.

7) Unter diesen Umständen können sich die Familien vermehren, ohne in die Verlegenheit zu gerathen, welche ich vorhin beschrieben habe, und ohne daß die heranwachsenden Kinder eines Vaters, der nicht Nahrung genug für sie hat, genöthigt wären, blos durch Knechtschaft oder von Wohlthaten anderer ihren Unterhalt zu suchen. Sie können in ihres Vaters Hause, auch wenn sie dessen Acker nicht nährt, Arbeiten verrichten, deren in Gelde bezahlter Lohn sie in den Stand setzt, sich ihre Bedürfnisse, welchen der Acker ihres Vaters nicht abhelfen kann, von andern zu verschaffen.

Wenn dieser Lohn hinlänglich ist, um mehr als den Unterhalt einer einzelnen Person auszumachen, oder wenn sie eine Person des andern Geschlechts mit gleicher Fähigkeit, sich durch den Lohn ihrer Arbeit zu nähren, mit sich verbinden können, so entstehen Ehen und neue Familien.

Wenn mit gleicher Fähigkeit, sich den Unterhalt durch Arbeit zu erwerben, Fremdlinge in dieses Volk eintreten, so wird dasselbe auch diese Vermehrung durch neue Familien sich gefallen lassen können, und nicht verlangen, daß sie seine Knechte werden.

Anmerkung.

Unter vielen alten Völkern, selbst solchen, die vom Ackerbau und Viehzucht lebten, durfte der Fremdling nur erscheinen, so ward er ein Knecht. Als man in den folgenden Zeiten milder mit dem Fremdling zu verfahren anfieng, blieben doch verhaßte Reste jener alten Barbarei gegen den Fremden, den das Gewerbe ins Land brachte. Das Jus albinagii, welches Frankreich am längsten behalten hat, aber schon dessen letzte Könige nach und nach gegen alle Staaten, die es von ihnen suchten, aufgegeben haben, ist ein verhaßter Beweis davon. Noch jetzt ist die Erlangung des Bürgerrechts bei jedem Volke um so viel schwerer, je weniger Handlung und Geld-Umsatz in demselben Statt hat, das ist, je weniger wesentliche Vortheile das Bürgerrecht dem Fremdling gewährt. Nur diejenigen Staaten sind mit demselben am freigebigsten, in welchen Handlung und Gewerbe die mehresten Mittel des Auskommens geben. Und geben sie gleich nicht dem Fremdling ohne Schwierigkeit das völlige Bürgerrecht, wie dieß der Fall in England ist, so hindern sie ihn doch nicht in der Betreibung solcher Geschäfte, durch welche er sich neben den Eingebornen des Landes Auskommen zu erwerben sucht, sondern weisen nur denjenigen aus ihren Grenzen, der keine Fähigkeit zu solchen Beschäftigungen mitbringt. Wie viel schwerer wird es nicht dem Fremdlinge, ein Bürger Spaniens oder Pohlens, ja sogar der meisten deutschen Reichsstädte zu werden, als in Holland oder in unserm Hamburg, wo der Fremdling heute anlangen, und

morgen in alle Rechte des ältesten Bürgers eintreten kann. Eben diese Staaten brauchen weit mehr Nachsicht sowohl gegen diesen zum Bürger gewordenen Fremdling als den eingebohrnen Bürger, wenn er sein Bürgerrecht wieder aufgeben, und sich mit seinem Vermögen dem Staate wieder entziehen will.

Es ist bekannt, daß das Abzugsgeld in Holland gar nicht Statt hat, wo der Fremdling, der mit einem weissen Stabe in der Hand hinkam, mit allem seinem erworbenen Vermögen, wenn er will, ohne den geringsten Abzug, wegziehen kann, und wenns auch Millionen wären, und daß es in wenigen Staaten mit mehrerer Milde, als in Hamburg, ausgeübt wird, wenn in manchem andern Staate, der weniger Handlung hat, der Einwohner mit diesem Abzugsrecht nicht frei kömmt, sondern quasi glebae affixut behandelt wird. In den Städten Hollsteins wird dies Abzugsrecht gegen jeden Bürger oder dessen Erbe geübt, der seinen Wohnsitz in einer andern Stadt des Landes auf dem platten Lande schon hat, oder nehmen will.

§. 17.

8) Derjenige, der den Ackerbau und die Viehzucht blos zum Unterhalt seiner Familie und derer Personen, deren Dienste er unmittelbar nöthig hat, bis dahin trieb, findet nunmehr Gründe, mehr Producte von beiden durch seine Arbeit zu gewinnen, als zu seinen eignen Bedürfnissen nöthig waren: denn es sind Menschen neben ihn in dem Volke, die sein Brod verlangen, und, wenn er gleich ihre Dienste nicht

braucht, ihm etwas für sein Brod anzubieten haben, das ihn in den Stand setzt, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen, die er entweder schon hat, oder die ihm künftig entstehen mögten, welchen er aber durch seinen Landbau nicht abhelfen kann. Dieß reizt ihn sein Eigenthum zu verbessern, und es durch alle Wege nutzbarer zu machen, auch, wenn sich die Gelegenheit anbietet, fremdes nutzbares Eigenthum sich eigen zu machen, wenn er gleich voraus sieht, daß er dessen Ertrag nicht in seinen eignen Bedürfnissen werde verbrauchen können. Zu den dazu nöthigen Arbeiten, wenn er sie selbst nicht bestreiten kann, giebt ihm das Geld die nöthigen Mittel um fremde Hände in seinem Dienst anzuwenden.

§. 18.

9) Auch die einfachste Lebensart hat Bedürfnisse von mancherlei Art, denen zwar eine Familie durch eigene Arbeit allein abhelfen kann; aber wenn sie dieß thun will, muß sie ihre Beschäftigungen und die Veranstaltungen dazu von Zeit zu Zeit verändern, und verliert dadurch so viel Zeit, daß sie im Ganzen weniger Arbeit verrichtet, als sie thun würde, wenn ihre Beschäftigungen einförmiger blieben. Nun aber setzt das Geld, welches sie als den Lohn ihrer Arbeit einnimmt, sie in den Stand, einem jeden hinwieder zu lohnen, dessen Arbeit zur Erfüllung ihrer Bedürfnisse dienen kann. Der Landmann kann mit minderer Unterbrechung seinem Geschäfte obliegen. Schafft ihm gleich sein Fleiß nicht unmittelbar alles, was in seiner Le-

bensart Bedürfniß ist, so ist er doch gewiß, daß ihm derselbe mittelbar das alles verschaffen könne. Nun darf er und seine Familie nur Ein Ding lernen und treiben, und er ist nicht verlegen um die Erfüllung seiner übrigen Bedürfnisse, wenn Zeiten eintreten, da ihm zwar der Wunsch und die Nothwendigkeit von diesen entsteht, aber ihm sein Ackerbau alle Hände füllt, daß er sie auf lange Zeit entbehren müßte, wenn er selbst dafür sorgen sollte. Und überhaupt hat er dieses alles zu einer gelegenern Zeit, als er es haben würde, wenn er die dazu nöthige Arbeit auf die ihm von dem Ackerbau entbehrlichen Stunden und Tage verschieben müßte.

Das Bewußtseyn, an dem Gelde etwas zu haben, wofür man sich alles, was man zwar noch nicht bedarf, aber doch einmal bedürfen mögte, verschaffen kann, erweckt Zufriedenheit, und eine angenehme Aussicht auf die Zukunft. Das Geld wird bei Seite gelegt — man entsagt dem Genuß manches Bedürfnisses selbst, und erfreuet sich Statt dessen der Gewißheit, dies Bedürfniß erfüllen zu können, wenn man es künftig will. Dies kann zu einer Leidenschaft werden, bei welcher man jeden Wunsch, jeden Trieb, das wirklich zu geniessen, wozu man an dem Gelde das Mittel in den Händen hat, lange unterdrückt, ja so gar sich entwöhnt, zu seinen Bedürfnissen zu rechnen, was man bis dahin dazu rechnete, und nicht entbehren zu können, glaubte. Kurz, es entsteht ein Geldgeiz. Zwar ist Geiz überhaupt ein leidenschaftlicher Wunsch, mehr zu besitzen als man notwendig bedarf. Aber bei dem

Naturmenschen, und sogar bei Thieren, wie z. B. beim Hamster, hat er die Besorgniß zum Grunde, nicht immer desjenigen genug zu haben, was man bedarf, und ist mit dem Vorsatz verbunden, das Aufgesparte zu seiner Zeit zu geniessen. Das aber ist nicht immer der Gedanke des Geldgeizigen. Jemehr er des Geldes besitzt, jemehr entfernt er sich von dem Gedanken, durch dasselbe sich Genuß zu verschaffen. Hier ist noch nicht der Ort, von dem Nachtheil zu reden, welchen die bürgerliche Gesellschaft durch das Nichtverwenden des aufgesparten Geldes leidet, auch nicht, wie dieser Schaden durch Wegleihung des Geldes auf Zinsen wieder aufgehoben wird. Aber der Geitz an sich hat die zuträgliche Folge, daß der Geitzige mehr Arbeit verrichtet, als er verrichten würde, wenn er nur auf die einstweilige Erfüllung seiner Bedürfnisse arbeitete.

Anmerkung.

Ich entwickle nicht, wie weit alle diese Folgen einzeln gehen können, sobald die Menschen durchs Geld in den Stand gesetzt werden, ihre wechselseitigen Dienste und Bedürfnisse ohne diejenige Schwierigkeit einander zu belohnen und zu bezahlen, welche sie in dem bloßen Tausch der Bedürfnisse, für Bedürfnisse, oder der Dienste für Dienste, oder der Dienste für Bedürfnisse fanden. Ich entwickle nicht, wie weit der Ackerbau ausgedehnt, und wie mannigfaltig er in seinen Producten werden könne. Auch gehören noch nicht die entfernteren Folgen des Geldumlaufs hieher, die man-

chem weiter hinaus denkenden Leser hier schon einfallen mögten, zumal, wenn er andere Schriften ähnlichen Inhalts gelesen hat, z. E. die Vermehrung des nutzbaren Eigenthums durch solche Besitzungen, die nicht Ackerland sind, und das Entstehen eines National-Reichthums. Ich suche in diesem Abschnitt nur blos demjenigen unter zu bauen, was ich in der Folge näher entwickeln werde, und stelle nur die ersten Wirkungen von dem Gebrauch des Geldes als eines Zeichens des Werths der Dinge dar.

Des ersten Buchs

Dritter Abschnitt.

Nähere Betrachtung der Wirkung von dem Gebrauch des Geldes in einer bürgerlichen Gesellschaft.

§. 19.

Wenn in einem Volke das Geld den Tauschhandel verdrängt hat, und zum Ankauf der Bedürfnisse, welche wir durch andere erfüllt sehen, und zum Lohn der wechselseitigen Dienste angewandt wird, so berechnet jedermann sein Auskommen zu Gelde.

Der Ausdruck: ich habe mein Auskommen, bedeutet unter diesen Umständen nicht etwa dieses: die Natur reicht mir genug, um nicht selbst zu verhungern, genug zum Unterhalt meines Weibes und meiner Kinder, wie auch derjenigen, deren mir unentbehrliche Dienste und Arbeit ich mit Nahrung lohnen

muß. Ich weiß auch der Natur alles dasjenige abzugewinnen und selbst zu bearbeiten, was zu den Bedürfnissen meiner Lebensart gehört, und habe auch dessen genug für die Bedürfnisse der Lebensweise derer, die mir angehören u. s. f.

Sondern nun hat der Ausdruck den Verstand: der Geldgewinn aus dem Verkauf dessen, was mir entbehrlich ist, und der in Gelde gegebene Lohn meiner Dienste und Arbeiten, die ich in der bürgerlichen Gesellschaft, zu welcher ich gehöre, verrichte, ist mir hinreichend zur Anschaffung aller Bedürfnisse meines Lebens und dem sich theils in deren Ankauf versteckenden theils besonders gegebenen Lohn aller fremden Dienste und Arbeiten, welche ich und die Meinigen nöthig haben.

Diesen Verstand hat der Ausdruck in dem Munde desjenigen Mannes sowohl, der aus der Hand in den Mund arbeitet, als in dem Munde des Reichen, bei welchem die eingebildeten Bedürfnisse sich durch Rang und ein ihm zur Nothwendigkeit gewordenes Wohlleben aufs äußerste vervielfältigen.

Auch der Landmann, der seinen eignen Boden pflügt, und einen Theil von dessen Ertrage selbst verzehrt, muß beständig auf den Geldwerth des ganzen Ertrages seiner Arbeit hinaus denken, und, wenn er bestehen will, seine Rechnung so machen, daß ihm über den von ihm verbrauchten Theil seiner Producte, in welchen er den Lohn seiner Arbeit so zu reden sich selbst zahlt, genug zur Gewinnung desjenigen Geldes übrig bleibe, von welchem er seine übrigen Bedürfnisse bestreiten, und sein Auskommen vollständig machen kann. Der Landmann,

welcher fremden Boden in Folge eines freien Pacht-Contracts bearbeitet, muß noch mehr darauf hinaus rechnen. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Pachter, wenn er bestehen soll, ein Drittheil des Ertrags auf die Pacht, ein zweites Drittheil zu seinem und der ihm Dienenden Verbrauch, das letzte Drittheil auf seine übrigen Bedürfnisse, und kein zu ersparenden Gewinn rechnen müsse.

Indessen wird es nöthig seyn, das Auskommen, welches der Landbau dem, der ihn treibt, in den von diesem selbst verzehrten Producten giebt, von dem übrigen aus Geldgewinn entstehenden Auskommen vorjetzt zu unterscheiden, wiewohl ich nicht weiß, ob ich mich ganz werde hüten können, eines wie das andere unter dem Ausdruck: Auskommen, zufolge dem §. 11 der Einleitung davon gegebenen allgemeinen Begriffe, zuweilen zusammen zu fassen.

§. 20.

Doch lassen sich alle Geld-Zahlungen für Bedürfnisse jeder Art als Lohn der an diesen Bedürfnissen verrichteten Dienste und Arbeit ansehen, und diese allein machen deren natürlichen Preis aus, so lange nicht andre in der Verfassung einer bürgerlichen Gesellschaft gegründete Umstände mit einwirken. Die unentbehrlichsten Bedürfnisse haben keinen Geldwerth, wenn man zu deren Besitz und Genuß ohne fremde Dienste und Arbeit gelangen kann. Was ist unentbehrlicher, als das Wasser? Aber auf dem Lande bezahlt man nichts für das Wasser selbst, sondern allenfalls nur dann,

wenn es weit hergeholt werden muß, und die Arbeit eines Menschen, der es herbringt, zu bezahlen vorfällt. Aber in grosen Städten hat es einen beträchtlichen Preis. Denn die Herbeischaffung des Wassers in einen Brunnen, wohin es nicht natürlich fliesen kann, veranlaßt Dienste und Arbeiten, die ich in jedem Eimer Wasser neben dem Lohn des Wasserträgers bezahlen muß. Feurung, ein so nothwendiges Bedürfnis, ist in mancher Landgegend für den Preis zu haben, den der Lohn der an dieselbe gewandten Arbeit allein bestimmt. In schon geordneten bürgerlichen Gesellschaften kömmt nun das Eigenthumsrecht hinzu, und es entstehen Vorfälle, da man einem andern die Benutzung seines Eigenthums überläßt. Auch dieses kann noch als ein Dienst angesehen werden, der von dem Gebrauchenden bezahlt werden muß. Der geldreiche Mann, der von Zinsen lebt, läßt sich den Dienst bezahlen, den er seinem Schuldner leistet, da er ihm sein Geld zu freiem Gebrauch giebt. Aus eben diesem Eigenthumsrecht entsteht dann auch die Begierde und die Bemühung, sein Eigenthum aufs höchste zu benutzen, und in dessen Veräußerung sich dasselbe und den Lohn der daran gewandten Dienste so hoch bezahlen zu lassen, als es das Bedürfnis derer, welche uns zur Veräußerung desselben oder zur Verstattung von dessen Gebrauch mit Anbietung des Geldes auffodern, zuläßt.

Man kann viel Eigenthum besitzen, und das Eigenthumsrecht wird uns gar nicht einträglich, wenn unter den mit uns Lebenden kein Bedürfniß desselben entsteht. Und wenn dann ja einzelne dasselbe von uns suchen, so

werden wir ihnen wenig mehr als die daran gewandte Arbeit zu Gelde rechnen können. In den wenig bevölkerten Heidgegenden des nördlichen Deutschlands haben einzele Bauern viel Land, mehr Land, als sie brauchen können. Aber vergebens würden sie einen unbebauten Theil desselben andern für eine Geldnutzung anbieten. Ist es aber schon unter dem Pfluge gewesen, so bringen sie noch wohl einen Morgen Landes für ein geringes Geld zur Miethe an. Ich kenne Gegenden, wo der Morgen Landes höchstens vier Thaler im Einkauf, und acht gute Groschen in Miethe zu stehen kömmt. Aber es muß doch schon urbar gemacht seyn, und dann ist dieses Geld eigentlich nur ein Lohn der schon daran gewandten Arbeit.

In der jetzigen Verfassung der Staaten kommen die Geldabgaben hinzu, und erhöhen den Preis der Bedürfnisse und selbst der Arbeiten. Der, welcher mit diesen Bedürfnissen handelt, bringt den Lohn aller daran gewandten Dienste, das, was der an ihn verkaufende Eigenthümer als Benutzung seines Eigenthumsrechts dazu schlug, und den Belauf der Geldauflagen auf dasselbe, alles in eine Summe, und sucht dann noch den Lohn des Dienstes, den er der bürgerlichen Gesellschaft thut, indem er einen Vorrath dieser Dinge für fremden Gebrauch sammlet, so hoch zu treiben und den Vortheil seines Eigenthumsrechtes bei deren Veräußerung so sehr zu benutzen, als es die Umstände nur irgends erlauben.

Doch es ist hier noch nicht der Ort, diese aus der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaften entstehen-

den Nebenbestimmungen des Werths der Dinge sorgfältig zu beachten. Sie haben nicht eher Statt, als wenn die Menschen sich schon lebhaft einander beschäftigen, sich nicht alles, was sie zu ihren Bedürfnissen rechnen, durch eigne Arbeit verschaffen können, oder es bequemer finden, sich dasselbe durch fremde Arbeit zu verschaffen, und sich daher fleissig den Geldlohn ihrer Dienste und Arbeiten reichen. Diese sind die eigentliche Quelle alles Auskommens neben den Landbau; und wir haben vors erste noch nicht Ursache, Verhältnisse, Gewinn vom Eigenthum und Dienste sorgfältig von einander zu unterscheiden, wenn wir von dem Auskommen freier in Gesellschaft lebender Menschen reden. Ich werde in diesem Buche noch immer fort so reden, als wenn ich die Bemühungen freier Menschen, sich einander Auskommen zu geben, alle Nebenumstände, die aus ihrer gesellschaftlichen Verbindung entstehen, noch gar keinen Einfluß hätten, sondern als wenn es dabei ganz auf die Hauptsache, die Belohnung wechselseitiger Dienste und Arbeiten, ankäme.

§. 21.

Dies *Auskommen* eines jeden einzelen Mitgliedes einer bürgerlichen Gesellschaft, das ihnen nicht aus selbstgewonnenen Producten des Landbaues entsteht, ist demnach *der aufgezählte Geldlohn aller für andre verrichteten Dienste und Arbeit.*

Die Summe des in Gelde gerechneten Auskommens aller Mitbürger eines Reichs

nebst den von dem Landmann selbst verzehrten Producten des Landbaues, ist also die Summe des Geldlohns aller in diesem Volk für andre verrichteten Dienste und Arbeiten.

§. 22.

Auf Dienste und Arbeit folget Lohn, aus dem Lohn entsteht das Auskommen. Aus vielen Diensten entsteht viel Lohn. Auf wichtig geachtete Dienste folgt reichlicher Lohn. Aus vielem und reichlichem Lohn entsteht reichliches Auskommen. Viele Dienste setzen viele und mannigfaltige Bedürfnisse, oder viele Menschen, die sie verlangen, voraus; und überhaupt läßt sich für jede zu einem gewissen Bestand gediehene bürgerliche Gesellschaft ein gewisses Total der wechselseitigen Dienste und Arbeiten annehmen, durch welche deren Mitglieder einzeln und alle Auskommen von einander gewinnen, und Auskommen einander geben. Die möglich größte Menge der Dienste und Arbeiten in einem Volke, neben der Arbeit, die ein Theil desselben zu seinem eignen Behuf an den Landbau wendet, giebt also der möglich größten Menschenzahl ihr Auskommen, und der bürgerlichen Gesellschaft den möglich größten Wohlstand. Lauter Wahrheiten, die sich so leicht aus einander entwickeln, daß ich mit umständlicher Erläuterung derselben meine Leser nur ermüden mögte!

§. 23.

Aber entsteht denn alles Auskommen unter freien Menschen blos aus Diensten und aus dem Lohn dieser

Dienste und Arbeiten? Leben nicht in jedem stark beschäftigten Volke Menschen ohne alle Arbeit und ohne Lohn der Arbeit, von Wohlthaten der Reichern im Volk, oder von Gnadengehalten der Regenten, oder in frommen Stiftungen aller Art von denen Einkünften, die diesen seit ihren Entstehen zugetheilt sind, mit einem sicheren Auskommen, als manches schwer arbeitende Mitglied der Gesellschaft? Wenn ein wohlhabender Mann den zehnten Theil seiner Einkünfte, nachdem er für neun Zehntheile seines Einkommens alle Bedürfnisse seines Lebens erlangt hat, an Menschen giebt, die ihm nicht dienen können, und deren Dienste er auch nicht braucht; wenn ein anderer einen Theil seines Auskommens verspielt, trägt nicht dieß eben so gut zu dem Auskommen der Empfänger bei, ist es nicht eben sowohl ein für diese nützlicher Geldumlauf als wenn sie dieß Geld als Lohn ihrer Arbeit von ihm gehoben hätten?

Ich habe oben in der Einleitung und in dem ersten Abschnitte von der Wohlthätigkeit, als einem Mittel des Auskommens ohne Rücksicht auf das Geld, geredet. Ich habe gezeigt, daß dieselbe ein, wenn gleich wirksames, doch fürs Ganze unzulängliches Mittel des Auskommens sey, dem die Knechtschaft zu Hülfe kommen müsse; aber ich habe nicht behauptet, und werde nie behaupten können, daß bei dem Gebrauche des Geldes die Wohlthätigkeit ein solches Mittel zu seyn ganz aufhöre, zumal wenn Wohlthaten, im Gelde gereicht, ein festes Einkommen deren Empfängern geben.

Aber man bemerke:

1) Daß das, was diese genießen, ein Theil des Auskommens derjenigen sey, welche ihnen dieses Geld zufliessen lassen, da sie es gewissermaaßen zu ihren Bedürfnissen rechnen, wohlthätig seyn, ihr bloßes Wohlwollen, und wenn es noch zärtlichere Neigungen wären, durch Weggebung desjenigen, was eigentlich Lohn oder Dienste seyn sollten, bezeugen, und ihr Geld allenfalls verspielen zu können. Sind sie dazu im Stande, haben sie einen solchen Geld-Ueberschuß über das, was sie zu ihren Bedürfnissen brauchen: so ist es der übrigen bürgerlichen Gesellschaft einerlei, ob dies Geld aus ihrer oder aus einer andern Hand, als Bezahlung für Bedürfnisse und Lohn der Dienste, seinen weitern Fortgang nimmt. Haben sie aber mehr als den Ueberschuß über das ihnen nach ihrer Lebensweise nothwendige Auskommen ausgegeben, so wird die Folge davon eine Einschränkung ihrer eigenen Bedürfnisse seyn, und sie werden nicht mehr so viel Dienste belohnen können, als sie vorhin thaten.

2) Bei vielen, die ohne Lohn der Arbeit zu leben scheinen, ist es doch im Grunde anders bewandt, und ihre Einkünfte sind, wenn gleich nicht der Lohn körperlicher Arbeit, doch wirklicher Lohn gewisser Dienste, die sie ihren Mitbürgern leisten. Von den Rentenirern habe ich schon oben beiläufig gesagt, daß ihre Einkünfte als Lohn des Dienstes anzusehen seyn, den sie ihren Mitbürgern durch Darleihung ihres Geldes leisten. Ich werde in dem vierten Buche von ihnen und andern sogenannten Kostgängern des Staats ausführlich reden, und ihre Einwirkung in die Circulation bestimmter er-

läutern. Von den durch öffentliche Wohlthätigkeit versorgten Armen werde ich in einem Abschnitt des letzten Buchs besonders reden.

3) Wenn ich nun gleich die Wohlthätigkeit als ein Mittel des Auskommens neben vielen andern, und die Einnahme und Wiederverwendung der Geldwohlthaten als einen nicht ganz unnützen Geldumlauf gelten lasse, so ist doch dies der Zweck meines ganzen Buchs, den durch das Geld erleichterten Gang deren Beschäftigungen zu beschreiben, durch welche freie Menschen sich einander zu Hülfe kommen, und einer des andern Bedürfnisse erfüllen, indem ein jeder sich selbst zu dienen glaubt und aus Eigennutz thätig ist. Da wird dann das Geld das, wornach ich am Ende der Einleitung fragte, die Triebfeder solcher Handlungen, von welchem das Wohl ganzer bürgerlicher Gesellschaften abhängt. Laß immerhin andre Triebfedern mit einwirken, laß Wohlthätigkeit einstweilen das Glück Einzelner befördern, und ihnen Auskommen geben; dieß gehört nicht zu unserm Gegenstande, diese Triebfeder hat eine unbeträchtliche Wirkung in Vergleichung derjenigen, die der durch das Geld bewirkte Eigennutz der Menschen hat, und ich mögte behaupten, daß, wenn in einem Volke, wo der mit Geld belohnten Beschäftigungen eine hinlängliche Menge und Mannigfaltigkeit ist, alle Wohlthätigkeit aufhörte, welche einzele ohne alle Arbeit ernährt, die Volksmenge einen sehr unbeträchtlichen Verlust erleiden würde. Und in der That ist ja der Zweck einer mit Ueberlegung handelnden und durch verständige Obern geleiteten Wohlthätigkeit kein andrer, als dieser, dahin

zu wirken, wo der Geldumlauf nicht hinwirken kann, und denen, welche die heilsamen Früchte desselben nicht mit geniessen können, ein nothdürftiges Auskommen zu geben. Ich werde davon in einem besondern Abschnitt des lezten Buches noch mehr zu sagen haben.

§. 24.

Der Lohn aller dieser wechselseitigen Dienste und Arbeit ist nun Geld, das in dem Maaße, wie Dienste mit Diensten abwechseln, aus einer Hand in die andre übergeht.

Wir müssen aber nun aufhören, das Geld als eine Ursache und Veranlassung der in dem Volke verrichteten Dienste und Arbeiten anzusehen. Es ist auch ein Zeichen, aus dessen fleissigem Uebergange aus einer Hand in die andre sich die Menge und der Werth der wechselseitigen Dienste, die einer von dem andern verlangt, und das von allen einzeln und insgesammt erworbene Auskommen beurtheilen läßt.

§. 25.

Dieser rege Uebergang des Geldes, als eines Lohns wechselseitiger Dienste, ist das, was wir den Umlauf oder die Circulazion des Geldes nennen.

Einen blossen Tausch oder Umsaz des Geldes rechne ich nie für eine Circulation, und sie wird keine von allen denen Wirkungen hervorbringen, die wir von der Circulation des Geldes erwarten, wenn sich nicht ein Lohn wechselseitiger Dienste dabei einmischt. Wenn

in unserm Hamburg Millionen verschiedener Geldsorten von dem Kaufmann an den Wechsler, und von diesem an jenen übergehen, so hätte dieser Umsatz nicht mehr Wirkung auf das Auskommen derer, zwischen welchen er vorgeht, als wenn diese Millionen ungerührt in dem Kasten des einen und des andern liegen blieben. Allein das halbe oder viertel Procent, um welches der Wechsler theurer verwechselt als einwechselt, ist ein Lohn des Dienstes, den der Kaufmann bey ihm sucht. Von diesem Lohn sucht der Wechsler sein Auskommen, und dadurch wird diese Wechselung zu einer ihm nützlichen Circulation.

Ich werde aber jetzo gleich von mehreren Vorfällen eines ganz fruchtlosen Geldumsatzes Exempel geben.

§. 26.

Hier ist der Ort, ein deutliches Exempel zur Aufklärung der eigentlichen Beschaffenheit und Wirkung des Geldumlaufs einzuschieben. Dergleichen Exempel habe ich in den Schriften über diese Materie zu sehr vermißt. Pinto giebt ein sehr kurzes S. 33. in der Anmerkung 6. Vollständiger ist das von dem seel. Herrn v. Münchhausen im dritten Theil seines Hausvaters gegebene, und die beygefügten Erläuterungen sind das einleuchtendste, was ich bisher über die Hauptbegriffe von dieser Sache gelesen habe. Beide aber wollen insonderheit die Möglichkeit eines geschwinden Umlaufs und dessen Wirkung darstellen, und sehen nicht eigentlich auf den Vortheil, den der einstweilige Besitz des circulirenden Geldes einem jeden

durch dessen Hände es geht, schafft, und was dasselbe zu dessen Auskommen beiträgt.

Dieß will ich jetzt allein erläutern, ohne auf die Geschwindigkeit des Umlaufs zu sehen:

A. giebt seinem Bedienten für einen Monat 10 Rthlr. an Lohn und Kostgeld. Für den Bedienten ist dieses Geld reiner Lohn seiner Arbeit, und der zwölfte Theil seines jährlichen Auskommens, dessen Gewinn daran sind also volle — — 10 Rthlr.

B. der Bediente bezahlt dem Schuster seine Rechnung. Für den Schuster ist nur das reiner Gewinn, was er als Lohn seiner Arbeit zieht — — 4 Rthlr.

C. der Schuster bezahlt indessen das ganze dem Färber D. Gewinn für diesen entsteht — — 5 Rthlr.

D. der Färber bezahlt seinem Schneider eine Rechnung von 10 Rthlrn. Nach Abzug der Auslagen bleiben diesem — 8 Rthlr.

E. der Schneider zahlt dem Tuchhändler, dessen Vortheil 20 P. C. ist, und der also zu seinem Auskommen gewinnt 2 Rthlr.

F. der Tuchhändler zahlt dem Gewürzhändler. Zehn P. C. die dieser zu gewinnen gewohnt ist, geben zu dessen Auskommen nur — — 1 Rthlr.

G. der Gewürzhändler bezahlt seinem Hauswirth die Miethe. Nicht alles ist für

30 Rthlr.

se, und dem kleinen Antheil, den dieselbe überhaupt an allem hat, was zu einem Volke Geldauskommen ist, und heißt, in einem besondern Abschnitt des letzten Buches handeln. Doch kann ich nicht umhin, demjenigen, was ich dort zu sagen haben werde, und selbst dem, was ich im Buche 6. von der ausländischen Circulation zu schreiben habe, dadurch unterzubauen, daß ich mein hier gegebenes Exempel festhalte, und noch weiter erläutere.

Ich habe in demselben nur 60 Thaler herausgezählt, die zu dem Auskommen der eilf Personen unmittelbar beitragen, durch deren Hände jene 10 Thaler giengen. Aber mittelbar nehmen alle diejenigen Antheil daran, welche zu dem verkauften und bezahlten Product oder Material der Kunstarbeit etwas beigetragen haben, sie mögen nun eben dem Volk, oder einem noch so sehr entfernten angehören.

Ich will mich nur, um dieß zu erläutern, an den Uebergang der 10 Thaler von dem Tuchhändler F. zu dem Gewürzhändler G. halten, der fast nur mit solchen Waaren handelt, die nicht ein Product des Volkes sind, in welchem er lebt. Seyen diese Waaren gewachsen, wo sie wollen, sey der Lohn der daran gewandten Arbeit bis zu ihrem Verbrauch durch den Tuchhändler F. und dessen Familie in der Nähe und in der Ferne bezahlt, an wem es auch seyn mag, so ist es klar, daß F. der letzte Consument in seinen 10 Thalern das alles in einer Summe berichtigt, und alle jene Dienste, denen, die sie verrichteten, unbewußt, für den F. gethan und von ihm belohnt sind. Es sey z. B. raffinirter Zu-

der mit diesem Gelde bezahlt. Laßt uns sehen, was alles mit diesem Zucker vorgegangen ist, ehe er an den Consumenten F. gelangte. Er ward in Martinique gepflanzt, in den Zuckermühlen gequetschet, nachher gesotten, fixirt, zu Puder gestoßen, in ein Faß geschlagen, zu Schiffe gebracht, nach London verführt, ward zum zweiten Male gesotten, zu Lumpen oder raffinirtem Zucker gemacht, kam nach allerlei auch dort entstehenden Handlungsunkosten wieder auf ein Schiff, gelangte nach Hamburg, und wieder mit neuen Unkosten auf den Speicher eines Kaufmanns und nächstdem an den Zuckersieder, der ihn mehrmal durchkochte, oder die sogenannte Runde acht Monate durchmachen ließ, bis er zur Refinade ward, und in den Thee- oder Kaffee-Tassen des Tuchhändlers F. zerschmolz. Ich könnte noch dazu rechnen, was der Pflanzer in Martinique in dem Preise des Zuckers für die Neger rechnen muß, die ihm arbeiteten, und auf dasjenige zurückgehen, was in Europa zum Behuf des Negerhandels und deren Ankauf und Ueberfahrt von der Küste Guinea nach Martinique gearbeitet und bezahlt ward. Das alles in eine Masse gebracht, muß von F., dem letzten Consumenten, bezahlt werden, und da hat die in 3 Welttheilen auf diesen Zucker sich beziehende Circulation ihre Endschaft. Ist eine so weitläufftige Circulation ohne Dazwischenkunft des Geldes durch bloßen Tausch von Diensten und Bedürfnissen nur einigermaßen denkbar? Zwar kann ich einen solchen mit einmischen, wie z. E. in Guinea fast allein getauscht wird. — Es können sich nur dem Herrn belohnte und

nehmlicher für den letzten Verbraucher macht, und am Ende ist es auch eben dieser letzte vielleicht in großer Ferne von der Nadelfabrik lebende Verbraucher, der den Lohn aller dieser Arbeiter, die nichts von ihm hören und wissen, in einer, wenn gleich kleinen Summe zahlt. —

Ich gestehe, daß es mich wundert, wie Smith nicht gleich im Anfange seiner Arbeit seinen Gesichtspunkt mehr auf das Geld und auf die dadurch bewirkte Beförderung der Vertheilung der Arbeit und der Menschen, die nahe oder ferne von einander leben, gerichtet hat. Mein Buch mögte ganz unnütz geblieben seyn, wenn er in diesen Gang der Ideen hineingerathen, und sie standhaft befolgt hätte. Aber fast mögte ich sagen, daß er es geflissentlich vermieden habe. Seite 21 der Garveschen Uebersetzung im 1sten Bande zählt er noch weitläuftiger als ich im vorigen § that, alle diejenigen Vorarbeiten auf, welche zur Verfertigung eines groben Rocks oder einer Wollenscheere beigetragen haben. Da hier kein Gedanke an Beredung aller mit einander gilt, und vielmehr fast keiner von der Vorarbeit des andern etwas weiß, konnte es ihm nicht entwischen, daß hier der mächtige Reiz des Geldes statt aller Beredung wirke. Er hält im 2ten Kapitel des 1sten Buchs sehr fest an der Neigung der Menschen zum Tauschen. Aber diese erklärt nichts in dem Entstehen einer solchen Verkettung von Arbeiten; als welche in seinem und in meinem Exempel erscheint. Diesen Hang zum Tausch längne ich so wenig ab, daß ich vielmehr oben angeführt habe, was ihm wichtiger

als wie hätte seyn sollen, daß derselbe bei den Kindern sich so früh zeige; aber dieser Tauschlust geht bei dem Naturmenschen die Begierde voraus, sich desjenigen zu bemächtigen, was ihm gefällt, er aber in den Händen eines andern siehet, ohne ihm etwas dafür anzubieten, oder er sucht ihn zu einem ihm angenehmen Dienste zu zwingen, ohne sich zu Gegendiensten zu erbieten. So hascht das noch sehr junge Kind nach allem, was es in den Händen seiner Geschwister sieht, und muß noch einen Begriff von Eigenthumsrechte fassen, ehe es sich zum tauschen erbietet. So wird in sehr rohen Völkern alles zu Räubern, und so lange kein Eigenthumsrecht ihnen gilt, wird an keinen Tausch gedacht. So machte in dem Feudalsystem der Weltgeschichte Ueberwältiger besser policirter Völker sich zu deren Herrn, erzwang Dienste und Naturallieferungen von ihnen, ohne ihnen das geringste dafür anzubieten. Es ist also wirklich diese Voraussetzung einer allen Menschen natürlichen Tauschlust so lange unfruchtbar, als man nicht einen gewissen Grad der Kultur und eine freundschaftliche Näherung der Menschen zu einander voraussetzt, dann aber die im 2ten Abschnitt von mir erläuterte Erleichterung des Tausches, der Bedürfnisse und Dienste durch das Geld hinzudenkt. Durch diese wird allererst die so weit verbreitete und durch keine Entfernung beschränkte Vertheilung der Arbeiten, und die Producirung der so mannigfaltigen Gegenstände der Handlung, kurz die große Circulation möglich, welche in allen vier Welttheilen zugleich anfangen und neben einander fortgehen kann.

und sich zulezt bei dem Verbraucher und Bezahler aller daran gewandten Arbeit endigt. Durch sie werden hier mehr oder weniger productive Kräfte erregt und in Bewegung gesezt. Aus ihr entstehen endlich die National-Reichthümer, der grosse Gegenstand des Smithischen Buchs, verlieren sich aber, wie ich bereits angemerkt habe, da wiederum, wo ein Volk in seine alte Rauhigkeit zurückfällt, wo der gestörten Handlung der Geldumlauf rege zu seyn aufhört, und jedes Volk nur noch durch den Tausch zu denen Bedürfnissen gelangen kann, welche jeder einzele, oder welche alle nicht selbst produciren können.

Anmerkung.

Noch unfruchtbarer ist die Mühe, welche Smith sich giebt, zu beweisen, daß diese Tauschlust oder die Bemühung zu dienen, und wieder bedient zu werden, nur bei den Menschen rege sey, und bei den Thieren nicht entstehen könne. Er redet nur von den vollkommenern grössern Thieren, die sich einzeln selbst zu helfen im Stande sind. Denn sonst hätten ihm die in Gesellschaft lebenden Insekten, Bienen Ameisen u. d. gl. einfallen müssen, die so regelmässig einander dienen, als wenn sie durch den strengsten Social-Kontrakt sich dazu verpflichtet hätten. Aber von jenen grössern Thieren ist es auch nicht einmal richtig. Ich will von vielen Beispielen, die ich anführen könnte, nur eins beibringen. Ich lebte viel bei einem Freunde, der eine Jagd, und zu deren Behuf zwei schöne Windhunde hatte, welchen kein Haase entwischte, wenn er nicht

ihnen aus den Augen etwa in einem Gebüsche sich verlor, wo sie ihn nicht wieder aufspüren konnten, weil bekanntlich den Windhunden der scharfe Geruch fehlt. Diese Hunde hatten sich gewöhnt, für sich selbst zu jagen, aber jenes Mangels sich bewußt, thaten sie dieß niemals, als in Gesellschaft eines Dachshundes. Ich bin mehrmal Zeuge davon gewesen, wie sie des Morgens, wenn sie eine Jagdparthie beschlossen hatten, diesen Dachshund auf dem Hofe des Hauses erwarteten, immer nach dem Hause sahen, bis der krummbeinigte Freund erschien; dann empfiengen sie ihn mit ausgezeichneter Freundlichkeit, und liefen darauf unaufhaltbar mit ihm davon. Wie sie über die Theilung der Beute sich miteinander verglichen, davon bin ich nicht Zeuge gewesen. In den Diensten, welche die Hausthiere ihrem Herrn leisten, fehlt gewiß nicht ganz die Idee von einem Tausch dieser Dienste für die Nahrung, welche der Herr ihnen giebt, in Ansehung welcher sie ihre Abhängigkeit von demselben wenigstens klar erkennen. Einer meiner Freunde verweilte auf einer Poststation, wo sein Wagen abgespannt auf dem Hofe stand. Ein Pudel kam dort zu ihm, der seinen Herrn verloren hatte und daran verzweifeln mogte, ihn wieder aufzufinden. Man weiß, wie treu dieß Thier seinem Herrn ist; und dieser bewieß es nachher selbst genugsam von sich. Er näherte sich meinem Freunde, mit einem Benehmen, das ich nicht beschreiben darf. Als er sich gut empfangen sah, sprang er auf dessen Wagen, legte sich auf das Gepäcke seines neuen Herrn, und vertheidigte es von Stund an gegen jeden, der

sich demselben näherte, ohne daß der Herr mit erschien, setzte die noch lange Reise mit ihm fort, und starb nach Jahren in seinem Dienste. Kann auch ein menschlicher Bedienter nach einem gültig mit ihm geschlossenen Kontract besser beweisen, wie richtig er denselben versteht?

Ich kann nicht einen Fehler unangemerkt lassen, den ich Seite 29 des Bandes I. in der neuen Uebersetzung von Smith wahrnehme. The Sagacity of the Spaniel ist nicht feiner Geruch des Windspiels. Hier sind drei Fehler in zwei Worten. Sagacity ist Schlauheit, spaniel ist nicht Windspiel, sondern ein englischer zottiger Hund, und zu dem hat ein Windspiel nichts weniger als einen feinen Geruch.

§. 30.

Da, wo kein Geld im Umlaufe ist, kann nur derjenige zu den Bedürfnissen andrer etwas beitragen, der von natürlichen Gütern einen größern Vorrath besitzt, als er sonst braucht. Nur damit kann er fremde Dienste lohnen, und durch eigne Dienste und Arbeit, nicht anders fremde Bedürfnisse erfüllen, als wenn ihm ein Theil der Arbeit, deren er fähig ist, zureicht, seine nothwendigen Bedürfnisse der Natur abzugewinnen. Selbst die Gesellschaft kann nicht anders als unter dieser Voraussetzung einen Beitrag zu ihren gemeinen Bedürfnissen von ihren Mitgliedern erwarten.

Da aber, wo das Geld ins Mittel tritt, und allen, die dessen einen hinlänglichen Vorrath von Zeit zu Zeit einnehmen, ihr Auskommen verschafft, kann

ein jeder, der dessen mehr einnimmt, als er zu seinem nothwendigen Auskommen gebraucht, zu den Bedürfnissen andrer beitragen. Er kann insonderheit auch zu den gemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft beitragen, ohne einen ihm selbst entbehrlichen Vorrath natürlicher Güter zu besitzen, und ohne derselben persönliche Dienste zu leisten.

Dadurch wird das Vermögen, zum Dienst und Auskommen andrer beizutragen, viel allgemeiner, und gelangt an Menschen, die sonst gar nicht dazu fähig seyn würden. Der Bediente B., welcher alle seine Kräfte in dem Dienste des A. verwendet und nur für diesen zu leben scheint, trägt in der Verwendung seiner zehn Thaler, die er monatlich von seinem Herrn bekommt, zum Auskommen des Schusters C., des Gärbers D. und aller derjenigen bei, welchen dieses ihre Bedürfnisse reichen. Es geht kein Dienst und Arbeit in einer solchen Gesellschaft vor, der nicht in der Verwendung des durch diese Arbeit verdienten Geldes einen für ganz andre Menschen vortheilhaften Einfluß hätte, als für diejenigen, die diese Arbeit sich leisten lassen. Insonderheit aber werden dadurch der Menschen ungleich mehr, die zu den allgemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft beitragen können. Die ganze Reihe der Empfänger in meinem Exempel hat keine natürliche Güter, deren der Staat bedürfte. Auch die Producte der Industrie einiger unter ihnen können höchstens nur gelegentlich demselben nutzbar werden. Der Staat kann nur selten die Arbeit des Gärbers, oder des Schmiedes nutzen. Es lassen sich Fälle ge-

denken, da er die Arbeit des Schusters und des Schneiders verlangen kann. Aber er wird sie nicht immer verlangen, und sie werden sie ihm nicht immer leisten können, wenn sie auch für ihren eignen Unterhalt werden sorgen dürfen. Aber wenn sie den Lohn ihrer Arbeit von ihren Mitbürgern in Gelde ziehen, so ist in den Händen dieser Menschen insgesammt, selbst in den Händen derer, die gar keine Arbeit an Producten der Natur und der Industrie leisten, z. E. des Rentenierers, immer etwas, wodurch sie den gemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft zu Hülfe kommen können.

§. 31.

Wer Geld giebt, oder bekömmt, der giebt oder bekömmt zwar kein Material irgend eines Bedürfnisses; aber er giebt oder bekömmt in demselben das Mittel, sich alle ersinnliche Bedürfnisse zu verschaffen, und die Auswahl unter allen ersinnlichen Bedürfnissen, sie mögen in Nahrungsmitteln oder in Diensten und Arbeiten bestehen.

Zwar wird ein jeder, dem das Geld zufließt, zuvörderst die Nahrungsmittel, deren er bedarf, sich zu verschaffen genöthigt seyn. Derjenige, dem nicht mehr Geld zufließt, als er zu diesem Zweck braucht, hat sich keiner Wahl in Anwendung seines Geldes zu andern Bedürfnissen, oder hat sich deren nur selten zu erfreuen. Aber, wie das Geld die Belohnung der Dienste erleichtert, so veranlaßt es auch eine Vermehrung dieser Dienste, so kömmt es in die Hände Einzeler öfter und häufiger, als daß sie es blos in Anschaffung ihrer

nothwendigsten Bedürfnisse verwenden könnten. Einzele, deren Dienste wichtiger geachtet werden, oder ein nicht gemeines Talent voraussetzen, bekommen reichlichern Lohn; aber die Bedürfnisse ihres Magens wachsen doch nicht in gleichem Verhältnisse an. Alsdann entsteht für diese die Möglichkeit einer Auswahl unter andern Bedürfnissen, an welche noch mehr Arbeit gewand werden muß, als die Arbeit der blossen Hervorbringung, und deren Bezahlung den Lohn von weit mehrerer Arbeit, als der von der producirenden Volksklasse einschliesst, und folglich an ganz andre Menschen als an diese geht, wenn gleich dieselbe immer das Material dieser Arbeiten liefert und bezahlt bekömmt. Diese grössern Geldeinnehmer sehen sich nach Diensten von einer grössern Mannigfaltigkeit um, zahlen den Geldlohn dafür, und setzen auch dessen Empfänger in den Stand, sich die nothwendigsten Bedürfnisse aus den Händen der Producirenden, aber auch minder nothwendige aus den Händen andrer fleissigen Volksklassen anzuschaffen. So wird dann ein Auskommen für viele möglich, die es nicht mögten gefunden haben, wenn sie entweder ihre Bedürfnisse der Natur selbst oder der producirenden Volksklasse durch eine nur für diese nützliche Arbeit hätten abgewinnen sollen. Das Maas der Arbeit, welche diese nothwendig braucht, ist sehr eingeschränkt. Aber das Maas der Arbeit, welche jene Gelderwerber brauchen, die des Geldes mehr einnehmen, als sie in Anschaffung ihrer nothwendigen Lebensbedürfnisse verbrauchen können, die sich ganz von der Arbeit an ihren eignen Bedürfnissen entwöhnt ha-

ben, und mit jedem Thaler, den sie einnehmen, neues Vermögen bekommen, durch Belohnung fremder Dienste sich ihr Leben bequemer und angenehmer zu machen, ist groß, und kann bis ins Unbestimmbare anwachsen.

Aber auch die producirende Volksklasse, da sie den Preis des Ueberschusses ihrer Producte über ihre eignen Bedürfnisse im Geld hebt, gewöhnt sich, einen Gebrauch dieses Geldes in Bezahlung solcher Dienste zu machen, welche auf ihren Landbau keine Beziehung haben. Ohne Dazwischenkunft des Geldes würde sie den Ueberschuß ihrer Producte nur an diejenigen hingegeben haben, welche ihr andre Naturproducte anzubieten hatten, als welche sie mit eignem Fleiß, aus eignem Boden hervorzubringen wußte. Sie würde auch nicht einmal gerne die daran gewandte Arbeit, wodurch solche Producte zu ihrem Gebrauch bequemer und zu einer vollkommnern Waare gemacht werden, mit den Früchten ihres Fleisses belohnt haben. Denn sie hat immer Zeit von ihrem Ackerbau frei, welche sie lieber selbst zu solchen Arbeiten für ihren eignen Gebrauch anwendet. Es würde also ohne Dazwischenkunft des Geldes aller Umtausch der zum Auskommen der Menschen nothwendigen Güter der Natur hauptsächlich unter der producirenden Volksklasse unter der Voraussetzung bestehn, daß sie frei in der Anwendung und Verwendung ihres Ueberflusses ist, und kein Despot ihr Arbeit gebieten, und das Product ihrer Arbeit sich zueignen darf.

Jetzt aber, da auch ihr der Lohn ihrer Arbeiten in Gelde zufließt, fühlt sie, was jeder fühlt, wenn er seine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt sieht, und er noch

Geld übrig hat, und in demselben das Vermögen, sich eine Menge und Mannigfaltigkeit von minder nothwendigen Bedürfnissen anzuschaffen, das Vermögen, in dieser Mannigfaltigkeit auszuwählen, und das ausgewählte und angekaufte ohne neue Arbeit zu genießen. Sie gewöhnt sich also auch, diese Producte fremden Fleißes zu ihren Bedürfnissen zu rechnen. Sie gewöhnt sich, fremde Dienste und Arbeiten zu lohnen, die ihr nicht in Erwerbung der Naturproducte zu statten kommen, und setzt Menschen, denen sie sonst ungern ihre Bedürfnisse im Tausch gereicht haben würde, in den Stand, diese eben mit dem ihr abgenommenen Gelde ihr wieder abzukaufen.

§. 32.

Hier gerathe ich auf eine wichtige Bemerkung, welche wir in der Folge noch oft nutzen werden.

Es ist klar, daß nun eine gedoppelte nützliche Arbeit in Erwerbung der für die bürgerliche Gesellschaft nothwendigen Nahrungsmittel entsteht. Die erste Arbeit war die, durch welche der Landmann denjenigen Ueberschuß von Producten über seine eignen Bedürfnisse erwarb, durch dessen Verkauf an solche Menschen, die ihm nichts als Geld und keine Dienste anzubieten hatten, er dies Geld verdiente. Diese Arbeit wird zwar in keinem Volke, wenn es gleich ohne Geld lebt, ganz fehlen. Wo nicht ein jeder Acker alles trägt, was der ihn bauende Landmann zu seinen Bedürfnissen verlangt, da wird und muß er mehr Frucht demselben abzugewinnen suchen, als er selbst verbraucht, um für das was

ben, und mit jedem Thaler, den sie einnehmen, neues Vermögen bekommen, durch Belohnung fremder Dienste sich ihr Leben bequemer und angenehmer zu machen, ist groß, und kann bis ins Unbestimmbare anwachsen.

Aber auch die producirende Volksklasse, da sie den Preis des Ueberschusses ihrer Producte über ihre eignen Bedürfnisse im Geld hebt, gewöhnt sich, einen Gebrauch dieses Geldes in Bezahlung solcher Dienste zu machen, welche auf ihren Landbau keine Beziehung haben. Ohne Dazwischenkunft des Geldes würde sie den Ueberschuß ihrer Producte nur an diejenigen hingegeben haben, welche ihr andre Naturproducte anzubieten hatten, als welche sie mit eignem Fleiß, aus eignem Boden hervorzubringen wußte. Sie würde auch nicht einmal gerne die daran gewande Arbeit, wodurch solche Producte zu ihrem Gebrauch bequemer und zu einer vollkommnern Waare gemacht werden, mit den Früchten ihres Fleisses belohnt haben. Denn sie hat immer Zeit von ihrem Ackerbau frei, welche sie lieber selbst zu solchen Arbeiten für ihren eignen Gebrauch anwendet. Es würde also ohne Dazwischenkunft des Geldes aller Umtausch der zum Auskommen der Menschen nothwendigen Güter der Natur hauptsächlich unter der producirenden Volksklasse unter der Voraussetzung bestehn, daß sie frei in der Anwendung und Verwendung ihres Ueberflusses ist, und kein Despot ihr Arbeit gebieten, und das Product ihrer Arbeit sich zueignen darf.

Jetzt aber, da auch ihr der Lohn ihrer Arbeiten in Gelde zufließt, fühlt sie, was jeder fühlt, wenn er seine nothwendigsten Bedürfnisse befriediget sieht, und er noch

Geld übrig hat, und in demselben das Vermögen, sich eine Menge und Mannigfaltigkeit von minder nothwendigen Bedürfnissen anzuschaffen, das Vermögen, in dieser Mannigfaltigkeit auszuwählen, und das ausgewählte und angekaufte ohne neue Arbeit zu genießen. Sie gewöhnt sich also auch, diese Producte fremden Fleisses zu ihren Bedürfnissen zu rechnen. Sie gewöhnt sich, fremde Dienste und Arbeiten zu lohnen die ihr nicht in Erwerbung der Naturproducte zu statten kommen, und setzt Menschen, denen sie sonst ungern ihre Bedürfnisse im Tausch gereicht haben würde, in den Stand, diese eben mit dem ihr abgenommenen Gelde ihr wieder abzukaufen.

§. 32.

Hier gerathe ich auf eine wichtige Bemerkung, welche wir in der Folge noch oft nutzen werden.

Es ist klar, daß nun eine gedoppelte nützliche Arbeit in Erwerbung der für die bürgerliche Gesellschaft nothwendigen Nahrungsmittel entsteht. Die erste Arbeit war die, durch welche der Landmann denjenigen Ueberschuß von Producten über seine eignen Bedürfnisse erwarb, durch dessen Verkauf an solche Menschen, die ihm nichts als Geld und keine Dienste anzubieten hatten, er dies Geld verdiente. Diese Arbeit wird zwar in keinem Volke, wenn es gleich ohne Geld lebt, ganz fehlen. Wo nicht ein jeder Acker alles trägt, was der ihn bauende Landmann zu seinen Bedürfnissen nöthig hat, da wird und muß er mehr Frucht demselben abzugewinnen suchen, als er selbst verbraucht, um für das, was

für eine vermehrte Menschenzahl selbst in der producirenden Volksklasse. Diese wird sich also vermehren können, aber die Neuhinzugekommenen werden ebenfalls durch ihren Geldverdienst in den Stand gesetzt werden, Dinge die sie zu ihren Bedürfnissen rechnen, die aber fremder Fleiß ihnen verschaffen muß, anzuschaffen. Dadurch wird ein neues Mittel des Auskommens für die übrigen fleissigen Volksklassen und eine Veranlassung zu deren Vermehrung entstehen. Auch dieser ihre Existenz und Subsistenz wirkt wieder auf die producirende Volksklasse zurück, veranlaßt eine fernere Vermehrung derselben, und überhaupt wird blos diese wechselseitige Einwirkung der fleissigen und der producirenden Volksklassen in einander in einem isolirten Volke so lange währen, und so lange eine Vermehrung von beiden befördern können, bis der Landbau auf den Punkt gebracht ist, da er den möglich größten Vorrath an Nahrungsmitteln und Materialien der Industrie hervorbringt. Wenigstens wird dieses blos durch Eigennutz und durch den Wunsch, seines Lebens durch den Gebrauch und Verbrauch mehrerer Bedürfnisse zu genießen, erregte Bestreben der producirenden Volksklasse die wirksamste Triebfeder seyn, um deren Arbeit bis auf diesen, für die verständige Staatswirthschaft so erwünschten Punkt zu erweitern. Doch werden wir gleich in der Folge noch mehrere ebenfalls sehr mächtige Triebfedern kennen lernen, und auch der Einwirkung andrer Volksklassen, die wir nicht ganz den fleissigen werden beizählen dürfen, zu diesem Zweck etwas einräumen müssen.

§. 33.

Man setze indessen eine kleine bürgerliche Gesellschaft, oder einen kleinen Theil eines großen Volks, wie es deren wieder giebt, der weit von dem Gewühl großer Städte lebt, und seine Producte nicht weit zu vertreiben Gelegenheit hat. Hier wird sich dieses alles noch wenig zeigen. Der Landmann wird einige ihm höchst nothwendige Handwerker freilich nähren, und ihre Arbeiten mit Gelde lohnen, das sie aber jedesmal geschwind wieder an ihn zurückbringen. Wenn hier jemand sagte: Ich sehe nicht ein, wie diese kleine Gesellschaft mit dem Gelde besser daran seyn, als sie seyn würde, wenn sie gar kein Geld hätte, und der Landmann dem Handwerker alle seine Arbeit mit Lebensmitteln bezahlte; ich sehe hier die zweite Arbeit allein, die der Landmann thut, um das Geld von dem Handwerker zurück zu verdienen; von der ersten Arbeit aber, durch welche er das Geld erwarb, das der Handwerker von ihm verdiente, sehe ich keine Spur: so würde ich dies freilich zugeben müssen. Ich würde nicht wider die That reden können, daß der Fleiß des Landmanns hier nichts mehr hervorbringt, als was zum Unterhalt dieser neben dem Landmann lebenden Handwerker durchaus nothwendig ist. Dies aber könnte auch ohne Geld geschehen, vorausgesetzt, daß diese dem Landmann nothwendigen Arbeiten der Handwerker ohne Geld als eine freie Beschäftigung fortgehen könnten. Doch wenn sie nun aber dadurch noch ein Geschäfte der Knechte würden, wie ich oben gezeigt habe, daß sie natürlich werden müssen

eine aus der andern in einer unabsehlichen Progression entstehen macht und vermehrt, durch welche für alle Mitglieder derselben die nothwendigen Subsistenzmittel entstehen.

Aber wie würde sich der Staatsmann irren, der von dieser Zauberkraft des Geldes alles allein erwarten wollte! Es sind gewiß wenig grosse Staaten, in welchen nicht beträchtliche Theile in dem Zustande schmachten, den ich §. 32. angegeben habe, und auf welche diese Zauberkraft noch wenig hinwirkt. Das einzige Mittel, die Sache in einen bessern Gang zu setzen, ist, wenn man es dahin bringen kann, daß sich die ein Auskommen gebenden Beschäftigungen unter mehr und mehrerlei Menschen vertheilen; zu machen, daß der Zirkel des Geldumlaufs, der jenen wenigen alles, was sie bedürfen, hinlänglich zu verschaffen scheint, sich so erweitere, daß der Landmann in dem Erwerb des Geldes, das ihm seine Bedürfnisse nöthig machen, auf ganz andre Menschen zu sehen hat, als auf diejenigen, welche für seine nothwendigsten Bedürfnisse arbeiten, und daß der Mittelempfänger des zu dem Landmann wieder zurückfließenden Geldes so viel, als immer möglich, werden. Wenn die Regenten eines Volks es dahin nicht zu bringen wissen, wenn sie gar durch schlechte Staatswirthschaft hindern, daß es nicht dahin kommen kann, so werden sie immer ein armseliges Volk behalten, in welchem ein träger Geldumlauf nur wenigen Fleißigen neben dem Landmann Auskommen giebt.

Aber was ich hier von der zweifachen Arbeit des

Landmanns gesagt habe, gilt überhaupt von aller Arbeit der Fleissigen im Volk, von deren mannigfaltigen Beschäftigungen ich erst im dritten und vierten Buche werde reden müssen, ehe ich die Folgerungen alle entwickeln kann, welche aus diesem wichtigen Grundsatz sich ziehen lassen. Ich werde denselben insonderheit auf eine vielleicht noch nicht beachtete Weise nutzen, um die Vortheile, welche die Städte und die von so vielen Schriftstellern so übel angesehenen Kostgänger des Staats der bürgerlichen Gesellschaft verschaffen, ins Licht stellen.

§. 35.

Das Total alles Auskommens in einem solchen Volk besteht aus zwei Theilen, nämlich aus der Masse der von der producirenden Volksklasse selbst verzehrten Bedürfnisse, und der Summe des Lohns aller in dem Volke verrichteten Dienste. In den letzten Theil gehört der Kaufpreis aller verkäuflichen Producte, sowohl des Landbaues als der Industrie, deren Werth, wie §. 20. allgemein gesagt ist, und in dem zweiten Buche sich mehr bestätigen wird, sich fast ganz aus dem Lohn der darauf gewandten Arbeit bestimmt.

Was ein jeder von diesem letztern Theil durch seine Beschäftigungen gewinnt, das rechnet er zu Gelde, und sieht es als sein Auskommen insbesondere an, aus dessen Größe sich seine Fähigkeit bestimmt, eines Theils von allem, was für ein Bedürfnis des Lebens gelten kann, seinen bestimmten Antheil zu genießen, andern Theils durch Bezahlung der ihm geleisteten Dienste zum Auskommen derer, die sich für ihn beschäftigen,

zu finden, die es durch ihre Beschäftigungen zu erwerben wissen, und daß es überflüssig sey, unter den mannigfaltigen Classen dieser Gelderwerber eine oder die andre aussondern zu wollen, und von deren Auskommen allein das dem Staat nöthige Geld zu heben.

Diese so einleuchtenden Wahrheiten führe ich hier nur allgemein an. Ich werde sie zum Theil in dem [illegible]ten Abschnitt des sechsten Buches umständlicher ausführen müssen, um sie zur Beurtheilung eines Systems anzuwenden, das dem Staat räth, nur von der producirenden Volksklasse das zu seinen Bedürfnissen nöthige Geld zu heben.

§. 36.

Von dem wirklich in einer bürgerlichen Gesellschaft existirenden Menschen kann man immerhin erwarten, daß ein jeder für sein Auskommen sorgen und seine Existenz so gut, als er kann, fortzusetzen suchen werde. Ein jeder wird entweder selbst die ihm nöthigen Güter der Natur durch eigne Arbeit zu gewinnen, oder sie denen, die sie der Natur abzugewinnen wissen, durch Dienste und Arbeit abzuverdienen suchen. Dadurch wird schon Geldumlauf entstehen und unterhalten werden, indem das Geld wenigstens den Tausch der Bedürfnisse für Dienste sehr erleichtert. Doch wird keinem dabei der Gedanke entstehen, zu dem Auskommen anderer absichtlich beizutragen. Viel weniger wird er auf die Vermehrung des Totals alles Auskommens im Volke absichtlich und ernsthaft arbeiten. Ich habe schon oben zu Ende der Einleitung

gesagt, daß man diese Wirkung nur von dem Eigennutz erwarten könne, der sich selbst zu dienen glaubt, indem er für sein eignes Auskommen arbeitet. Dies ist nicht ganz Täuschung, weil doch wirklich der Eigennutz seinen wahren Vortheil hiezu erwartet, dabei findet. Aber doch ist es Täuschung, in sofern Menschen dadurch veranlaßt werden, fremde Vortheile zu bewirken, an welche sie nicht hinaus denken, und eben daher wird sie heilsamer, als irgend eine andere Täuschung, durch welche das menschliche Geschlecht sich leiten läßt. Je weiter es mit derselben geht, je allgemeiner, je stärker ihre Wirkung ist, desto besser steht es um ein Volk. Sie auf den höchsten Punkt der Wirksamkeit zu bringen, allen Hindernissen zu begegnen, welche deren Wirksamkeit stören können, ist das heilsamste Geschäft eines Weltbürgers, und insbesondre des Staatsmannes.

Aber noch immer läßt sich fragen, ob und wie denn das Geld diese Täuschung befördere. Dies habe ich bisher unerläutert gelassen, und werde es nunmehr ins Licht stellen können.

Ich gestehe gern, daß diese Täuschung auch ohne Geld schon bei jeder Arbeit Statt habe, die ein Mensch unternimmt, um sich Güter der Natur zu verschaffen, welche er nicht selbst ganz verbrauchen kann, um sie für andre Bedürfnisse wegzutauschen. In einem Volke ohne Geld würde ein Landmann, der mehr Korn bauet, als er selbst verbrauchen kann, und Flachs oder Wolle dafür eintauscht, nachher den, der ihm beides webt, mit Lebensmitteln lohnt, glauben, sich selbst zu

dient zu haben, angewendet und für das nothwendige Auskommen hinreichend gearbeitet hat. Aber ich habe schon in dem ersten Abschnitte dieses Buchs gezeigt, wie viele Gebrechen und Hindernisse dabei, zum Besten andrer arbeitenden Fleiß niederschlagen und unwirksam machen, zumal in einem freien und unter einem mildern Himmelsstriche lebenden Volke. Ich habe gezeigt, wie wenig die mannigfaltigen Arbeiten, durch welche die Menschen einander ihre Bedürfnisse aller Art erfüllen und sich selbst erwerben können, dabei bestehen, wie träge sie fort gehen, und wie endlich Knechtschaft und Zwang sie allein erhalten, nur für den Gebrauch einzelner Familien erhalten, und wie das Band wechselseitiger Dienste in einem großen Volke dabei fast ganz vernichtet werde.

Aber ganz anders ist es, wenn die Schwierigkeiten des Tauschhandels durch den Gebrauch des Geldes wegfallen, wenn das Geld, das selbst kein verzehrbares Bedürfnis ist, dessen Menge durch Verbrauch abnehmen könnte, von Hand zu Hand geht, und bei jedem Uebergange in jeder Hand, wo es eine wenn gleich noch so kurze Zeit sich befindet, das Mittel zur Anschaffung aller möglichen Bedürfnisse wird. Da, wo kein Geld ist, muß jeder, der ein Bedürfnis aus fremden Händen sucht, vorher ein Equivalent dieses Bedürfnisses schaffen, das selbst Bedürfnis ist, und ein besonderes Bedürfnis für den ist, dem er dasselbe abtauschen will. Da, wo das Geld im Gebrauch ist, fällt dies weg. Du darfst keinem bei seiner Arbeit dienen [illegible], was du durch diese Arbeit be-

schaffest, auch von der Art, daß es dem angenehm seyn könnte, der dieses oder jenes dir nothwendige Bedürfnis hat? Oder wird derjenige, für den das Product deiner Arbeit Bedürfnis ist, auch das haben, was du zu deinen Bedürfnissen rechnest, und alsdann, wann deine Arbeit fertig ist, am nothwendigsten brauchst? Sondern er fragt jetzt nur: Wird das Product deiner Arbeit dem angenehmen seyn, der Geld hat? Und weil doch in jedem Volk, wo einiger Geldumlauf ist, jeder dieses Dinges, das die Stelle aller Bedürfnisse betritt, mehr oder weniger hat, so ist es eben so viel als ob er fragte: Ist deine Arbeit von der Art, daß sie aus der grossen Zahl derer, die mit und um dich leben, nur einem angenehm seyn könne? Da, wo kein Geld im Umlauf ist, wird nur ein Gefühl oder Voraussicht gewisser bestimmter Bedürfnisse für den freien Menschen die Ermunterung abgeben, sich Arbeiten zu unterziehen, in denen an sich keine Freude ist, und das Maas dieser Bedürfnisse wird das Maas seiner Arbeit bestimmen. Und wie nur die Bedürfnisse der Nahrung recht dringend sind, wie von diesen ein bestimmtes Maas immer nothwendig bleibt, so wird der grosse Haufe ohne Zwang das Maas seiner Arbeit nach diesem bestimmen. Er wird das Maas seiner Arbeit so klein als möglich machen, falls er es dahin bringen kann, oder ein fruchtbarer Boden ihm zu Hülfe kömmt, daß er mit weniger Arbeit alle diese nothwendigen Bedürfnisse erlangen kann. Entsteht ihm ein Gedanke an andre Bedürfnisse, so wird es ihm schwer werden, sich um deren willen zu schwerer

Arbeit zu entschliessen. Ist es möglich und bietet sich die Gelegenheit dar, sie ohne Arbeit zu erlangen, so wird er zugreifen; daher sind die ärmsten und trägsten Völker gewöhnlich sehr räuberisch, und jeder Fremdling, bei dem sie nur etwas vermuthen, das ihnen als ein Bedürfnis vorkömmt, hat ihre Gewalt zu fürchten, wenn sie gleich an den Gebrauch derer Dinge, die er mit sich führt, nicht gewohnt sind, viel weniger Lust haben, sich dieselben durch eigne Arbeit zu erwerben. Der Reiz zu allen Arbeiten, die andern zu Statten kommen könnten, ist daher sehr schwach. Man setze z. E. in einem solchen Volke, da ein gut gemachter lederner Schuh noch nicht als Bedürfnis gekannt wird, sehe der Landmann einen dergleichen. Der Schuh wird ihm gefallen, gern würde er ihn zu seinen Bedürfnissen rechnen, und auch seiner Frau und Kindern dergleichen geben. Allein, da er ihn selbst nicht machen kann, und, um diese Schuhe zu haben und immer dergleichen haben zu können, doch mehr Arbeit an seinen Acker wenden müßte, als wozu ihn seine übrigen Bedürfnisse nöthigen, so wird er es lieber dabei bewenden lassen. Der Gedanke wird wenig auf ihn wirken, daß der Schuster die Lebensmittel, die er für ihn produciren könnte, noch nöthiger habe, als er dessen Schuhe. Wenn er recht viel Mitleiden mit ihm und doch auch recht viel Lust zu seinen Schuhen hat, so wird er es so mit ihm machen, wie ich schon oben §. 3. gesagt habe. Er wird ihn, wenn er des Ackers genug hat, daß auch ein Knecht mehr, der aber auch Schuhe macht, davon leben kann, lie-

der als Knecht nähren wollen. Aber wenn Geld im Umlaufe, wenn der Zweck aller Arbeit Geldverdienst ist, dann kömmt es nicht mehr darauf an, ein gewisses bestimmtes Bedürfnis zu wünschen, um uns zu dieser oder jener Arbeit, die zum Dienst oder Auskommen andrer beiträgt, willig zu machen. Es braucht nicht einmahl des Gedankens, daß wir durch diese Arbeit der Gesellschaft nützlich werden und uns als brauchbare Mitglieder derselben zeigen. So oft wir dies von Jugend auf uns als Pflicht müssen vorhalten lassen, so bin ich doch überzeugt, daß dies ein sehr kraftloser Bewegungsgrund bei dem großen Haufen sey, dessen Arbeit doch der Gesellschaft am unentbehrlichsten ist, und daß, wenn er bei den besser erzogenen mehr zu wirken scheint, dessen Kraft sich gewöhnlich nur auf den Ehrgeiz als eine bestimmte Art des Eigennutzes stütze. Man kann alles von der Täuschung erwarten, die aus dem Gedanken entsteht: Mit dieser Arbeit werde ich Geld, das ist, das Mittel, verdienen, aller ersinnlichen Bedürfnisse theilhaftig zu werden. Je mehr ich arbeite, desto mehr werde ich dieses Mittels bekommen, desto mehr Bedürfnisse werde ich vergnügen können, eine desto freiere Wahl unter allen Bedürfnissen werde ich haben. Und in der That ist das noch eine zweite Täuschung, daß wir immer glauben, mit dem Gelde, das wir zu erwerben hoffen, mehr bestreiten zu können, als wir damit zu bestreiten im Stande sind, wenn wir es wirklich verdient haben. Diese Täuschung macht zwar manchen Verschwender, zumahl unter denen, welchen das Geld

wie entfernt sie sey, wie viele Schwierigkeiten sich ihr entgegen setzen, davon habe ich in dem ersten Abschnitte dieses Buchs genug gesagt. Und wenn er auch mit dem Ueberfluß der durch seine Arbeit erworbenen Naturgüter sich einzelne Bedürfnisse eintauscht, so entsteht ihm auch bei diesen nichts als der einstweilige Genuß derselben, und er kann wenigstens sich nichts damit erwerben, das ihn der Erfüllung des allgemeinen Wunsches eines Besserseyns näher führte.

Dies aber thut das Geld in demjenigen Gebrauche desselben, den nun einmal die Menschen unter sich eingeführet haben. Denke dir, o Mensch, was du willst, als zu deinem Besserseyn zuträglich: hast du nur Geld dazu, so hast du das Mittel, alle Menschen zu deinem Dienste aufzufodern, welche zur Erfüllung dieses bestimmten Wunsches etwas beitragen können. Dies Mittel hast du noch nicht, wenn dein Vorrathshaus voll dir überflüssigen Korns, oder Wolle, oder Flachses, oder Weins ist. Denn du kannst noch immer an Menschen gerathen, die dir den Dienst leisten, die dir das Bedürfnis reichen könnten, dessen du zu deinem Besserseyn entbehrst, die dir aber beides versagen werden, weil sie auch Korn, auch Wolle, auch Flachs, auch Wein genug zu ihrem Bedürfnis haben. Aber biete ihnen Geld an. Dies giebt auch ihnen die Aussicht auf ein Besserseyn, der Wunsch dabei sey gleich jetzt so unbestimmt bei ihnen, als er wolle. Dein Geld giebt ihnen noch eben so wenig, als sie selbst haben, es giebt es ihnen nach Jahren, wenn sie dessen noch jetzt nicht benöthigt sind. Nur

den wird dir nicht dienen wollen, der keine Bedürfnisse, den kein Wohlseyn, als in dem Müssiggange, kennt. Aber fehlts dir bei einem, so fehlts dir bei tausend andern nicht. Eben in dieser Aussicht ist auch ihnen dein Geld eine Waare von allgemeiner Brauchbarkeit, und sie leisten dir den Dienst, den du von ihnen verlangst, gewiß.

Wo ist etwas, das so vermögend wäre, die Menschen thätig zu machen, als eben dies Ding, dem die bürgerlichen Gesellschaften die Fähigkeit gegeben haben, eine jede Leidenschaft zu vergnügen. Laß einen Menschen gesinnt seyn, wie er will, laß ihn die edelsten, laß die niedrigsten Leidenschaften ihn beherrschen, das Mittel, sie zu vergnügen, ist Geld. Ist er zur Wohlthätigkeit geneigt, so wird es Thorheit, dieser edlen Neigung folgen zu wollen, wenn er nicht Mittel weiß, Geld zu gewinnen. Ist er eigennützig, bekümmert wegen seines fortdaurenden Auskommens in zu ängstlicher Voraussicht künftiger Bedürfnisse, die ihm den Genuß gegenwärtiger Freuden verleidet, auch für diese Leidenschaft ist keine andre Beruhigung zu hoffen, als durch vermehrte Thätigkeit und Fleiß im Gelderwerben. Stolz, Wollust und alle Regungen der Sinnlichkeit, wenn sie nicht etwa in brausenden Ausbrüchen blos auf den Genuß des Gegenwärtigen gehen, sondern der, den sie beherrschen, etwas weiter dabei hinaus denkt, wie er sie fortdaurend vergnügen wolle, nöthigen ihn, sich zum Gelderwerber, das ist, zu einem thätigen Manne zu machen.

Wenn das Verlangen, irgend ein bestimmtes Be-

dürfnis zu genießen, einzelne Arbeiten natürlich veranlaßt, so wirkt das Verlangen nach Geld eine unbeschränkte Arbeitsamkeit. Denn es ist nicht sowohl ein Verlangen nach diesem oder jenem bestimmten Dinge, als ein Verlangen nach der Fähigkeit, aller Bedürfnisse des Lebens und des Wohllebens zu genießen.

Aber fast zu lebhaft mache ich hier die Lobrede des Geldes. Es ist meinem Zweck gemäßer, hier eine wichtige Folgerung anzuhängen, die ich künftig noch oft benutzen werde. Sie ist diese: Das Geld wird da seine heilsamen Wirkungen in Beförderung einer allgemeinen Betriebsamkeit am lebhaftesten äußern, wo der Wunsch und die Aussicht des Besserseyns den Erwerbern desselben am wenigsten gestöhrt wird. Alle Einrichtungen bürgerlicher Gesellschaften, durch welche diese Aussichten gekränkt, erschwert oder ganz gestöhrt werden, alle solche Verfügungen, durch welche man glaubt, Arbeiten von Menschen erzwingen zu können, ohne daß diese Aussicht dabei den Arbeitenden gelassen wird, halten die nützliche Betriebsamkeit der Menschen nieder, die das Glück einzelner und aller macht. Sie machen das Geld, welches doch diese so leicht befördern könnte, unwirksam. Und wenn sie auch einen Theil desjenigen erzwingen, was man dabei zur unmittelbaren Absicht hat, so wird doch der Wohlstand einer solchen bürgerlichen Gesellschaft weit unter demjenigen bleiben, was er seyn könnte, wenn diese Hindernisse weggeräumt und dem Gelde seine völlige Wirksamkeit gelassen würde.

§. 38.

So gewiß, so mächtig wird denn der Reiz des Geldes, daß es nicht leicht an Menschen fehlt, die es zu verdienen suchen, und eben, indem sie es für sich verdienen, doch zugleich für andre arbeiten, welche dadurch auch ihr Auskommen finden. Aber noch immer kömmt es auf die Art der Arbeiten an, ob sie den Werth in einem Volke erlangen, ob sie hinlänglich begehrt werden, um diejenigen, welche ihr Geld für Bedürfnisse aller Art wegzugeben bereit halten, zu reizen, daß sie diese Arbeiten und deren Producte zu ihren Bedürfnissen rechnen, und durch ihr Geld allen denjenigen Unterhalt geben, die diese Arbeiten anbieten. Noch immer kömmt es darauf an, daß, wenn diejenigen versorgt sind, welche für die nothwendigsten Bedürfnisse arbeiten, und noch andre übrig sind, die dadurch nicht mehr ihr Auskommen finden können, auch Arbeit für diese ausfindig gemacht, und den übrigen im Volk angenehm genug werde, daß sie ihr Geld als Lohn dieser Dienste weggeben. Dieser Menschen hat eine jede etwas zahlreiche und zu einer gewissen Einrichtung gebrachte bürgerliche Gesellschaft immer sehr viele, und wenn sie deren nicht viele hat, so ist sie gewiß noch nicht sehr blühend. Sie entstehen und mehren sich mit dem zunehmenden Wohlstande einer bürgerlichen Gesellschaft. Sie helfen deren Wohlstand vermehren, sind aber auch die ersten, welche die Abnahme dieses Wohlstandes durch den Abgang an ihrem Auskommen und die Schwierigkeit ihre Existenz fortzusetzen empfinden.

Die nähere Untersuchung des durch das Geld erleichterten Ganges menschlicher Beschäftigungen, durch welchen Auskommen für alle die verschiedenen Volksklassen entsteht, welche eine in gewissem Bestande gelangte bürgerliche Gesellschaft enthält; wird mich von nun an beschäftigen. Aber ich muß vorher die Untersuchung einer Sache einschieben, welche auf jene einen grossen Einfluß hat, und welche den Inhalt des folgenden Buchs ganz ausmachen wird.

Zweites Buch.

Von

dem Werth des Geldes.

Inhalt

des zweiten Buchs.

gen des Geldreichen nicht durch dessen Ueberfluß verringert.

§. 9. Ein Entwurf dagegen wird gehoben.

§. 10. Selbst die Begierde der Geldreichen, viel für ihr Geld zu geniessen, hindert das Steigen der Preise in dem Maaße der zunehmenden Geldesmenge.

§. 11. Die Menge und Mannigfaltigkeit unsrer Bedürfnisse hatte wahrscheinlich in viel stärkerm Verhältnis, als der Geldesvorrath in Europa zugenommen. Warum das Geld immer geringhaltiger in neuern Zeiten geworden? Zwei von Frankreich aus neuerer Zeit hergenommene Beispiele.

§. 12. Ueber die geschichtliche Untersuchung des Werths des Geldes. Warum derselbe in dem Tagelohn, verglichen mit dem Preise der Bedürfnisse, so anscheinend fest stehe?

§. 13. Wenigstens scheint sich hier der höchste Werth zu zeigen, in welchem das Geld in einem Volk genommen wird.

§. 14. Warum jedoch sich weniger daraus schliessen lasse, als man annehmen mögte.

§. 15. Um etwas daraus folgern zu können, muß der Vergleich über das Tagelohn ganz frei seyn.

§. 16. Aber auch selbst in den freien Vergleich über das Tagelohn mischen sich Umstände ein, welche denselben schwankend machen, nemlich:

1) die Nachfrage nach Arbeit, und neben dieser die Lust oder Unlust des geringen Mannes zur Arbeit.

§. 17. 2) Bei manchen Arbeiten, die nur körperliche Kräfte zu erfordern scheinen, gewisse Talente.

§. 18. 3) Daß der Vergleich eine Arbeit auf längere Zeit betreffe.

§. 19. 4) Daß der ganze Lohn der Arbeit in Gelde gegeben werde.

§. 20. 5) Daß die Tagelöhner größtentheils beweibt sind, daher man annehmen kann, daß der Tagelöhner

---

Zweites Buch.

Von dem Werth des Geldes.

Einleitung.

Ich muß vor diesem Buche mehr zur Einleitung sagen, als ich mir bei irgend einem andern Abschnitt meiner Abhandlung erlauben werde.

Es ist ganz der Untersuchung einer Sache gewidmet, in welcher ich die Meinung vielleicht von einem großen Theil meiner Leser wider mich finden werde. Das allgemeine Vorurtheil und das Ansehen so vieler Schriftsteller, welche mit anscheinendem reifen Nachdenken und Gründlichkeit diese Sache untersucht haben, kämpft für die Behauptung, das Geld sey eine Waare, und um so viel wohlfeiler, in dem Umsatz gegen alle Bedürfnisse, oder, welches einerlei ist, um so

viel theurer sey der Preis von diesen gegen jenes, je grösser der Vorrath des Geldes in einem Volke ist.

Diejenigen Schriftsteller, welche diese Behauptung nicht blos als eine allgemeine Meinung angeführt, vorausgesetzt, und Folgerungen darauf gebauet, sondern sie durch eine auf diese Sache anwendbare Metaphysik zu erläutern und zu beweisen gesucht haben, sind Montesquieu und Hume. Doch ist jener viel voreiliger, viel allgemeiner in seinen Behauptungen, als dieser. Nach ihm richtet sich der Preis der Dinge nach dem Geldesvorrath in dem genauesten Verhältnis. Doppelter Geldreichthum macht ihm doppelte Preise, und so in jedem Verhältnis *). Hume aber, ob er gleich zuweilen auf eine ähnliche Weise sich ausdrückt, nimmt die Sache ernsthafter, sieht sie von mehr als Einer Seite an, und bestimmt seinen Ausdruck in dem Maaße anders, wie dieselbe sich ihm von einer neuen Seite zeigt. Bei ihm kömmt es auf das Verhältnis nicht alles in einem Volk vorräthigen, sondern blos des circulirenden Geldes zu dem Total der in demselben Volk verkäuflichen Bedürfnisse an. Wer daher Montesquieu widerlegt, hat noch damit keinesweges Humens Behauptung entkräftet. Steuart ist meines Wissens der erste Schriftsteller von Ansehen, der diesen Sätzen widersprochen hat. Ihm ist die Nachfrage nach verkäuflichen Bedürfnissen und die Concurrenz in deren Ankauf der Bestimmungsgrund ihres Preises. In dem 28sten Cap. seines 2ten Buchs

*) Esprit des Loix Lib. 21. Chap. 22.

bestreitet er mit einer bewundernswerthen Bescheidenheit, aber auf die gründlichste Art, die Humischen Sätze, und bestätigt die seinigen in einem Vortrage, der ungleich lichtvoller, als in andern Stellen seines Buchs ist. Smith geht seinen eignen Weg, nennt fast gar nicht Montesquieu und Hume, entkräftet aber deren Behauptungen an mehr als einem Ort durch Raisonnement und Thatsachen. Young aber unternimmt sich S. 112. ff. s. polit. Arithm. Steuart geradezu zu widerlegen, und Humens Behauptungen ihre ganze Kraft wieder zu geben, aber mit einem zu stark durchscheinenden Vorurtheile für dessen Ansehen, so daß er auch, wenn er der Wahrheit etwas einräumen muß, das sich in Humens Ausdrücken gewiß nicht findet, diese Wahrheit selbst als von ihm einverstanden ansieht. Hier ist, wie mich dünkt, viel Wortfechterei, welcher ich auf alle Weise auszuweichen gesucht, und, wenn ich was zu bestreiten nöthig fand, das von andern anders gesagt ist, mich blos an Humens Ausdrücke und Vorstellungsarten gehalten habe. Hier will ich indessen noch einiges beifügen, wodurch dieser Wortfechterei vorgebeugt werden kann.

Wahr bleibt es immer, und die Erfahrung bestätigt es zu sehr, daß der Reichthum eines Volks hohe Preise der Dinge veranlasse. Aber nicht aller Reichthum besteht im Gelde, dieß ist nur ein kleiner Theil des Nationalreichthums und ein Reichthum einer besondern Art. Wenn alles andre, was zum Reichthum einer Nation gehört, durch fortwährende Benutzung

oder einstweiligen Verbrauch nutzbar wird, so wird das Geld nur bei dem Uebergange aus einer Hand in die andre und durch den abwechselnden Gebrauch in immer neuen Händen nützlich. Alles andern Reichthums erfreuen wir uns durch wirklichen Genuß. Geldreichthum giebt uns nur die Fähigkeit zu genießen, aber ist selbst nicht genießbar. Young überschreibt den Abschnitt, in welchem er von dieser Sache redet, aber fast allein nur Steuart bestreitet, so: Die Preise der Dinge hängen von der Menge des Geldes ab. Aber sehr oft entfährt ihm der Ausdruck, daß sie von dem Reichthum abhängen. Er scheint es zu fühlen, daß viel Geld haben und des nutzbaren Eigenthums viel haben, welches uns oft und viel Geld in die Hände bringt, zweierlei ist. Aber dies kömmt bei ihm niemals klar heraus. Einmal sagt er ganz entscheidend *): Die Idee von Nachfrage und Concurrenz verliert sich ganz und gar in der von dem baaren Gelde, indem sie in der That dasselbe Ding sind. Er will nichts anders sagen, als daß das eine nie ohne das andre seyn könne. Dann ist es aber sehr unlogisch, zu sagen, daß die Idee des einen sich in der Idee des andern verliere, und das beide eins und dasselbe Ding seyn. Und wahr ist jenes doch auch nicht. Eins kann gar wohl ohne das andre, nicht nur für kürzere, sondern für längere Zeiten, seyn.

*) Thee idee of demand and competition is absolutely lost in that of specie, because they are in fact the same thing. S. 114. des Originals.

Das Geld ist leichter und öfter bereit zum Kauf, wenn es oft in jedermanns Händen nicht immer deswegen, weil es viel in vielen, aber nicht in allen Händen ist. Es kömmt also, um Concurrenz und Nachfrage zu erregen, darauf an, daß noch Umstände hinzu kommen, die das Geld, dessen überhaupt viel im Volke ist, auch oft in jedermanns oder in sehr vieler Hände bringen. Dies, was ich hier sage, ist eine Hauptsache, die ich in der vorliegenden Untersuchung erweisen, und worauf ich sehr vieles bauen werde.

Ein andrer Grund der in diese Untersuchung sich einmischenden Wortfechterei liegt in der Vermengung der verschiedenen Neben-Ideen, die man mit dem Gelde verbindet, und welche durch eine große Verschiedenheit von Benennungen, die sich darauf beziehen, ausgedrückt werden sollen. Bald heißt das Geld ein Equivalent für alle verkäufliche Dinge, bald das vorstellende Zeichen (signe representatif), bald der allgemeine Maasstab des Werths, bald ein erkünstelter Reichthum (richesse artificielle), bald sagt doch Steuart (B. 2. Cap. 28.): „Das Geld hat seinen innern Werth; und wenn ein Land, dem es vorher daran gefehlt hat, damit versorgt wird, so ist solches Land um so viel mehr werth, und der Zuwachs dieses Werths muß ihm eben so lieb seyn, als wenn es sein Territorium erweitert hätte.“ Nun sollte man doch ja wohl unterscheiden, was sich von dem Gelde in diesen verschiedenen Rücksichten, die durch diese verschiedne Benennungen ausgedrückt werden, weiter folgern lasse. Es muß ja einleuchtend seyn, daß, was sich

oder einstweiligen Verbrauch nutzbar wird, so wird das Geld nur bei dem Uebergange aus einer Hand in die andre und durch den abwechselnden Gebrauch in immer neuen Händen nützlich. Alles andern Reichthums erfreuen wir uns durch wirklichen Genuß. Geldreichthum giebt uns nur die Fähigkeit zu genießen, aber ist selbst nicht genießbar. Young überschreibt den Abschnitt, in welchem er von dieser Sache redet, aber fast allein nur Steuart bestreitet, so: Die Preise der Dinge hängen von der Menge des Geldes ab. Aber sehr oft entfährt ihm der Ausdruck, daß sie von dem Reichthum abhängen. Er scheint es zu fühlen, daß viel Geld haben und des nutzbaren Eigenthums viel haben, welches uns oft und viel Geld in die Hände bringt, zweierlei ist. Aber dies kömmt bei ihm niemals klar heraus. Einmal sagt er ganz entscheidend *): Die Idee von Nachfrage und Concurrenz verliert sich ganz und gar in der von dem baaren Gelde, indem sie in der That dasselbe Ding sind. Er will nichts anders sagen, als daß das eine nie ohne das andre seyn könne: Dann ist es aber sehr unlogisch, zu sagen, daß die Idee des einen sich in der Idee des andern verliere, und das beide eins und dasselbe Ding seyn. Und wahr ist jenes doch auch nicht. Eins kann gar wohl ohne das andre, nicht nur für kürzere, sondern für längere Zeiten, seyn.

*) Thee idee of demand and competition is absolutely lost in that of specie, because they are in fact the same thing. S. 114. des Originals.

Das Geld ist leichter und öfter bereit zum Kauf, wenn es oft in jedermanns Händen nicht immer deswegen, weil es viel in vielen, aber nicht in allen Händen ist. Es kömmt also, um Concurrenz und Nachfrage zu erregen, darauf an, daß noch Umstände hinzu kommen, die das Geld, dessen überhaupt viel im Volke ist, auch oft in jedermanns oder in sehr vieler Hände bringen. Dies, was ich hier sage, ist eine Hauptsache, die ich in der vorliegenden Untersuchung erweisen, und worauf ich sehr vieles bauen werde.

Ein andrer Grund der in diese Untersuchung sich einmischenden Wortfechterei liegt in der Vermengung der verschiedenen Neben-Ideen, die man mit dem Gelde verbindet, und welche durch eine große Verschiedenheit von Benennungen, die sich darauf beziehen, ausgedrückt werden sollen. Bald heißt das Geld ein Equivalent für alle verkäufliche Dinge, bald das vorstellende Zeichen (signe representatif), bald der allgemeine Maasstab des Werths, bald ein erkünstelter Reichthum (richesse artificielle), bald sagt doch Steuart (B. 2. Cap. 28.): „Das Geld hat seinen innern Werth; und wenn ein Land, dem es vorher daran gefehlt hat, damit versorgt wird, so ist solches Land um so viel mehr werth, und der Zuwachs dieses Werths muß ihm eben so lieb seyn, als wenn es sein Territorium erweitert hätte.“ Nun sollte man doch ja wohl unterscheiden, was sich von dem Gelde in diesen verschiedenen Rücksichten, die durch diese verschiedne Benennungen ausgedrückt werden, weiter folgern lasse. Es muß ja einleuchtend seyn, daß, was sich

von einer Sache sagen läßt, wenn sie ein Equivalent abgiebt, nicht von eben derselben Sache gelte, wenn sie die Natur eines Zeichens oder eines Maasstabes annimmt. Was ein Equivalent abgeben soll und abgeben kann, das muß freilich wohl ein bestimmtes Verhältnis der Größe oder der Menge zu der oder zu allen denen Sachen haben, für welche es ein Equivalent abgeben soll. Wäre unser Geld so, wie in Ethiopien Salz oder sonst ein verzehrbares Bedürfnis, so würde es nicht nur in einzelnen, sondern in allen Fällen ein wahres Equivalent aller dafür gekauften Bedürfnisse seyn. Dann würde der von Zeit zu Zeit in einem Volke vorhandene Vorrath eines solchen verzehrbaren Geldes das Verhältnis der Preise aller verkäuflichen Dinge zuverlässig und nothwendig bestimmen.

In der That giebt unser metallenes Geld in jedem einzelnen Falle des Kaufs und Verkaufs ein Equivalent der dafür gekauften Sache ab. Aber der Umstand, daß es in oder nach keinem Kaufe verbraucht wird, sondern wiederholt gebraucht werden kann, macht es fähig, als ein Zeichen des Werths einer unbestimmbaren Menge und Mannigfaltigkeit von Dingen wiederholt zu gelten. Muß es als Equivalent in jedem einzelnen Kaufe in einem bestimmten Verhältnis der Größe genommen werden, die mit dem Quanto des dafür zu kaufenden Dinges zunimmt, so ist ja klar, daß es in der unbestimmbaren Wiederholung des Gebrauchs als Zeichen kein bestimmbares Verhältnis mehr zu der eben so wenig bestimmbaren Menge und Größe derer Dinge hat, von deren Werth

es ein Zeichen abgeben soll. Ohne Zweifel hat die ganze Idee von diesem Verhältnis der Geldesmenge zu dem Preise der Dinge ihren Grund darin, daß wir in jedem einzelnen Fall, da wir das Geld gebrauchen, es als ein Equivalent für das Gekaufte oder Verkaufte kennen lernen. Wer von uns denkt im gemeinen Leben daran, und wen leitet die tägliche Erfahrung darauf, daß eben das Geld noch mehrmal auf eben die Art als ein Zeichen gebraucht werde? Denn wir selbst wenigstens brauchen bei jedem neuem Kaufe immer neues Geld. Aber leichtes Nachdenken führt uns darauf. Ernsteres Nachdenken beschäftigt den Philosophen, der nun über den Werth des Geldes und dessen allgemeinen Gebrauch theorisirt, aber seine und jedermanns Vorstellung, die ihm aus jedem Gebrauch des Geldes als eines Equivalents in einzelnen Fällen entstanden ist, in seine Theorie über den Gebrauch desselben als eines Zeichens mit hinein nimmt, und hier freilich bald fühlt, daß sich die Natur der Sache verändert. Dann soll doch eine Vorstellungsart zu der andern gepaßt werden. Wenns nicht natürlich binden will, so wird gewaltsam geknotet, und so liegt die Theorie da, aus der sich dann freilich sehr leicht und bequem alles fortschliessen läßt. Steuart hat an einem a. O. über diesen Doppelsinn, welchen die Wörter Equivalent und repräsentirendes Zeichen in diese Theorie hineinbringen, viel Gutes gesagt, aber, wie meine Leser finden werden, mir noch vieles zu sagen übrig gelassen.

Seine Behauptung, daß Concurrenz und Nachfra-

ge den Geldeswerth der Dinge bestimmen, nähert sich der meinigen sehr, welche diese ist: Der Geldeswerth der Dinge bestimmt sich nicht sowohl durch die Menge als durch die Circulation des Geldes selbst, in der Verwickelung der mannigfaltigen Beschäftigungen freier Menschen von verschiedenen Volksklassen. Indessen läßt Steuart unentschieden, in welchem Verhältnisse die Erhöhung der Preise dieser Concurrenz folge, und ob sie nicht in gleichem Maaße mit dieser zunehme. Dies habe ich sorgfältiger untersucht und §. 52. die wichtige Wahrheit erwiesen, daß das Steigen der Preise, der Zunahme, der Circulation und Nachfrage nach Arbeit, nur von weitem folgen, niemals aber in ein gleiches Verhältnis mit demselben treten könne.

Aber bei der Steuartischen sowohl als meiner Behauptung gerathen wir in eine Schwierigkeit hinein, die bei jenem System gar nicht Statt hat, und welche Steuart mir keinesweges scheint genug beachtet oder aufgelöset zu haben. Sie ist diese: Da das Geld nicht nur zählbar, sondern auch theilbar ist, und bei jeder aufs kleinste getriebenen Eintheilung und Versetzung mit schlechtern Metallen doch immer die Natur eines Zeichens behält, wo liegt denn der Bestimmungsgrund von der Größe dieser Zeichen in jedem bestimmten Gebrauch? Laßt uns das wohlfeilste Bedürfnis zum Beispiel nehmen, das in einem Volke mit einem kupfernen Pfennig bezahlt wird, und diesen Pfennig als die Einheit in der Circulation ansehen. Was ist es, das die Größe dieses Pfennigs bestimmt? Warum ist er nicht noch einmal so groß, oder nicht nur halb

so klein? Gesetzt ein Volk entschließt sich, um seine Circulation zu erleichtern, sein Geld auf die Hälfte kleiner und leichter zu machen, warum kömmt es, zwar nicht immer, wovon ich noch unten viel sagen werde, doch gewöhnlich wieder dahin, daß man nun zwei dieser Zeichen braucht, wo man sonst eins brauchte? Zum Wesentlichen des Zeichens trägt ja die Größe nichts bei. Die Regenten der Staaten können so manches Ding zu Zeichen des Werths machen. Sie haben selbst Papier und einige Federzüge darauf zu solchen Zeichen gemacht. Aber sie können nicht machen, daß ein kupferner Pfennig für zwei, oder ein kleiner Pfennig für einen großen lange gilt. Wie schon gesagt, wäre das Geld ein verzehrbares Bedürfnis, wie das Salz, so würde die Erklärung sich von selbst ergeben. Wäre es blos zählbar, wie die Schnecken, welche in Guinea und andern Theilen von Afrika für Geld dienen, so würde sie auch noch nicht Statt haben. Es würde sich leichter erklären lassen, warum nicht Ein Stück dieser Zeichen statt zweier Stücke, als warum nicht ein kleiner Pfennig statt eines großen gelten könne, da beide gleich fähig sind, das Zeichen einer und derselben Sache abzugeben, wie sich dies wirklich in verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten so deutlich zeigt.

Wenn man die Hauptfrage ohne Rücksicht auf diese Schwierigkeit auflöst, so wird sie nie vollkommen aufgelöset werden. Es wird nicht klar werden, nach was für Bestimmungsgründen sich diese Preise der Dinge auf längere Zeit feststellen, und wie viel man

ge den Geldeswerth der Dinge bestimmen, nähert sich der meinigen sehr, welche diese ist: Der Geldeswerth der Dinge bestimmt sich nicht sowohl durch die Menge als durch die Circulation des Geldes selbst, in der Verwickelung der mannigfaltigen Beschäftigungen freier Menschen von verschiedenen Volksklassen. Indessen läßt Steuart unentschieden, in welchem Verhältnisse die Erhöhung der Preise dieser Concurrenz folge, und ob sie nicht in gleichem Maaße mit dieser zunehme. Dies habe ich sorgfältiger untersucht und §. 52. die wichtige Wahrheit erwiesen, daß das Steigen der Preise, der Zunahme, der Circulation und Nachfrage nach Arbeit, nur von weitem folgen, niemals aber in ein gleiches Verhältnis mit demselben treten könne.

Aber bei der Steuartischen sowohl als meiner Behauptung gerathen wir in eine Schwierigkeit hinein, die bei jenem System gar nicht Statt hat, und welche Steuart mir keinesweges scheint genug beachtet oder aufgelöset zu haben. Sie ist diese: Da das Geld nicht nur zählbar, sondern auch theilbar ist, und bei jeder aufs kleinste getriebenen Eintheilung und Versetzung mit schlechtern Metallen doch immer die Natur eines Zeichens behält, wo liegt denn der Bestimmungsgrund von der Größe dieser Zeichen in jedem bestimmten Gebrauch? Laßt uns das wohlfeilste Bedürfnis zum Beispiel nehmen, das in einem Volke mit einem kupfernen Pfennig bezahlt wird, und diesen Pfennig als die Einheit in der Circulation ansehen. Was ist es, das die Größe dieses Pfennigs bestimmt? Warum ist er nicht noch einmal so groß, oder nicht nur halb

so klein? Gesetzt ein Volk entschließt sich, um seine Circulation zu erleichtern, sein Geld auf die Hälfte kleiner und leichter zu machen, warum kömmt es, zwar nicht immer, wovon ich noch unten viel sagen werde, doch gewöhnlich wieder dahin, daß man nun zwei dieser Zeichen braucht, wo man sonst eins brauchte? Zum Wesentlichen des Zeichens trägt ja die Größe nichts bei. Die Regenten der Staaten können so manches Ding zu Zeichen des Werths machen. Sie haben selbst Papier und einige Federzüge darauf zu solchen Zeichen gemacht. Aber sie können nicht machen, daß ein kupferner Pfennig für zwei, oder ein kleiner Pfennig für einen großen lange gilt. Wie schon gesagt, wäre das Geld ein verzehrbares Bedürfnis, wie das Salz, so würde die Erklärung sich von selbst ergeben. Wäre es blos zählbar, wie die Schnecken, welche in Guinea und andern Theilen von Afrika für Geld dienen, so würde sie auch noch nicht Statt haben. Es würde sich leichter erklären lassen, warum nicht Ein Stück dieser Zeichen statt zweier Stücke, als warum nicht ein kleiner Pfennig statt eines großen gelten könne, da beide gleich fähig sind, das Zeichen einer und derselben Sache abzugeben, wie sich dies wirklich in verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten so deutlich zeigt.

Wenn man die Hauptfrage ohne Rücksicht auf diese Schwierigkeit auflöst, so wird sie nie vollkommen aufgelöset werden. Es wird nicht klar werden, nach was für Bestimmungsgründen sich diese Preise der Dinge auf längere Zeit feststellen, und wie viel man

dabei, wenn gleich die Hauptgründe in der Lebhaftigkeit der Circulation selbst liegen, jener Ursache, dem Verhältnisse des Geldesvorraths zu dem Total der verkäuflichen Dinge, dennoch einzuräumen habe. Meine Leser werden gegen den Schluß dieses Buches sehen, daß ich demselben noch immer viel einräume. — Es wird nicht klar werden, wie viel oder wie wenig auf die Erhaltung des Geldesvorraths in einem Volke zu achten sey, in welchem eine lebhafte Circulation die Preise der Dinge auf einem gewissen Fuß festgestellt hat, und wie dann diese Circulation gewissermaaßen davon abhänge.

Da ich diese Schwierigkeit gewiß mehr beachtet habe, als dies von andern Schriftstellern in diesem Fache geschehen ist; so ist diese Untersuchung freilich dadurch etwas ausgedehnt worden, zumal da ich auch hier meinen gewöhnlichen Gang gewählt, und die Sache an verschiedenen, aber mit einander zusammenhängenden Beispielen so dargestellt habe, als wenn sie unter unsern Augen entstünde. Ich habe den Geldsverkehr in kleinen bürgerlichen Gesellschaften zu diesen Beispielen angenommen, und gezeigt, wie in denselben bei gemehrten Beschäftigungen die Preise der Dinge sich setzen, und wie widersinnig und aller Erfahrung entgegen es damit gehen müßte, wenn die Humischen Grundsätze wahr wären. Ich habe aber doch zuletzt durch eben diese Beispiele einleuchtend zu machen gesucht, wie der Geldeswerth der Dinge, der Zunahme der Beschäftigungen von weitem folge, aber keinesweges in gleichem Verhältnis mit derselben stei-

gen könne, daß aber doch daraus eine Schwierigkeit der Zunahme nützlicher Beschäftigungen entstehe, und daher ein steigender Geldvorrath freilich in so fern der Circulation zu Hülfe komme, weil er die aus dem Steigen dieses Preises entstehende Schwierigkeit der Zunahme nützlicher Beschäftigung erleichtert. Aber nun muß ich noch eine Vorklage machen. Ich weiß, daß dieses zweite Buch bei weitem das schwerste in meinem ganzen Werke ist. Daß es dieses werden würde, fühlte ich schon bei meiner Ausarbeitung vor 25. Jahren. Der Untersuchung selbst konnte ich ihre Schwierigkeit nicht nehmen. Aber um sie aus dem Ausdruck der Schreibart und der Vorstellungsarten so viel als möglich zu entfernen, rief ich einen jungen Mann von reinem Verstande zu Hülfe, ließ mir von ihm das Manuscript vorlesen, und bat ihn, bei jeder Stelle einzuhalten, die ihm nicht vollkommen deutlich wäre. Dies that er wirklich in sehr vielen Stellen, wie ich es durch das noch nicht vertilgte Manuscript beweisen könnte. Dann wählte ich andere Ausdrücke, und sehr oft andere Vorstellungsarten, und wenn er mir dann sagte, nun verstehe ich es ganz, so sagte ich ihm ganze Perioden, ja selbst Seiten unter diesen veränderten Wendungen in die Feder. Ich glaube, dies heisse alles mögliche thun, um den Vortrag schwerer Materien deutlich und einleuchtend zu machen. Denn wenigstens darf ich doch solche Leser voraussetzen, die an Kenntnissen und Verstandeskräften jenem damals zwanzigjährigen jungen Manne gleichen. Bei der Umarbeitung dieser zweiten Auflage, und den vielen in

dieselbe gekommenen wichtigen Zusätzen bin ich eben so verfahren, und habe meinem jetzigen Gehülfen in literarischen Arbeiten zum ersten Gesetz gemacht, mir jedesmal zu sagen, wo er einigen Mangel der Deutlichkeit bemerkte.

Aber bei dem allen wird vielleicht mancher Leser glauben, daß ich in öftere Wiederholung gerathe. Das gebe ich gewissermaaßen zu, aber ohne einen Vorwurf gelten zu lassen. Denn in der Behandlung dieser und vieler andern Materien in der Staatswirthschaft sind Wiederholungen unvermeidlich. Steuart gerieth so oft dahinein, daß er selbst die Dunkelheit bemerkte, in die er oft dadurch hineingerieth, und eben deswegen durch Wiederholung der Hauptsachen am Ende manches Abschnittes Licht in das bereits weitläufig Gesagte hinein zu bringen suchte. Auch Smith leidet unter diesem Vorwurfe, selbst in dem Urtheile seines ihn so hoch schätzenden Uebersetzers, des seel. Garve. In meinen scheinbaren Wiederholungen (denn für scheinbar laß' ich sie nur gelten) wird man das Besondere finden, daß ich manche Untersuchung so weit führe, daß meine Leser glauben, der Entscheidung der Hauptsache sehr nahe zu seyn, dann aber oft einen großen Schritt zurück, und in andere Untersuchungen übergehe, die mich weiter führen, und den lange verfolgten Pfad wieder verlasse, ohne von demjenigen viel zu benutzen, was ich meinen Leser auf diesem Pfade bemerken machte. Indessen wird in der Folge dieser Abhandlung alles einen viel leichtern Gang gehen.

§. 1.

Wir denken nur selten an den Werth des Geldes, wenn wir selbst kaufen oder fremde Dienste lohnen. Wenn wir von unserm getroffenen Kaufe oder Verding reden, so erwähnen wir nur des Werths der gekauften Sache, oder der bedungenen Dienste, und denken nicht daran, daß das dafür weggegebene Geld in einem gewissen Werthe von uns weggegeben sey, wiewohl eigentlich ein Tausch zweier gleich werth geachteten Dinge vorgegangen ist. Jedoch das, was wir nicht denken, denkt der Verkäufer, oder der, welcher sich für unser Geld dingen läßt. Wenn ich ein Pferd für hundert Thaler kaufe, und meiner Seits nur den Werth des Pferdes bestimmt zu haben glaube, so denkt der Verkäufer seiner Seits; 100 Thaler haben für mich den Werth des Pferdes und aller der Mühe und Arbeit, die ich selbst angewandt, oder andern bezahlt habe, um dies Pferd bis dahin aufzuziehen und zu ernähren: Wenn ich einen Menschen für zehn Thaler monatlich in meinen Dienst nehme, so ist mein Gedanke dieser: die Dienste, welche mir dieser Mensch in einem Monat leisten wird, haben für mich den Werth von 10 Thalern. Mein Bedienter aber denkt seiner Seits, daß zehn Thaler für ihn wohl so viel werth sind, als die Unterwerfung unter meinen Willen und die Verwendung seiner Kräfte zu meinem Dienst auf Monatszeit. Wir erfahren also bei jedem Kaufe oder Ablohnung den Werth, welchen das Geld in diesem einzelnen Falle hat, wenn gleich unsre Gedanken fast immer bei dem Werth, den die Sache oder die Arbeit gegen

das Geld hat, stehen bleiben. In den erwähnten beiden Fällen zeigt sich der Werth von hundert Thalern durch das dafür hingegebene Pferd, und der von 10 Thalern durch den eingewilligten monatlichen Dienst eben so bestimmt, als der Werth des Pferdes und des Dienstes durch das Geld.

§. 2.

Indessen ist es ein alter, von jedermann willig als Wahrheit angenommener Satz, daß das Geld in gewissen Zeiten und in jedem einzelnen Volke einen allgemein bestimmten Werth habe. Noch mehr: wie willig nimmt nicht jedermann an, der es nur einmal sagen gehört hat, daß das Geld eine Waare sey, deren Werth so gut, als der Werth anderer Waaren, steige und falle!

Das Geld mag immerhin eine Waare heißen. Aber es ist eine Waare ganz andrer Art, als andre verkäufliche Dinge. Denn

1) es ist keine Waare zum Verbrauch. Das Geld vergnügt durch sich selbst kein wahres Bedürfniß der Menschen, um dessentwillen ein bestimmter Vorrath desselben für einzelne Menschen oder zum Bestande ganzer bürgerlicher Gesellschaften erfodert würde. Alle andre verkäufliche Dinge schaffen wir deswegen an, weil wir sie zu unsern Bedürfnissen rechnen, behalten sie, so lange sie dies Bedürfniß erfüllen können, oder verbrauchen sie in Vergnügung dieser Bedürfnisse gänzlich. Es ist also unstreitig ganz anders mit einer Waare bewandt, von welcher eine bestimmte Quantität in bestimmter Zeit in einem Volke verbraucht und von einzelnen zu diesem

Verbrauch angeschafft wird, als mit einer solchen, die von vielen Menschen nach einander auf einerlei Weise gebraucht werden kann, ohne merklich verbraucht zu werden. Oft und geschwinde von vielen nach einander gebraucht, thut diesen diese Waare eben die Dienste, die nur ein bestimmter Vorrath einer andern Waare durch wirklichen Verbrauch leisten kann. Kleiner eingetheilt, kann sie von einer größern Menge Menschen zu einstweiligem Gebrauch angewendet werden, und wenn die Stücke der edlen Metalle gar zu klein für diesen Gebrauch würden, so hilft die Versetzung derselben mit einem schlechten Metall diesem Ungemach ab, und macht einen kleinen Vorrath dieser Waare zu dem Bedürfniß so viel mehrerer Menschen anreichend. Es kömmt also nur auf die Leichtigkeit dieses Gebrauchs oder auf eine lebhafte Circulation des Geldes an, daß vieler Menschen Bedürfnisse durch dasselbe erfüllet werden, und der Werth, den es in diesem Gebrauch gewinnt, wird durch ganz andre und weit mehr verwickelte Gründe erkannt werden müssen, als wenn wir, wie bei andern verbräuchlichen Waaren, nur auf den Vorrath desselben zu sehen hätten.

2) Das Geld ist eine Waare von unendlich allgemeinerem Gebrauch, als alle andre verkäufliche Dinge. Es ist das Mittel zur Erfüllung aller Bedürfnisse geworden, wenn jede andere Waare nur ein Bedürfniß einer gewissen Art und manche nur das Bedürfniß einzelner Menschen erfüllt, und nur für diese verkäuflich wird. Wenn nun bei der Bestimmung des Werths andrer Waaren es auf die Concurrenz der Käufer an-

kömmt, die sich nach deren Bedürfnissen richtet, so hat in Ansehung des Geldes eine allgemeine Concurrenz, die niemals sich mindert, Statt. Bei andern Waaren bestimmt sich der Werth nach der Begierde und dem Bedürfnisse derer, die sie haben wollen und haben müssen. Wie der Käufer sie haben will, so will sie der Verkäufer nicht behalten. Denn wir bieten nicht zum Verkauf aus, was wir zu unsern eignen Bedürfnissen rechnen, und deswegen behalten wollen oder müssen. Wenn daher der Verkäufer nur mit einem einzelnen Käufer zu thun hat, und auf gar keine Concurrenz mehrerer Käufer rechnen kann, so hängt der Werth der Waare fast ganz von dem Willen und Bedürfniß des Käufers ab. Aber mit dem Gelde ist es ganz ein anders. Jedermann will es haben, und keiner hat dessen zu viel. Der Vorrath desselben werde so groß in einem Volke, als er wolle, so gesteht noch immer ein jeder sein uneingeschränktes Bedürfniß des Geldes, und keiner bietet sich an, dasselbe deswegen wegzugeben, weil er desselben zu viel für seine Bedürfnisse hat. Ich habe auf diesen wichtigen Umstand schon B. 1. §. 35. hinausgewiesen und werde ihn noch oft benutzen. Hier sey es genug, anzumerken, daß sich keine Vergleichung zwischen dem Werth einer Waare von so allgemeinem Gebrauch, und die doch fast gar nicht verbraucht wird, und dem Werth solcher Waaren, die um eines bestimmten Verbrauchs willen in den Handel kommen, und nur einmal ein Bedürfniß erfüllen können, so geradehin anstellen lasse. Hat eine solche Vergleichung dennoch Statt, so wird sie aus solchen Umständen entspringen, die mit dieser Vorstellungs-

art des Geldes als einer Waare wenig Zusammenhang haben.

Anmerkung.

Jetzt dürfen wir auf den Umstand, daß das Geld keine Waare zum Verbrauch ist, noch nicht sorgfältig achten, weil doch ein jeder, der das Geld zu diesem oder jenem Gebrauch verwendet, dasselbe als verbraucht ansicht. In der That hört der Gebrauch des Geldes, das ich ausgebe, es mag seyn wofür es wolle, für mich eben so gut auf, als wenn ich es aufgegessen hätte. Eine Vorstellung, die sich auch in dem gewöhnlichen Ausdruck: Geld verzehren, manger son argent, zeigt. Im Lateinischen heißt ein Verschwender, und selbst in dem Styl der Gesetze ein Banqueroutirer, Decoctor, Verkocher seines Geldes. Noch mehr: der Ueberfluß andrer eines Verbrauchs fähiger Dinge macht den Besitzer derselben über deren Verbrauch leichtsinnig, und erniedrigt den Werth derselben in dessen Augen. Eben so hat der Ueberfluß des Geldes diese Wirkung auf manche Besitzer desselben, und setzt den Werth des Geldes in ihrer Denkungsart herunter. Diese Meinung von dem Werth des Geldes verbreitet sich gewissermaaßen über ein ganzes Volk, wenn es geldreich ist, und bringt es dahin, daß dasselbe überhaupt mehr für einzelne Bedürfnisse bezahlt, als ein andres Volk, bei welchem der Vorrath des Geldes geringer ist. Doch verbreitet sich dieselbe nimmer so allgemein, daß von allen in einem solchen geldreichen Volke für einerlei Dinge gleichviel Geld gegeben wür-

de. Auch in dem reichsten Volke giebt es einzelne Geitzige, und daß dieser Geitz einigermaaßen zuträglich sey, habe ich Buch I. §. 18. dieser neuen Auflage kurz gezeigt.

§. 3.

Wenn man bedenkt, wie viel derer Menschen seyn, die alle ihr Geld für ihre Bedürfnisse weggeben, wie mannigfaltig ihre Denkungsart, wie ungleich der Geldvorrath sey, von welchem sie ausgeben, so sieht man bald, wie schwer es sey, allgemeine Regeln anzugeben, nach welchen sie einzeln und alle den Werth des Geldes gegen ihre Bedürfnisse bestimmen.

Eine Vereinigung ganzer bürgerlicher Gesellschaften für diese Regeln kann man sich auch nicht einmal träumen lassen. Die Menschen sind nicht so geneigt, sich in willkührlichen Dingen, zumal nicht in einer so verwickelten Sache, leicht zu vereinigen.

Auch Gesetze können es nicht wirken, und haben es niemals wirken können. In den Zeiten der Unwissenheit unternahm die gesetzgebende Macht dies nur gar zu gerne und zu oft. Aber sie richtete nichts aus, als daß sie den Handel mit diesen Waaren, deren Preis sie bestimmte, zu Boden legte. In Japan thut sie es noch in Ansehung derer Waaren, die der auswärtige Handel einführt und weghohlt. Aber eben dieser Handel ist ihr sehr gleichgültig, oder sie ist vielmehr entschlossen, ihn ganz niederzudrücken, wenn sie ihn nicht in dem Gange, welchen sie demselben vorschreibt, erhalten kann. In unsern policirten Staa-

ten mischt sich zwar die Obrigkeit von Zeit zu Zeit mit Gesetzen ein, und bestimmt den Preis der nothwendigsten Bedürfnisse. Aber jedermann weiß, daß eine verständige Obrigkeit hiebei blos denen Umständen folge, in welchen sie die Sache findet, und die scheinbare Vereinigung über den Preis der Bedürfnisse, welche sie in dem Volk schon antrifft, nur bekannter mache, damit der Unwissende nicht hintergangen werde.

§. 4.

Wir wollen, um die Sache in ihr rechtes Licht zu setzen, der Erfahrung nachgehen, und die Vorstellungen und Entschlüsse entwickeln, welche bei uns entstehen, wenn wir über den Geldeswerth einer Sache mit uns zu Rathe gehen.

1) Wir denken dem Werth einer Sache nur alsdenn ernsthaft nach, wenn sie uns brauchbar erscheint, oder wir einen Gefallen daran finden, und bei dem Wunsch, sie zu besitzen, eine Möglichkeit sich darbietet, zu deren Besitze zu gelangen. Alle sonst etwa vorfallende Schätzungen des Werths einer Sache sind nicht ernsthaft genug, um daraus etwas zu schließen.

2) Dies macht uns geneigt, demjenigen, dessen Eigenthum die Sache ist, oder in dessen Macht sie steht, ein Equivalent dafür zu geben, welches an Gelde gegeben ihren Geldeswerth ausmacht.

3) Dies Equivalent bestimmen nicht wir selbst nach der Brauchbarkeit oder nach dem Gefallen, den wir an der Sache finden, so lange nicht unser Wunsch, die

Sache zu besitzen, in eine Leidenschaft ausbricht. In einem kaltblütigen Vergleich über den Geldeswerth der Sache bemühen wir uns, die Bestimmung desselben von dem andern Theile zu erfahren, und freuen uns bei höchst brauchbaren und uns höchst angenehmen Dingen, jemehr die von diesem getroffene Schätzung des Werths von der unsrigen ins mindere abweicht. Wir gehen zu öffentlichen Versteigerungen oft mit dem Vorsatz, recht viel Geld für Dinge anzulegen, die unsere Kauflust reizen, freuen uns aber des geringern Kaufpreises um desto mehr, je mehr er unter unsere Bestimmung herabfällt.

4) Es richtet sich auch nicht nach der Seltenheit der Sache. Von mancher höchst seltenen Sache sind die Käufer seltner, als die Sache selbst, und wir, wenn wir Lust sie zu kaufen haben, bemühen uns, unsre Meinung von der Seltenheit derselben, so viel möglich, zu verbergen. Vielweniger eilen wir mit Anbietung eines der Seltenheit angemessenen Geldeswerthes deren Besitzer entgegen.

5) Wenn wir mehrere Käufer eben derselben Sache mit uns erscheinen sehen, so stehen wir demjenigen nach, der seinen Wunsch, die Sache zu besitzen durch Anbietung eines größern Geldeswerths bestätigt, als welchen wir anzubieten im Stande oder willig sind. Dieser größere Geldeswerth aber ist nicht immer ein Beweis, daß er mehr Brauchbarkeit oder auch nur mehr Gefallen an der Sache finde. Denn

6) bei jedem Tausch, desgleichen auch der Kauf für Geld ist, überlegen wir die Brauchbarkeit oder die

Nothwendigkeit des Equivalents, das uns für die Sache, die wir gern eintauschen wollen, abgefodert wird. Was zu unsern Bedürfnissen unentbehrlich ist, geben wir in keinem Tausche weg, es sey denn, daß wir es bald wieder anzuschaffen wissen.

Es ist eben so mit dem Gelde beschaffen. Es ist eine zu allen Dingen brauchbare Sache, aber unentbehrlicher für denjenigen, der desselben wenig hat, und nicht bald neues Geld zu erwerben weiß, als für denjenigen, der dessen viel besitzt, und täglich viel erwirbt. Treffen wir mit einem solchen Käufer zusammen, so machen die verschiedenen Umstände, in welchen wir uns befinden, daß derjenige, der des Geldes mehr entbehren kann, uns in dem Kauf einer Sache vorgreift, wenn sie gleich ihm weniger nützlich ist, als uns, und in der That sein Wunsch, sie zu besitzen, nicht so heftig, als der unsrige, ist.

7) Indessen hat dieses Zusammentreffen mehrerer Käufer die natürliche Folge, daß wir uns oft zur Anbietung eines höhern Geldeswerths entschließen, ohne daß der Werth, den die Sache in unsern Augen hat, zugenommen und damit zugleich der Werth des Geldes sich erniedrigt hätte.

8) Bei unsern alltäglichen Bedürfnissen wird dies zur Nothwendigkeit. Wir kaufen sie für den geringsten Geldeswerth, wenn wir können. Wir geben den größten Geldeswerth dafür, wenn wir müssen. Aber der Wunsch, sie zu besitzen, das Urtheil über ihre Brauchbarkeit, oder der Gefallen, den wir an ihnen finden, nehmen mit der Nothwendigkeit, sie

theuer zu bezahlen, nicht zu." Ich mögte denn sagen, daß sie bei dem Armen sich erhöheten, wenn die Schwierigkeit, sie zu erwerben, ihn nöthigt, einen kleinern Theil derselben anzuschaffen, als er sonst gewohnt war. Aber auch dies hat auf sein Urtheil von dem Werth des Geldes keinen Einfluß. Es bleibt ihm vielmehr in diesen Umständen mehr werth, als jemals.

9) Ein wichtiger Umstand aber kömmt hiebei in Betrachtung. Unsre täglichen Bedürfnisse sind keine untheilbare Sache, sondern werden uns in einem theilbaren Vorrath zu Kaufe dargeboten. Es steht nicht ganz in unsrer Freiheit, ob wir dem Käufer, welchem das Geld, das er dafür anbietet, entbehrlicher ist, als uns, nachstehen wollen, oder nicht. Denn wir müssen sie eben sowohl haben, als jener. Aber wir dürfen auch nur selten ihm nachstehen, weil der Theil, welchen er zu seinen Bedürfnissen theurer kauft, uns denjenigen Theil nicht wegnimmt, welchen wir wohlfeiler zu kaufen suchen. Folglich ist die Wirkung der Concurrenz hier nicht so unmittelbar, als bei dem Kauf einer untheilbaren Sache.

Indessen mögte nun die Sache manchem dadurch entschieden scheinen, wenn ich nun so vielen, die dies vor mir gesagt haben, nachspräche: der Aermere muß den Preis mitgeben, welchen der Reichere giebt, welcher das Geld weniger achtet, und ohne Rücksicht, ob er dem Aermeren den Preis verderbe, von seinem Ue-

bedürfnisse willig mehr bezahlt, als er billig geben sollte. Der Verkäufer hält auf diesen hohen Preis, zu welchem ihn der Reichere verwöhnt hat, und so steigen denn in einer gemischten bürgerlichen Gesellschaft die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse in dem Maaße, wie des baaren Geldes mehr in derselben vorhanden ist.

So ist es nicht in der bürgerlichen Gesellschaft bewandt, wenigstens nicht in Ansehung der nothwendigsten Bedürfnisse. Der Reichere verdirbt dem Aermern die Preise derselben nicht so leichtsinnig, als man denkt. Er verhält sich leidend dabei, und nimmt den niedrigsten Preis der Nothwendigkeiten des Lebens gerne mit vorlieb, da unterdessen der ärmere Mann immer bemühet ist, denselben so geringe zu erhalten, als er kann. Hamburg hatte vor etwa vierzig Jahren gewiß eben so reiche Einwohner, als jetzo, und unter diesen manchen Verschwender. Hamburg ist angewachsen, die Lebensweise hat sich verändert, der Hang zum Aufwande ist allgemeiner geworden. Man mögte dabei ohne Bedenken sagen, dies ist die Ursache, warum man jetzt in Hamburg ungleich theurer lebt, als ehemals. Aber noch ist Hamburg bei weitem nicht so groß, als Paris. Der Hang zum Aufwande ist in Paris allgemeiner. Das Geld in so großen Summen häuft sich dort auf eine gewaltsamere Art zusammen, als sich das Geld unserer Nachbarn durch den sanften Zug der Handlung zu uns zieht und wieder wegzieht. Aber dennoch ist in Paris der Mittelpreis der nothwendigsten Bedürfnisse geringer, als bei uns. Kurz

ich kann nicht anders, als darauf bestehen, daß die Verschwendung und das Wohlleben des reichen Mannes auf den Preis der Nothwendigkeiten des Lebens, von welchen ich noch immer allein rede, keinen so unmittelbaren Einfluß habe.

§. 6.

Wenn man indessen mit Hume das Geld zu einem repräsentirenden Zeichen aller Arbeiten und Bedürfnisse macht, und dann daraus folgert, daß da, wo das Geld in größerem Ueberfluß sich befindet, ein größeres Quantum desselben erfodert werde, um eben dasselbe Quantum von Gütern vorzustellen, als in einem Lande, wo das Geld seltner ist, so wird nicht nur dieses, sondern noch mehr als dies vorausgesetzt. Man stellt sich die in einer bürgerlichen Gesellschaft vorhandene Masse Geld und die Masse aller dafür käuflichen Bedürfnisse, als zwei nach gleichen Proportionen einzutheilende Quanta vor, so daß ein Theil des einen jedesmal einem verhältnißmäßigen Theil des andern gleich gilt. Nun ist man genöthigt, entweder eine allgemeine Verabredung in jeder bürgerlichen Gesellschaft, oder irgend eine in der Natur der Sache gegründete Verbindung des einen mit dem andern, die mehr als eine Verabredung wirken würde, anzunehmen, nach welcher, wenn des Geldes mehr wird, die käuflichen Bedürfnisse aber sich nicht mehren, ein im Verhältniß größerer Theil des Geldes für eben dieselben Bedürfnisse hingegeben werden muß, als sonst dafür gegeben wurde, und folglich alle Preise mit der Zunahme des Geldes steigen müssen. Wie schön mathe-

matisch ist dies nicht gedacht, und wie beruhigend für einen Kopf, der alles nach Maas und Zahl zu bestimmen gewohnt ist!

Hume aber, der bei seinen oft gewagten Raisonnements viel Kenntniß der Geschichte und vielen Geist der Beobachtung hat, bald allgemeine Schlüsse wagt, bald Beobachtungen anführt, welche seinen Behauptungen widersprechen und sie wenigstens einschränken, ohne daß er selbst den anscheinenden Widerspruch auflösete, oder die Einschränkungen angäbe, verfährt auch so in seiner sonst lehrreichen Abhandlung vom Gelde, welche die dritte in seinen politischen Abhandlungen ist. Er, der fast immer von dem baaren Gelde als einem Zeichen und Maaß des Werths der Bedürfnisse redet, sagt doch selbst einmal S. 61. der französischen Uebersetzung, Amsterdam 1754: „es sey offenbar, daß der Preis der Dinge weniger von der in „einem Lande vorhandenen Menge der Waaren und „des Geldes abhänge als von der Menge derer Waaren, die wirklich verkauft werden oder verkäuflich sind, „und dem wirklich circulirenden Gelde.“ Eben so sieht Montesquieu die Sache an (Esprit des Loix Liv. 22. Chap. 7. 8.). Hier kommen beide der Wahrheit näher. Wenn in einer bürgerlichen Gesellschaft hunderttausend Thaler zehnmal circuliren, und folglich eine Million in der Circulation herausgezählt wird, so sind nicht sowohl die 100,000 Thaler, als die Million das repräsentirende Zeichen derer Bedürfnisse, welche in diesem Volke einer dem andern das Jahr durch gereicht hat, und diese sind theilweise, eines für das

ich kann nicht anders, als darauf bestehen, daß die Verschwendung und das Wohlleben des reichen Mannes auf den Preis der Nothwendigkeiten des Lebens, von welchen ich noch immer allein rede, keinen so unmittelbaren Einfluß habe.

§. 6.

Wenn man indessen mit Hume, das Geld zu einem repräsentirenden Zeichen aller Arbeiten und Bedürfnisse macht, und dann daraus folgert, daß da, wo das Geld in grösserem Ueberfluß sich befindet, ein grösseres Quantum desselben erfodert werde, um eben dasselbe Quantum von Gütern vorzustellen, als in einem Lande, wo das Geld seltner ist, so wird nicht nur dieses, sondern noch mehr als dies vorausgesezt. Man stellt sich die in einer bürgerlichen Gesellschaft vorhandene Masse Geld und die Masse aller dafür käuflichen Bedürfnisse, als zwei nach gleichen Proportionen eingetheilende Quanta vor, so daß ein Theil des einen jedesmal einem verhältnißmäßigen Theil des andern gleich gilt. Nun ist man genöthigt, entweder eine allgemeine Verordnung in jeder bürgerlichen Gesellschaft, oder irgend eine in der Natur der Sache gegründete Verbindung des einen mit dem andern, die mehr als eine Verordnung wirken würde, anzunehmen, nach welcher, wenn des Geldes mehr wird, die käuflichen Bedürfnisse aber sich nicht mehren, ein im Verhältniß grösserer Theil des Geldes für eben dieselben Bedürfnisse hingegeben werden muß, als sonst dafür gegeben wurde, und folglich alle Preise mit der Zunahme des Geldes steigen müssen. Wie schön mathe-

matisch ist dies nicht gedacht, und wie beruhigend für einen Kopf, der alles nach Maas und Zahl zu bestimmen gewohnt ist!

Hume aber, der bei seinem oft gewagten Raisonnements viel Kenntniß der Geschichte und vielen Geist der Beobachtung hat, bald allgemeine Schlüsse wagt, bald Beobachtungen anführt, welche seinen Behauptungen widersprechen und sie wenigstens einschränken, ohne daß er selbst den anscheinenden Widerspruch auflösete, oder die Einschränkungen angäbe, verfährt auch so in seiner sonst lehrreichen Abhandlung vom Gelde, welche die dritte in seinen politischen Abhandlungen ist. Er, der fast immer von dem baaren Gelde als einem Zeichen und Maaß des Werths der Bedürfnisse redet, sagt doch selbst einmal S. 61. der französischen Uebersetzung, Amsterdam 1754: „es sey offenbar, daß der Preis der Dinge weniger von der in „einem Lande vorhandenen Menge der Waaren und „des Geldes abhänge als von der Menge derer Waa„ren, die wirklich verkauft werden oder verkäuflich sind, „und dem wirklich circulirenden Gelde.“ Eben so sieht Montesquieu die Sache an (Esprit des Loix Liv. 22. Chap. 7. 8.). Hier kommen beide der Wahrheit näher. Wenn in einer bürgerlichen Gesellschaft hunderttausend Thaler zehnmal circuliren, und folglich eine Million in der Circulation herausgezählt wird, so sind nicht sowohl die 100,000 Thaler, als die Million das repräsentirende Zeichen derer Bedürfnisse, welche in diesem Volke einer dem andern das Jahr durch gereicht hat, und diese sind theilweise, eines für das

andre gegeben worden; sie sind es aber auch von denen Diensten und Arbeiten, welche in eben der Periode einer dem andern in dieser Gesellschaft geleistet hat. So denke ich, ohne daß ich jedoch vorjezt viel daraus folgern mögte. Aber so denken Hume und Montesquieu nicht. Für sie sind es die hunderttausend in der Circulation begriffenen Thaler, die ihnen den Preis der Dinge bestimmen, und sie folgern daraus alles. Ich würde die Ordnung desjenigen, was ich noch über diese Sache zu sagen habe, zu sehr zerrütten, wenn ich schon hier zeigen wollte, daß sie eigentlich nichts daraus hätten folgern sollen.

Hume kann der Wahrheit nicht ausweichen, daß die Preise der Dinge nicht plözlich mit der Vermehrung des Geldes steigen. Noch mehr! er bemerkt, daß weder in der ehemals geldreichsten Nation, bei den Römern, noch jezo bei uns Europäern der Preis der Bedürfnisse in dem Maaße gestiegen sey, wie der Geldvorrath zugenommen hat. Er bemerkt dieses, ohne den Grund der Sache zu untersuchen, oder seine zu allgemeinen Behauptungen mit philosophischer Bestimmtheit wieder einzuschränken.

Dies leitet mich auf eine wichtige Betrachtung, welche in ihren Folgen für uns sehr fruchtbar seyn wird.

§. 7.

Die nächste Wirkung von einem größern Geldvorrath ist nicht diese, daß wir den Werth des Geldes geringer schätzten, sondern diese, daß wir uns in dem

Stande zu sehen glauben, von demjenigen, was wir zu unsern Bedürfnissen rechnen, mehr uns eigen machen zu können. Auch der ärmste Mann ißt und trinkt mehr, als er sonst nöthig zu haben glaubte, wenn er mehr Geld, als gewöhnlich, in der Tasche hat. Hat er sich vorhin völlig satt essen können, so wird er, weil er in Speisen nicht so leicht sein Maas übertreiben kann, seinen Aufwand im Trunke machen. Es ist ein bekanntes Geschichtchen, daß ein Engländer, der in seiner einfachen Lebensweise reich genug gewesen war, um täglich einen Rostbeef und Plumbpudding auf seinen Tisch zu bringen, durch eine ihm hinzugefallene Erbschaft doppelt so reich ward, und nun, um von diesem seinem gemehrten Reichthum Gebrauch zu machen, täglich zwei Roßbeefs und zwei Plumbpuddings auftragen ließ. Aber Menschen aus den feinern Volksklassen sind schon lange gewohnt, zu ihren Bedürfnissen mehr als Speise und Trank zu rechnen. Wird ein solcher reicher, oder besser, geht ihm mehr Geld durch die Hände, so wird er geneigt, zu seinen Bedürfnissen zu rechnen, was er sonst nicht dazu rechnete. Er wird geneigt, viel zu kaufen, und will gern das, was er bisher zu seinen Bedürfnissen rechnete, insonderheit auch Speise und Trank, besser in seiner Art haben und genießen. Aber nur ein Narr entschließt sich oder wird williger, deswegen theurer zu kaufen, weil er Geld genug dazu hat. Wenn diese Narrheit nicht ganz bei dem geldreichen Mann fehlt, so ist doch ihre Wirkung auf die Preise der Dinge viel zu schwach. Wie oft kaufen wir, wenn wir kaltblütig dingen, ein Werk der Industrie

wohlfeil ein, das eine Stunde vor uns ein gedankenloser Verschwender doppelt so theuer zu kaufen sich bereden ließ! Endlich wacht doch bei einem Jeden, der sein Geld zu willig ausgiebt, aber es doch immer um des Gebrauchs willen liebt, der Eigennuz auf, und sagt ihm: es ist besser für dieses Geld, dessen du los seyn willst, vieles wohlfeil, als weniges theuer zu kaufen.

Anmerkung.

Indessen werde ich unten zeigen, wie der durch Vermehrung des Geldes gemehrte Wunsch, für das mehrere uns zufließende Geld mehr zu genießen, eine Erhöhung der Preise zur Folge habe. Aber dies ist eine entferntere Folge, auf welche diejenigen gar nicht hinaussehen zu dürfen glauben, welche allein in der Menge des Geldes den Grund von der Erhöhung des Preises der Dinge einzusehen vermeinen, und gewissermaaßen ein unwandelbares Verhältniß des einen zum andern festsetzen. Bewirkt gleich die Vermehrung des Geldes einen Theil desjenigen, was diese annehmen, so bewirkt es doch bei weitem nicht so viel, als sie annehmen, und bewirkt es nicht auf die Art, wie sie sich so leicht vorstellen. Hier will ich noch nichts mehr zeigen, als dieses, daß der erste Gedanke derer, welche ihre Umstände in die Fähigkeit setzen, mehr Geld auszugeben, noch weit entfernt von dem Gedanken sey, des Geldes mehr für eben die Sache wegzugeben.

§. 8.

So denken wir in der ganzen Einrichtung unsrer Lebensweise. Wer unter uns von einem Auskommen von tausend Thalern zu einem doppelt so grossen gelangt, und sich entschliesst, diese zweitausend Thaler auszugeben, so gut, als er sonst tausend Thaler weg gab, freuet sich, daß er nun mehr Dinge zu seinen Bedürfnissen rechnen kann, die er sonst gerne dazu gerechnet hätte, wenn er sie hätte haben können. Er freuet sich, für mehr Geld mehr geniessen zu können, und läßt sich deswegen seine gemehrte Einnahme lieb seyn, weil mehr Geld zum Ankauf mehrerer Dinge brauchbarer ist, als weniger Geld, und weil er nun mehr Dienste anderer Menschen belohnen, folglich sein Leben sich in mancher Absicht bequemer machen kann. Noch aber ist keiner gefunden worden, der in diesen Umständen sich entschlossen hätte, bei seiner gemehrten Einnahme nicht besser und nicht schlechter zu leben, als er gewohnt war, aber auch alles doppelt so theuer zu bezahlen, weil er es jetzt thun kann. Kann man demnach sagen, daß der Ueberfluß des Geldes den Werth desselben in den Augen des reicher gewordenen Mannes verringere? und wenn wir es nicht von Einem sagen können, warum wollen wir es denn so geschwind von allen behaupten?

§. 9.

Aber, wird man einwenden, wir, die wir seit der Entdeckung von Peru so viel mehr Geld besitzen, als unsre Vorfahren, sind nicht dieselben [illegible]

damals den Werth des Geldes so viel höher achteten, weil sie dessen weniger hatten. Der Sprung, der in der Denkungsart Eines Menschen so leicht nicht möglich seyn mag, ist stufenweise in der Denkungsart einer Reihe von Menschen erfolgt, unter denen der später lebende nicht wußte, wie sein Vorgänger über den Werth des Geldes gedacht hatte.

Auch dies kann ich eben so wenig zugeben. Ich will mich selbst untersuchen, ob ich, der ich vielleicht zehnmal so viel einnehme, als vor dreihundert Jahren ein Professor der Mathematik, mit allen Beschäftigungen, die ich in und außer meinem Amte treibe, eingenommen haben mag, ich will sehen, sage ich, ob ich jetzt anders über den Werth des Geldes denken könne, als ich würde haben thun können, wenn ich plötzlich aus den Umständen jener Zeit in die Umstände meines Weltalters versetzt worden wäre. Ich räume zuvörderst ein, daß ich wenigstens dreimal so viel zu meinen Bedürfnissen rechne, als vor dreihundert Jahren ein Lehrer der Mathematik zu denselben gerechnet haben mag, wenn er außer dem Kloster lebte, dergleichen Gelehrte doch Deutschland damals sehr viele hatte. Aber noch bin ich keinesweges geneigt, jedes dieser Bedürfnisse von meiner zehnmal größern Einnahme zehnmal so theuer zu bezahlen. Ich bezahle sie auch gewiß nicht alle dreimal so theuer. Es ist mir auch nicht gleichgültig, wie bald das, was ich zu meinen Bedürfnissen rechne, abgenutzt werde. Wenn ich vielleicht dreimal so bequem wohne, dreimal so viel Kleider für mich, für meine Frau und Kinder, dreimal so viel Bücher und

andre Werkzeuge zu meinen Beschäftigungen anschaffe, und wenigstens drei Bediente halte statt eines, mit dem sich ein Professor der Mathematik damals beholfen haben mag: so suche ich doch auch mein Haus in baulichem Stande zu erhalten, ich suche meine Kleidung und Bücher so wohlfeil als möglich einzukaufen, mein Gesinde so wohlfeil abzulohnen, als ich kann, und es ist mir nicht gleichgültig, wenn das Brodkorn und andre Lebensmittel sehr theuer werden. Noch immer freue ich mich eines jeden wohlfeilen Einkaufs, und wenn ich meines Geldes los bin, so freuet es mich, wenn ich viel dafür besitze und genossen habe.

Was ich thue, thun tausend andre in der bürgerlichen Gesellschaft, worinn ich lebe. Ich glaube gerne, daß wir insgesammt noch mehr als dreimal so viel Bedürfnisse haben oder zu haben glauben, als wir vor dreihundert Jahren mögten gehabt haben. Aber wir handeln noch alle mit denen, die uns unsre Bedürfnisse in Producten der Natur und der Industrie reichen, um den möglich wohlfeilen Preis. Wenn wir für den wohlfeilsten Preis alles, was wir brauchen, an uns gebracht haben, so suchen wir andre Auswege mit unserm Gelde, entweder um Geld mit Gelde zu erwerben, oder wir erdenken uns neue Bedürfnisse, und vergnügen auch diese, doch ohne jemals über den Preis derselben gleichgültig zu werden.

§. 10.

Indessen sind die Preise der Bedürfnisse wirklich gestiegen. Die Ursachen davon, aber ganz andre Ur-

sachen, als diese, die man leicht glaubt errathen zu können, werden sich endlich entwickeln lassen. Ich will nur noch beifügen, daß eben diese Begierde der Reichen, viele Bedürfnisse durch ihr Geld zu vergnügen, es nothwendig hindert, daß die Preise nicht in dem Maaße steigen können, wie sich der Geldvorrath mehrt.

Gesetzt, tausend in Hamburg lebende Familien hätten in jener Zeit 300,000 in der damaligen Circulation umgezählte Thaler jährlich verbraucht: jetzt wäre zehnmal so viel Geld in Hamburg im Umlauf, als damals, und tausend Familien, die Nachkommen von jenen, hätten durch eine Folge davon drei Millionen zu ihrem Auskommen, und verzehrten dasselbe wirklich. Wollen diese für ihr zehnmal größeres Auskommen nur dreimal so viel von den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens genießen, so können sie dieselben nicht mehr als drei - und ein Drittelmal so theuer bezahlen, oder sie kommen mit ihren drei Millionen nicht aus.

In der That ist es falsch, daß alle Bedürfnisse in Europa auch nur auf den dreifachen Preis, viel weniger, daß sie alle in gleichem Verhältnisse gestiegen wären. Viele Producte der Industrie sind sogar wohlfeiler als vor Jahrhunderten. Smith beweiset dieses (B. 1. Cap. 11. gegen das Ende) von vielen Arbeiten der Industrie, insonderheit von dem englischen Tuche. Viele Dinge, die wir in größerer Menge anschaffen, z. E. unsre mehreren Kleider, werden eben deswegen langsamer verbraucht. Vielleicht kosten mir die Kleider, mit denen ich abwechsele, nicht viel mehr, als meinen Vorwesern auf dem Catheder ihr schwarzer Rock, welchen sie Jahr

aus Jahr ein trugen. Der wenigere Luxus unsrer Vorfahren kam ihnen in Verhältnis viel theurer zu stehen, als uns. Die Handlung führt uns manches Bedürfnis weit wohlfeiler zu, als den Alten. Jetzt übersteigt der Preis der ostindischen Waaren den, welchen sie in Ostindien haben, etwa um 70 Procent. Aber die Römer mußten denen Kaufleuten, welche sie ihnen zuführten, den Preis hundertfach bezahlen. So sagt Plinius (H. N. B. 6. K. 33.) Aber es ist wahrscheinlich nur ein unbestimmter Ausdruck, durch welchen er den übermäßigen Gewinn, den diese Handlung gab, ungefähr ausdrücken wollte.

§. 11.

Ein Verhältnis gegen jene Zeiten anzugeben, nach welchem sich unsre Bedürfnisse ausgedehnt haben, ist gewiß unmöglich. Die Data dazu wären das Verhältnis der Menschenzahl, oder genauer, Geld verwendender Menschen in unsrer Zeit gegen die Geld verwendenden Bewohner des Erdbodens oder wenigstens Europens in alten Zeiten, und ein Verhältnis des Belaufs aller Dinge, die von beiden verbraucht werden oder verbraucht sind. Aber zu unsern Bedürfnissen gehören auch alle Dienste und Arbeiten, nicht blos die, welche wir in den Producten der Natur und Industrie mit bezahlen, sondern auch die, welche wir unmittelbar belohnen. Wann wird beides ausgemacht werden können? Noch streitet man über das Mehrere und Mindere in Ansehung der Menschenzahl. Wie weit ist man also noch davon entfernt, ein Verhältnis angeben zu

können! das Zweite nennen, ist so viel, als eine unmögliche Sache nennen. Man kann einzelne Beobachtungen darüber anstellen, aber das Ganze anzugeben, wird nimmermehr möglich seyn.

Indessen will ich beiläufig einen Beweis anführen, der meines Wissens nicht eben in dieser Absicht genützt ist, daß unsre Bedürfnisse in größerm Verhältnisse und geschwinder, als die Masse des Geldes, in Europa zugenommen haben. Ich nehme diesen Beweis daraus, daß in allen europäischen Staaten das Geld geringhaltiger als ehemals geworden ist. Die Fürsten und überhaupt die Machthaber in den Staaten bemerkten zuerst, und bemerken es noch jetzo zu oft, daß ihre Bedürfnisse geschwinder stiegen, als ihre Geldeinnahme. Sie entschlossen sich also, das Geld, über dessen Zahlwerth sie Meister waren, auszudehnen, daß es zu einem Zeichen des Werths für mehrere Bedürfnisse ausreichen könnte. Dem Privatmann ist dieses nicht so unangenehm, als man denkt. Ein Theil ist an Bild und Ueberschrift der Münze so verwöhnt, daß ein Fürst sehr große Veränderungen in der Münze wagen kann, ehe es der große Haufe merkt. Als in dem Anfang des letzten Krieges die ersten schon sehr beträchtlichen Veränderungen in der deutschen Münze geschahen, verkauften noch lange Zeit die Manufakturisten zu eben denen Preisen, wie vorhin, so wie sie auch ihre Arbeiter in dem schlechteren Gelde ablohnten. Sie stiegen allmählich so, wie sie merkten, daß der Einkaufspreis der Materialien ihrer Manufakturen in den Händen des Kaufmanns sich erhöhete, der auf den in-

nern Gehalt mehr als sie sahe. Als aber endlich die Sache zu weit getrieben ward, und auch der Arbeiter merkte, daß er mit einem Achtgroschenstück, worinn nur ein Viertheil des Silbers war, das es sonst enthalten hatte, nicht das anschaffen konnte, was er vorhin dafür hatte, wurden sie so irre, daß sie nicht wußten, wie hoch sie mit den Preisen ihrer Waaren steigen wollten und müßten. Doch noch mehr Beweis geben die unter Ludwig XIV. und in Ludwigs XV. Minderjährigkeit in Frankreich gemachten Münzveränderungen, wovon Steuarts Bericht (B. 3. Theil 2. Cap. 24. und 31.) ein so großes Licht giebt. Seltsam war es insonderheit, als 1716 der Louisd'or von 16 auf 20 Livres gesetzt ward, alles Geld des alten Königs umgemünzt werden mußte, und derjenige welcher zwanzig alte mit dem Kopf desselben gestempelte Louisd'or zur Münze brachte, die bis dahin 16 Livres gegolten hatten, vier derselben einlassen mußte. Denn man gab ihm für 20mal 16 Livres 16mal 20 Livres in sechzehn Stücken wieder, die, sagt Steuart, von den alten eingebrachten nur darinn unterschieden waren, daß vorhin ein alter Mannskopf und nun der Kopf eines sechsjährigen Kindes darauf stand. In allen andern Veränderungen des Zahlwerths des Geldes, wenn sie gleich viel weiter giengen, ließ man den Unterthan sein Geld, und lehrte ihn nur es anders eintheilen. Hier aber nahm man ihm einen Theil seines Geldes aus den Händen, gab ihm die eingebildete Vergütung in dem erhöheten Zahlwerth, und der große Haufe nahm diese Vergütung für hinläng-

lich an. Der klügere Theil der Unterthanen, insonderheit der Kaufmann, merkt den Unterschied wenigstens im auswärtigen Geldumsatz, findet Mittel, sein altes Geld in neues umzusetzen, und gelangt zu einem grössern Zahlwerth seines Geldes. Nun erfährt er bald eben die Vortheile davon, die der Landesherr suchte. Denn auch ihm reicht sein Geld zur Erfüllung mehrerer Bedürfnisse zu, als vorhin, und er wird nicht lange säumen, diese Bedürfnisse zu erfüllen, wenn er sie auch sonst nicht gekannt hat.

Frankreich giebt in diesem Jahrhundert noch zwei, aber in ihrer Art verschiedene Vorfälle als Beispiel an. Als im Jahr 1726 die Zerrüttung im Geldwesen und in den Finanzen des Staats gehoben war, entschloß sich die Regierung zu dem geringern Münzfuß, der, nach dem Golde gerechnet, den Livre auf zwei Drittel seines bisherigen Werths herabsetzte. Aber man hat seit dieser Zeit gewiß in Frankreich zwar dem Zahlwerth nach etwas theurer, aber dem Gehalt des Geldes nach viel wohlfeiler gelebt. Als nach der Revolution die Assignaten aufkamen, aber sich so bald von dem baaren Gelde losrissen, wußte zwar Jedermann, daß das Papier viele Procente schlechter als baar Geld wäre, und in der Verwechselung von beiden entstand das Agiotage, in welchem jeder, der baar Geld haben wollte und mußte, seinen großen Verlust fühlte. Aber schon hielten die Assignaten 50 und darüber Procente weniger, als das baare Geld, da noch immer der Zahlwerth so vieler verkäuflichen Dinge, insonderheit derer, die der Ausländer verschrieb, unver-

ändert blieb. Freilich kam das Gebot der Regierung dazu, und wirkte lange; so lange konnte auch der Kaufmann bei dem alten Zahlwerth bleiben, weil er noch mit seinen Assignaten in fast gleichem Werthe Waaren des Landes einkaufen, und seine Bedürfnisse bezahlen konnte. Mittlerweile ließ er sich lieb seyn, an den Ausländer mehr zu verkaufen, als sonst von diesem verschrieben seyn mögte. Ich meines Theils habe um diese Zeit zu dem wohlfeilen Curse mehr und kostbarere Bücher aus Frankreich verschrieben, als an welche ich sonst gedacht haben würde. Als aber endlich das Gebot der Regierung unwirksam ward, auch das Gebot des Maximums der Preise nicht mehr helfen wollte, und dem Agiotage freierer Lauf gelassen werden mußte, so erfolgte nicht sowohl eine Steigerung der Nominalpreise, als eine Bestimmung derselben im baaren Gelde, neben welchem das Papiergeld ins Ungeheure herabsank.

§. 12.

Ich habe schon §. 5. gesagt, wie viele Schwierigkeit es haben müsse, den Werth, den das Geld in einem Volke hat, zu bestimmen, insofern derselbe von einer so großen Menge Menschen, die eine so mannigfaltige Denkungsart haben, bestimmt wird. Eine eben so grosse Schwierigkeit entsteht aus der so großen Mannigfaltigkeit von Bedürfnissen, mit deren Werth der Werth des Geldes unablässig verglichen wird. Ich habe §. 2. gesagt, daß ein jeder Kauf oder Verkauf, den wir selbst thun, oder wovon wir Zeugen sind,

uns eine Erfahrung von dem Werth des Geldes in einem einzelnen Fall gebe. Sollten denn nicht gehäufte und sorgfältig verglichene Erfahrungen von dieser Art uns zu einem solchen Resultat leiten können, in welchem der allgemeine Werth des Geldes, den es überhaupt in einem Volke, wenigstens zu einer gewissen Zeit, gehabt hat oder noch hat, sich zu Tage lege?

Solche Erfahrungen haben die Schriftsteller von dieser Sache aus der Geschichte zu sammlen sich bemühet, wenn sie die Kornpreise und das zu gleicher Zeit bestandene Tagelohn des gemeinen Arbeiters aus historischen Denkmälern aller Art aufsuchten.

Die Dienste des gemeinen Tagelöhners sind freilich ein nothwendiges Bedürfnis sowohl für die Fleissigen im Volk, deren eigne Arbeit noch nicht zur Bearbeitung des Gegenstandes ihrer nützlichen Arbeit hinreicht, als für diejenigen, welche ihre Bequemlichkeit veranlaßt, und ihre Geldeinnahme in den Stand setzt, sich der schweresten Beschäftigungen des Lebens auf andre zu entlasten. So groß die Verschiedenheit solcher Dienste ist, zu denen blos körperliche Kräfte gehören, so setzt sich doch für alle ein sehr gleicher Werth derselben, wenigstens in jedem nicht gar großen Theil einer bürgerlichen Gesellschaft, so lange fest, als nicht ungewöhnliche Umstände entstehen, und sich in diese Bestimmung einmischen. Das gemeinste Talent, mit welchem Menschen gebohren werden, sind Leibeskräfte. Es ist ein Talent von allgemeiner Brauchbarkeit, aber auch das gemeinste Talent in jeder Nation, wo man sich satt essen und satt trinken kann. Jedermann, der

dieses Talent zu seinem Dienste braucht, wird den wohlfeilsten Preis in dessen Belohnung auszumachen suchen. Doch muß er zulezt denjenigen Lohn einwilligen, der zur Unterhaltung eines solchen Talents nothwendig ist, nemlich einen solchen Lohn, der den Arbeiter in den Stand sezt, sich satt zu essen, und sich gegen die Kälte zu schützen. Er muß ihm so viel einräumen, als was einen Tag in den andern gerechnet zureicht, um sich die nothwendigsten Bedürfnisse anzuschaffen. Wenn sich der Preis dieser Bedürfnisse ändert, so muß er ihm andern Lohn bewilligen.

In keinem andern Vergleich, der über Kauf und Lohn geschlossen wird, treffen wir Gründe an, die so fest als diese stünden. Der, welcher den Tagelöhner zu seinem Dienst dingt, denkt seiner Seits: Eine Arbeit, welche von allen gesunden Menschen verrichtet werden kann, ist, so nothwendig sie auch mir ist, keines grösern Lohns werth, als desjenigen, der das geringste mögliche Auskommen giebt. Der, welcher sich dingen läßt, denkt: ich will mich mit dem Lohn begnügen, der mir das niedrigste Auskommen giebt, weil, wenn ich es nicht thue, hundert andre sich damit begnügen werden. Er giebt also der Concurrenz nach, doch nicht weiter, als ihm seine Erfahrung lehrt, wie groß der Geldeswerth desjenigen sey, was zu seinem höchst nothdürftigen Auskommen erfodert wird.

§. 13.

Es scheint also viel in dieser geschichtlichen Unter-

suchung zu liegen. Durch diese hat man geglaubt, die allmählichen Veränderungen des Werths des Geldes in dem Maaße, wie sich dessen Menge bei polizirten Völkern gemehrt hat, angeben, ja sogar ausmachen zu können, wie genau sich dieses nach jenem richte. Ich will noch nicht entscheiden, ob und wie viel sich dadurch bestimmen lasse, aber doch eine andre Untersuchung einschieben, welche einen sichern Erfolg verspricht. Gelingt uns diese nicht, so wird es klar seyn, daß sich von jener noch weit weniger erwarten lasse. Sie ist diese:

Sollte nicht wenigstens in diesem für solche Arbeiten eingewilligten Tagelohn, die kein andres Talent als Leibeskräfte erfodern, sich der höchste Werth des Geldes entdecken, in welchem dasselbe in dem Volke, wo ein solches bestimmtes Tagelohn besteht, genommen wird?

Es ist das Schicksal des gemeinen Tagelöhners, mit aller Arbeit, deren er bei gesundem Leibe fähig ist, sich nichts mehr, als die unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, zu erwerben. Der, welcher alle Arbeiten, deren er bei guter Gesundheit fähig ist, anbietet und leistet, um nichts mehr, als die unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, zu genießen, giebt seine Arbeit für den wohlfeilsten Preis weg, oder, welches einerlei zu seyn scheinet, nimmt das ihm zum Lohn gegebene Geld in dem höchsten Werthe, den es für einen Menschen haben kann.

So würde ich urtheilen, wenn ich in einem Lande, wo kein Geld im Umlaufe wäre, und der Lohn solcher Arbeiten in diesen Bedürfnissen selbst gereicht werden

müßte, erführe, daß der freie Arbeiter sich zum Lohn seiner Arbeit mit diesem begnügte. Wenn nun gleich dieser Lohn in Gelde gereicht wird, dieser Geldlohn aber dem freien Tagelöhner nicht weiter reicht, als die se nothwendigen Bedürfnisse zu bezahlen, so ist es klar, daß er dieses Geld äuserst theuer, so theuer als es nur immer genommen werden kann, genommen habe: Denn er hat alles dafür hingegeben, was er nur geben könnte.

Derjenige dagegen, welcher mit weniger Stunden Arbeit sich eben diese Nothwendigkeiten des Lebens erwirbt, oder derjenige, der mit der Arbeit ganzer Tage sich in den Stand des Wohllebens setzt, giebt weniger Arbeit für eben dasselbe Geld, und nimmt das Geld in einem geringern Werthe.

Wenn dies nun stufenweise fortgienge, so nähme derjenige das Geld in dem geringsten Werthe, den es für Menschen haben kann, der einen solchen Lohn seiner Arbeit empfängt, welcher ihn in den Stand setzt, die ersinnlichen Bedürfnisse nicht nur des Lebens, sondern auch des Wohllebens und der Bequemlichkeit, zu genießen.

In der That steht es so in jeder bürgerlichen Gesellschaft. Von dem Tagelöhner herauf bis zu dem ersten Diener der Könige arbeitet ein jeder und empfängt Lohn seiner Arbeit, aber so ungleichen Lohn, daß eben hierinn die gröste Ungleichheit des Werths, in welchem das Geld von dem einen und dem andern genommen wird, sich zu entdecken scheint.

Wenn wir indessen so fort theoretisiren, so scheint

es, daß, so sehr auch der Werth des Geldes in einerlei Volk und zu einerlei Zeit schwankt, sich die Grenzen, zwischen welchen derselbe schwankt, möchten ausmachen lassen. Und dies wäre schon viel gewonnen. In vielen mathematisch behandelten Theorien muß man sich begnügen, wenn man das maximum und das minimum ausgemacht hat. Hier wäre denn wenigstens viele Hoffnung, das maximum auszumachen. Wenigstens zeigen sich in jedem Volk sehr bestimmte Erfahrungen, in welchem höchsten Werth der Tagelöhner das Geld zu nehmen genöthigt sey, wenn er leben, nichts mehr als blos leben will. Doch dürfen wir nicht dabei an ein großes Volk denken, in welchem von einer Gegend zur andern, aus Ursachen, von welchen unten noch vieles vorkommen wird, das Tagelohn sehr verschieden ausfällt.

§. 14.

Aber laßt uns nur bald die Hofnung aufgeben, mit unsrer Theorie so weit zu reichen, in welcher wir bis dahin die Dienste und Arbeiten eines jeden einzelnen Menschen, er grabe die Erde, oder er gebe Königen Rath, in einer völligen Gleichheit betrachtet haben. Es ist mit dem Lohn der Dienste nicht anders, als wie mit verkäuflichen Dingen, bewandt. Sie sind wie Waaren anzusehen, von deren einer der Werth so wenig Beziehung auf den Werth der andern hat, als der Werth einer Erdtoffel auf den Werth eines großen Edelgesteins von gleichem Gewicht. Ein jeder sucht den größten Lohn für seine Dienste, aber nicht alle

finden gleichen Lohn, weil es hier so gut, als bei Dingen, die wir kaufen, auf die Meinung derjenigen, die sie lohnen sollen, von dem Werth dieser Dienste und überhaupt auf ganz verschiedene Bestimmungsgründe ankömmt.

Ich habe schon oben (1. Buch §. 12. 13.) angemerkt, daß die Belohnung derjenigen Dienste und Arbeiten, welche nicht täglich verlangt werden, und auch nicht in einem Tage vollendet werden können, dem Arbeitenden auch auf die Zeit ein Auskommen geben müsse, da er nicht arbeitet, weil seine Arbeit nicht immer verlangt wird. Er muß von seiner vollendeten Arbeit den Lohn ziehen, der ihn in den Stand setzt, davon mittlerweile zu leben, da er noch keine neue Arbeit vollendet abliefern kann. Von dieser Art sind alle diejenige Arbeiten, zu welchen Kunst und nicht gemeine Talente erfodert werden. Die Bezahlung derselben richtet sich nach der Meinung von der Größe und Seltenheit dieser Kunst und der in ihr bewiesenen Talente. Und da diese Talente nichts leisten oder zuwege bringen, was zu unsers Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, so fällt die Belohnung der durch diese Talente bewirkten Arbeit denjenigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu, denen noch Geld übrig bleibt, nachdem sie für ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gesorgt haben; und denen daher der Gedanke entstehen kann, den Besitz oder die Nutzung der durch solche Talente bewirkten Arbeiten als ein Bedürfnis für sich anzusehen. Dies alles macht die Bedingung über den Lohn derselben so schwankend, und

die Meinung von dem Werth dieser Arbeiten hat so wenig Beziehung auf das Urtheil von dem Werth andrer Arbeiten, daß wir den Gedanken aufgeben müssen, daraus Schlüsse auf den Werth des Geldes zu ziehen.

§. 15.

Noch immer scheint es jedoch aus den oben §. 121 angeführten Gründen, daß die Arbeiten, zu deren Verrichtung blos Leibeskräfte erfodert werden, ungeachtet der verschiedenen Art ihrer Anwendung, sich im Lohn einander so nähern müssen, daß dieser Lohn dem Arbeiter gleich viel Bedürfnisse schaffe, der Zahlwerth des Geldes möge dabei stehen, wie er wolle. Wenn ich z. E. durch ein Land reise und erfahre, daß das gewöhnliche Tagelohn in demselben acht Schillinge oder vier gute Groschen sey, so erfahre ich daraus, wie es scheint, daß funfzig Thaler, welche ein gesunder Mann in etwa dreihundert Werkeltagen verdienen kann, den Geldeswerth alles desjenigen ausmachen, was ein erwachsner gesunder Mann in einem Jahre braucht. Wenn in einem andern Lande das Tagelohn doppelt so hoch ist, so schliese ich daraus, daß dort der Geldeswerth eben so vieler Bedürfnisse für das volle Jahr hundert Thaler sey. Diese nothwendigen Bedürfnisse lassen sich, ungeachtet der verschiedenen Kost und Lebensweise in verschiedenen Ländern, doch als eine Waare von gleichem innern Werth ansehen. In der That ist, wenn wir dabei an andere Bestimmungsgründe noch nicht denken, in diesem Manne das, was

er für seine verdienten hundert Thaler verbraucht, nicht mehr und nicht weniger werth, als jenem das, was er für funfzig Thaler kauft und verbraucht. Beide erhalten ihr Leben und ihre Gesundheit davon, und an Ueberfluß und Wohlleben ist für beide nicht zu gedenken.

Freilich fallen diese Schlüsse hinweg, wenn dieser Vergleich über das Tagelohn nicht unter ganz freien Leuten besteht. Gezwungner Dienst wird gar nicht gelohnt, und wenn ja einiger Geldlohn dabei vorfällt, so hat doch kein Vergleich über denselben und keine Schätzung des Geldeswerths dabei Statt. Auch halb erzwungene oder befohlne oder zur Ergänzung eines sonst mangelhaften Auskommens unternommene Arbeit ist nicht dieses Vergleichs fähig. Wenn z. E. der französische Soldat beim Festungsbau mit acht bis zehn Sous täglich während der Monarchie abgelohnt ward, (denn wie es jetzt damit steht, weiß ich nicht,) so ließ sich daraus keine Folge auf den höchsten Geldeswerth in Frankreich ziehen. Auch solche Hindernisse, welche dem Tagelöhner wehren, der Arbeit da nachzusuchen, wo er kann, und sie zu finden glaubt, stören diesen Vergleich. In unsrer Nachbarschaft ist der Lohn eines Knechts sehr hoch unter freien Landleuten. Aber auf wenige Meilen von uns dient ein erwachsener Leibeigner, unter dem Namen eines Jungen, für zwei Thaler jährlich bei freier Kost, wozu er etwas Leinen und andre Bedürfnisse bekömmt. Denn er darf seinen Dienst nicht außer den Grenzen des Gutes suchen, in welchem er gebohren ist. Auch in dem so

freien England besteht ein ähnlicher Zwang von Kirchspiel zu Kirchspiel für den freien Tagelöhner. Die in England festgesetzte Armenordnung ist nemlich mit einem sogenannten Law of Settlement, das ist, einem Gesetz über das Niederlassen, verbunden, vermöge dessen keiner, der nicht vier Acres Land hat, eine Wohnung sich bauen darf. Kein von seiner täglichen Arbeit sich nährender bewcibter Mann darf deswegen, wenn er in einem Kirchspiel nicht Arbeit findet, sich in einem andern Kirchspiel niederlassen." Dies macht ohne Zweifel, daß in mancher Gegend, wo man noch mehr Menschen beschäftigen könnte, als dort Arbeit anbieten, das Tagelohn höher steigt, weil diese Gegend keine Arbeiter aus andern Gegenden an sich ziehen kann. Ueber die Ungereimtheit und Schädlichkeit dieser Verfassung klagen Young S. 93. des Originals und Smith im 10. Kap. des ersten Buchs S. 209 ff. der deutschen ältern und 257 ff. der neuesten Uebersetzung mit vielem Grunde. Weit mehr aber läßt sich in Sir Mordon Eden, on the State of the Poor, Vol. III, London 1797 nachlesen, welcher ohne Unterlaß auf diese verderbliche Verfügung geräth. Es besteht also bei den Britten bei aller ihrer Freiheit ein Zwang nicht zur Arbeit selbst, der das Tagelohn heruntersetzte, sondern ein Zwang von der Arbeit ab für jeden, der sie da suchen will, wo er glaubt, daß sie mehr, als an seinem Wohn- und Geburtsort gesucht werde, folglich eine schädliche Stöhrung der Concurrenz der zur Arbeit bereiten Hände. Dadurch werden die Gründe zum Vergleich über das Tagelohn von einem

Kirchspiel zum andern so verrückt, daß man sich n[illegible] wundern dürfte, wenn er in jedem derselben vers[illegible] den wäre, wie er denn auch wirklich von einer Shire zur andern sehr verschieden ist, welches man insonderheit aus Youngs Tour through England lernen kann.

Anmerkung.

Das Vorurtheil ist fast allgemein in dem Menschengeschlechte zu allen Zeiten gewesen, daß erzwungene Arbeit dem, der für sich arbeiten läßt, mehr Vortheil gebe, als die durch freien Verding erlangte. Es hat von den ältesten Zeiten her, der Sclaverei den Ursprung gegeben, wenn irgend ein Volk das andere unterjochte, und erhält dieselbe noch in so vielen Völkern von jenen Zeiten her. Der Negerhandel entstand zwar durch die Nothwendigkeit, zu den großen Anpflanzungen in Ländern, die von Einwohnern entblößt waren, Menschen herbei zu schaffen, die man zur Arbeit zwingen könnte. Eben dies Vorurtheil erhält auch noch diesen Handel gegen alle Gründe derjenigen, welche aus Menschlichkeit ihn aufgehoben zu sehen wünschen. Aber eben jetzt scheint dem Eigennutz, auf welchen sich dies Vorurtheil stützt, die Belehrung zu entstehen, daß die productiven Kräfte freier Menschen mehr schaffen, oder daß das Product ihrer Arbeit weit wohlfeiler ausfalle, als das von jenen erkauften Sclaven, deren Kaufpreis in dem Kaufpreise ihrer Arbeit allemal mit berechnet werden muß. Denn von dem in Bengal durch freie Menschen producirten Zucker kann der Centner dort im Durchschnitt für 4 Sch. 9½ engl. Pence gegeben wer-

den, wenn der Pflanzer in Jamaica ihn nicht unter 1 L. St. 18 Sch. geben kann. Ich habe diese aus einem britischen Blatt gezogene Rechnung im 11ten Stück der Hamburger Addreßcomtoir-Nachrichten, bei Veranlassung des Vorschlages, Zucker aus Runkelrüben zu ziehen, bekannt gemacht. Hier dient sie mir blos als ein Beweis, wie viel wohlfeiler das Product von freier, als das von erzwungener Arbeit unter Umständen ausfallen könne, die ich freilich noch nicht genug durchschaue, um alles erklären, und mehr Folgerungen daraus ziehen zu können. Für uns in Europa ist wenigstens das gewiß, daß die erzwungene Arbeit viel weniger schaffe, als die des bezahlten Tagelöhners, der die Strafe seiner Faulheit durch seine Verabschiedung zu erfahren fürchtet, und vollends weniger, als die des freien Menschen, der auf seinen eigenen Vortheil hinaus arbeitet.

§. 16.

Aber auch in dem Vergleiche über das Tagelohn mit dem ganz freien Arbeiter mischen sich Umstände ein, welche machen, daß derselbe sich fast nirgends ganz nach den bisher von uns als allein geltend angenommenen Gründen richtet, vielmehr mischt sich auch in diesen ein Theil derer Gründe ein, welche bei dem Geldlohn der Dienste in den höchsten Classen der Menschen Statt haben, und machen diesen Vergleich, so wie bei jenen, mehr oder weniger schwankend. Denn

1) auch bei diesen gemeinen Arbeiten kömmt es sehr auf die Nachfrage nach Arbeit an. Da, wo diese nicht größer noch kleiner ist, als die Concurrenz derer, wel-

che gemeine Leibesarbeiten anbieten, kann freilich der Vergleich über das Tagelohn nach den oben angegebenen Gründen vorgehen. Aber da, wo die eine die andre überwiegt, da geht es wie mit einer Waare, die bei starker Nachfrage über, bei schwacher Nachfrage unter ihrem Werth weggegeben werden muß. Wenn ein Land in steigendem Fortwuchs der Industrie ist, wenn neben dem Landbau und andrer Arbeit, die ein Gegenstand des Tagelohns ist, noch viel andre Arbeiten in Gang gesezt, und viele Hände gefodert werden, welche die durch eben diese Umstände beförderte Bevölkerung doch nicht anders, als mit dem Verlauf mehrerer Jahre, herbeischaffen kann, so zieht der Tagelöhner seinen Vortheil von diesem Umstande. Dann weiß er seine Arbeit so hoch auszubringen, daß sie ihm mehr, als die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, verschaffen muß, und er nimmt, um bei unserm Ausdruck zu bleiben, nicht mehr das Geld in dem höchsten Werth, den es für einen arbeitenden Menschen haben kann.

Es kömmt auch bei dieser Nachfrage nach Arbeit nicht sowohl darauf an, ob der Hände genug sind, die arbeiten können, sondern ob deren genug sind, die arbeiten wollen. Da, wo keine anhaltende Nachfrage nach Arbeit ist, mag der geringe Mann zwar zahlreich genug zur Bestreitung der von Zeit zu Zeit entstehenden Arbeit seyn. Aber er wird bei dem ihm ohne Unterlaß entstehenden Müssiggang faul, behilft sich äußerst leicht bei dem Genuß solcher Bedürfnisse des Lebens, die er durch eigne Arbeit am Landbau sich selbst zu verschaffen weiß, und nüzt die Gelegenheit, Tagelohn zu verdie-

nen, nur als ein Hülfsmittel zum rohen Wohlleben im Fraß und Soff. Unter diesen Umständen ist in Slavonien nach von Taubens Berichte B. 2. §. 4. das Tagelohn neben freier Kost 20 bis 30 Kreuzer, das ist höher, als in den geldreichsten Ländern. Aber kein Tagelöhner arbeitet die ganze Woche durch, sondern verläßt die Arbeit, so bald er etwan einen Thaler in der Tasche hat, und faulenzt so lange, als ihm dieser Thaler dauert.

Wenn ein Land nicht mehr in steigender Aufnahme ist, und die Nachfrage nach Arbeit sich dem zu Folge mindert, so muß der Tagelöhner den Umständen nachgeben, und sich einen Lohn seiner Arbeit gefallen lassen, der ihm nicht alle die Nothwendigkeiten des Lebens verschaffen kann, welche doch sonst jedermann als solche ansieht. Leben muß er zwar noch immer, aber hier zeigt sich, daß selbst das Maas der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens nicht so genau bestimmbar ist, und daß derjenige, welcher nicht anders kann, noch vieles einzuschränken, noch vieles sich zu versagen lernen muß, das einem jeden andern als ganz unentbehrlich erscheint.

Man kann sich aus Smith (B. 1. Kap. 8.) von diesen Folgen, die der Anwachs, Stillstand, oder die Abnahme der Nachfrage auf das Tagelohn in Großbritannien und in Nordamerica hat, umständlich unterrichten, und die hinreichende Bestätigung finden, wie unabhängig der Verding über das Tagelohn für gemeine Arbeiten von den Preisen der nothwendigen Bedürfnisse blos durch diesen Umstand wird.

§. 17.

2) Auch bei solchen Arbeiten, die dem Ansehen nach nur körperliche Kräfte voraussetzen, mischt sich doch noch manches ein, das man für ein Talent mit gelten lassen muß, in Rücksicht auf welches sich der tägliche Lohn derselben erhöht. Bei mancher Arbeit dieser Art muß doch noch eine Uebung hinzukommen, und der, welcher diese besitzt, gewinnt einen Vorrang im Lohn von dem Ungeübtern. In der Seefahrt arbeitet der alte ausgelernte Seemann nicht schwerer, als der angehende Seemann, der heute zuerst das Schiff betritt. Dieser muß sogar die gefährlichste Arbeit thun. Aber blos der Umstand, daß jener durch Uebung die Theile des Schiffs besser kennt, und auf Befehl des Schiffers sichrer und geschwinder da angreift, wo er soll, macht, daß er einen viel höhern Lohn fodern darf und bekömmt, als dieser. Doch das ist kein Tagelohn allein, sondern Kost und Lohn, was dieser bekömmt. Zudem laßt uns lieber auf dem Lande und bei dem Landbau bleiben. Auch hier ist manche Arbeit, die, weil sie eine gewisse Uebung erfodert, größern Lohn bekömmt. Zum Säen des Korns kann noch nicht ein jeder gebraucht werden, der den Pflug zu führen weis, und auch diesen versteht noch nicht der recht zu führen, der die Erde graben kann. Eine Arbeit, zu welcher vorzüglich nur gute Leibeskräfte erfodert werden, ist das Einpacken der Waaren, aber es werden doch auch, um gut zu packen, gewisse Handgriffe und Ueberlegungen, die nur den Geübtern geläufig sind, erfodert. Für diese giebt der Kaufmann

dem Packer gern mehr, als er ihm für seine bloße Leibesarbeit geben würde. Auch eine nicht gemeine Redlichkeit ist ein Talent, die manchem Tagelöhner mehr als schwere Arbeit einbringt, und ihm einen Vorzug vor andern erwirbt, die ihn in Leibeskräften weit übertreffen.

§. 18.

3) Der Vergleich über das Tagelohn setzt, wenn man etwas aus ihm soll schließen dürfen, eine Arbeit auf längere Zeit und mit Hoffnung einer nicht bald unterbrochnen Versorgung voraus. Ich traf bei einem Spazirgang in der Nachbarschaft von London einen Arbeiter an, der sehr ämsig Waizen schnitt. Was ist euer Tagelohn in der Erndte? fragte ich — Zwei Schillinge. So, sagte ich, kann man doch dafür hier um London Arbeiter in der Erndte haben? — Nicht allerdings. Ich könnte gern eine halbe Krone, oder gar drei Schillinge in dieser Zeit haben. Weil aber der Mann, dem diese Koppel gehört, auch zu andrer Zeit Arbeit für mich hat, so mache ich ihm dafür auch das Erndtelohn nicht zu theuer. Der Holländer muß dem westphälischen Bauer, der ihm in der Heuerndte und beim Torfgraben zu helfen kömmt, ein dreimal größeres Tagelohn geben, als mit welchem er zu Hause zufrieden seyn würde. Hier in Hamburg, wo ein gemeiner Tagelöhner in fortgehender Arbeit gern für zwölf Schillinge täglich arbeitet, und für jede einzelne Stunde, die er über seine Zeit arbeitet, einen Schilling mehr bekömmt, gebe ich dem auf zufälligen Ver-

meist an der Ecke der Gasse wartenden Arbeiter für jeden kurzen Gang zwei Schillinge, und wenn etwas schwere Arbeit dazu kommt, das Gedoppelte und Dreifache. Warum dieses? Weil ich und andre, die seine Dienste brauchen, ihm auch die Zeit bezahlen müssen, in welcher er mit gekreuzten Armen auf unsern Ruf zur Arbeit gewartet hat. Wir bezahlen ihm also auch seinen Müssiggang, und weil die Dauer desselben ungewiß ist, bezahlen wir ihm diesen theurer, als jenem seins in einem fortgehende Arbeit.

§. 19.

4) Auch da kann nichts aus diesem Verdinge geschlossen werden, wo nicht der ganze Lohn der Arbeit in Gelde gegeben wird. Smith erwähnt im zehnten Hauptstück der Häusler in Schottland, einer Art von Gesinde der Landeigner und Pachter, welchen diese statt des Geldlohns eine Hütte und ein kleines Grundstück einräumen, woraus sie ihren Unterhalt suchen, und, wenn sie für jene arbeiten, wöchentlich ein gewisses Maas Hafermehl, etwan sechszehn Pence Sterl. werth, bekommen. Etwas dem ähnliches hat auf allen Gütern in unserer Gegend Statt, wo noch die Leibeigenschaft gilt. Der Bauerkerl, der als Knecht dem ebenfalls leibeigenen Vollhöfner für einen kleinen Lohn dient, hat für sich und sein Weib eine Hütte von dem Gutsherrn, deren Miethe dies Weib durch zweitägige Dienste in jeder Woche in dem herrschaftlichen Garten abverdienen muß. Bedarf er ihrer Dienste öfter, so ist auch deren Lohn sehr klein. Solche Familien heissen

Insten, von deren Arbeitslohn sich kein weiterer Schluß ziehen läßt. Smith macht dabei die Anmerkung, daß, da diese sonst freien Leute ihre übrige Zeit für ein geringes Tagelohn in dem Dienste andrer verwendet haben mögen, dies vielleicht manchen Schriftsteller in Aufsuchung der alten Preise der Arbeit verleitet haben könne, dieselben gar zu wohlfeil vorzustellen, weil sie den Umstand nicht beachteten, daß diese Menschen ein solches Tagelohn nicht als das ganze Arbeitslohn haben, sondern es nur als ein Füllstück zu ihrem Auskommen zu verdienen suchten, dessen größern Theil ihnen der Anbau ihres kleinen Grundstücks gab. Wie sehr dies den Lohn der Arbeit verändre, wenn derselbe nur ein Füllstück zu dem übrigen Auskommen ist, und wie wohlfeil daher das Product mancher Arbeit zu Markte komme, davon sagt Smith bei dieser Gelegenheit zwar etwas. Ich werde aber in der Folge noch mehr sagen, und insonderheit die gute Folge dieses Umstandes in der Beförderung der Arbeit der ersten Hand für die Manufakturen zeigen.

§. 20.

5) Der wichtige Umstand aber, welcher, allein beachtet, die Folgen dieser Untersuchungen über das Tagelohn ganz zu vereiteln scheint, ist dieser, daß der größte Theil der Tagelöhner aller Art beweibt ist, und in dem Tagelohn, das ihm eingewilligt wird, das Auskommen nicht nur für sich, sondern für sein Weib und seine Kinder zu erwerben sucht. Dies nöthigt ihn, theils auf einen höhern Tagelohn zu halten, den er jedoch

nicht in dem Verhältnisse erhöhet bekommen kann, wie sich seine Bedürfnisse durch sein eheliches Leben mehren; theils den Lohn in Gelde begieriger, als den in Speise und Trank gegebenen, zu suchen, weil er mit dem, was er selbst an dem Tische desjenigen verzehrt, für den er arbeitet, den Bedürfnissen seiner Familie nicht ganz abhelfen kann. Wie nun einerseits dadurch der Geldlohn nothwendiger wird, als er sonst für viele Arbeiter seyn würde, so erhöht es andrerseits diesen Lohn über dasjenige Auskommen eines gesunden Mannes, in welchem wir vorhin den größten Werth des Geldes bestimmt zu sehen glaubten, auf das Auskommen einer Familie, aber auch nur auf deren höchstnothwendiges und kümmerliches Auskommen. Denn dem beweibten Tagelöhner steht bei seinem Verding die Concurrenz mit dem unbeweibten entgegen, und er muß deswegen mit einem geringern Geldlohn sich begnügen, als der zum vollen Auskommen seiner Familie nöthig ist. Wollte er auf einen höhern Lohn halten, so würde der Landmann, und wer sonst körperliche schwere Arbeit braucht, nur unbeweibte Tagelöhner nehmen, und es, wie bei den Soldaten, dahin kommen, daß sie fast alle unbeweibt bleiben müßten. Er giebt also den Umständen nach, in der Hoffnung, seinem mangelhaften Auskommen dadurch etwas zuzusetzen, daß er sein Weib auch arbeiten läßt, was es kann, worin ihr bekanntlich die Arbeit der ersten Hand für die Manufakturen zu Hülfe kömmt. Aber wenn dies fehlt, wenn dies Weib Kind auf Kind zur Welt bringt, der Mitesser immer mehr werden, da dem Weibe die Zeit zur Gewinnung

des geringsten Verdienstes fehlt: so hilft es dem Manne zu nichts, sein eignes zunehmendes Bedürfnis vorzuwenden. Er muß doch immer mit eben dem Lohn zufrieden seyn, den ein jeder andrer Arbeiter zieht, der mit eben den Kräften arbeiten kann, und kein andres Bedürfnis, als das von seiner einzelnen Person, kennt. Smith nimmt zwar a. a. O. an, daß das Tagelohn in dieser Rücksicht auf ungefähr das Doppelte desjenigen steige, was ein gesunder Mensch zu seinen nothwendigen Bedürfnissen auf einen Tag braucht. Aber wenn dies auch wäre, so muß doch der Arbeiter eine ganz andere Eintheilung dieser durch sein Tagelohn erworbenen Bedürfnisse machen, der zur Ernährung eines Weibes mit vier bis sechs Kindern nicht mehr, als ein andrer für ein Weib mit einem Kinde, verdient. Und noch immer erscheint in dem Vergleich um dies Tagelohn die Art und der Betrag der dafür zu erwartenden Arbeit als der entscheidende Grund. In dem sächsischen Erzgebürge arbeitet der gemeine Bergmann für zwanzig gute Groschen Wochenlohn, heirathet dennoch, und zeugt Kind auf Kind. Nicht die Fruchtbarkeit seiner Ehe und das damit steigende Bedürfnis desselben, sondern blos seine zunehmende Geschicklichkeit im Bergbau, entscheidet über die Erhöhung dieses Wochenlohns. Indessen ist dort die Arbeit zum Behuf der Manufakturen, als ein Füllstück zu dem beschränkten Auskommen einer solchen Familie gewisser, als in mancher andern Gegend, und selbst dieses Füllstück mehrt sich mit der Zahl der Kinder, von welchen die männlichen sehr früh als Pochjungen,

durch Zerschlagung der Erze, ihren guten Groschen täglich verdienen, die weiblichen aber nicht lange ohne Handarbeit gelassen werden.

Was läßt sich nun aus einem solchen Vergleich über ein Tagelohn schließen, das so gut für die Bedürfnisse einer Familie von acht, als einer andern von vier Personen, ja sogar eines einzelnen Mannes zureichen muß? Kann man sagen, daß darin die geringste Rücksicht auf das mehrere oder mindere Bedürfnis des Arbeiters genommen werde? Kann man sagen, daß dabei diesem Freiheit gelassen werde, zu überlegen, in welchem Werth er das Geld nehmen, oder wie theuer oder wohlfeil er seine Arbeit weggeben wolle? Ist es nicht einleuchtend, daß die Nachfrage nach Arbeit und die Concurrenz derer, welche Arbeit verlangen, und derer, welche sie anbieten, über das Mehrere oder Mindere im Tagelohn vorzüglich entscheide? Da, wo die Nachfrage nach Arbeit sehr stark ist, da wird der Arbeiter, der von seinem Verdienst fünf oder sechs Mäuler neben sich zu füttern hat, seine Ueberlegungen, wie viel er dazu nothwendig brauche, geltend machen können, und der welcher nicht so dringende Gründe anzuführen hat, weil er nur für sich sorgen darf, wird den Vortheil davon mit ihm genießen. Da, wo diese Nachfrage schwächer ist, wird er es höchstens dahin bringen, wie Smith meint, daß er sich das Doppelte von dem, was seine Bedürfnisse erfodern mögten, heraus bringt. Da wo sie sehr schwach ist, wird er alle Arbeit, deren er fähig ist, dennoch verrichten müssen, wenn er auch nur so viel

bekommt, als blos zu seinen Bedürfnissen zureicht, und wenn er es zu seiner Arbeit wieder einfügen wollte, so wird er auch dieses Wenige verlieren.

§. 21.

Doch zu allen diesen fügt sich noch ein Hauptumstand, welchen ich, da ich in der ersten Ausgabe nicht auf ihn gerathen bin, hier eintrage, weil der Inhalt zu wichtig ist, um als eine Anmerkung eingeschoben werden zu können.

Dieser Umstand ist in den niedern Volksklassen zu sehr verschiedene Lebensweise, insonderheit die Kochart, durch welche das erste physische Bedürfniß oder die Nahrung zweier gleich stark arbeitenden Menschen in einem Volke oder Gegend unglaublich kleiner, als in einer andern wird. Das Vollständigste, was man darüber nachlesen kann, ist das 2te Kapitel des 2ten Buchs, von Sir Morton Eden's State of the Poor. London 1797, aus welchem ich nur einiges ausziehen will. Denn wenn gleich dieses vortreffliche Buch zu groß für eine deutsche Uebersetzung seyn mögte, so wird doch ein verständiger Auszug aus demselben eine rathsame Unternehmung für einen deutschen Buchhändler seyn. In Schottland ist das Tagelohn 6 bis 8 Pence, kann aber nur darum so klein seyn, weil des schottischen Tagelöhners Lieblingskost der sogenannte hasty-pudding oder ein Brei von Hafermehl ist, von welchem 13 Unzen in Wasser mit Salz gekocht, und etwas Butter dazu, zwei nicht schwach arbeitende Menschen vollkommen sättigen. Der Geldwerth dieser

Kost ist bei mittlerm Preise des Hafers nur ein Pence für den Mann. Von dergleichen wohlfeiler Kost beschreibt er noch mehrere Zubereitungen. Die Rumfordische Suppe, durch welche Ein Mensch für einen Schilling unseres Geldes gesättigt werden kann, kennen wir auch in Deutschland. Sie ist auch in Hamburg erprobt, wird aber niemals eine Landeskost, sondern nur die Kost solcher Menschen werden, welche man blos sättigen will, ohne starke Arbeit von ihnen zu verlangen. Auch kennen wir bei uns die nährende Kraft des Roggenbreies, welchen die Aerzte deswegen den Schwindsüchtigen empfehlen. Aber ich glaube nicht, daß es in Deutschland Familien gebe, die so etwas zu ihrer täglichen Kost machen, und damit zufrieden sind, sich nach deren Genießung satt zu fühlen, wie es der schottische Tagelöhner mit seinem hasty-pudding ist. Dieser ist so daran gewöhnt, daß die von meinem Freunde, dem Hrn. Etatsrath Vogt nach Flotbeck bei Hamburg versetzten schottischen Arbeiter, als er sie auf Holsteinisch nähren wollte, lieber sich Geld ausbaten, und zu ihrer Landeskost zurückkehrten. In einem so gnügsamen Volke kann nun zwar das Tagelohn viel kleiner im Zählwerth werden, als in jedem andern, auch wenn der Arbeiter in dem Verding darüber auf das Bedürfniß seines Weibes und eines oder mehrerer Kinder hinaussieht.

Auch muß der Umstand nicht dabei in die Rechnung eintreten, daß der Arbeiter in dem Besitz oder Nießbrauch eines Stückes Land ist, aus welchem er sich Nahrung, oder einen Geldeswerb verschaffen kann. Ein

Morton Eden vergleicht mit dem wohlfeilen Unterhalt eines schottischen Arbeiters den eines Negers in Virginien, beschreibt dessen äusserst schlechte Kost, mit welcher sein Herr ihn abspeiset, womit er sich jedoch begnügen muss, und gesund und stark genug zur Arbeit bleibt; diese schlägt er auf 40 Schilling Sterling für's Jahr an. Aber diese Neger haben dort so wie in den Antillen, ein zweites Subsistenzmittel aus dem ihnen zugetheilten Grundstücke bei ihrer Hütte. Ich werde noch oft auf den geringen Lohn solcher Arbeiten zurückkommen, welche ein Füllstück des Auskommens neben dem Landbau sind. Und eben so ist es, wenn neben der mit Nahrung belohnten Arbeit, der Erwerb einiger Producte ein Füllstück zum Auskommen wird. Man wird diesen wichtigen Umstand von mir mehr beachtet und benutzt finden, als dies bisher von meinen Vorgängern geschehen ist.

Aber in dem allen liegt wenig anwendbares für die Untersuchung, welche uns bald noch ernsthaft beschäftigen wird. Der Arbeiter sey zur Genügsamkeit gewöhnt oder nicht, rechne wenig oder viel Bedürfnisse zu seinem Auskommen, er sey dem zufolge hier mit einem kleinern Lohn zu frieden, oder dringe dort auf einen größern, so kommen wir doch damit nicht weiter, als daß wir sagen können, wenn in Einem Theile eben desselben Volks mehr, in dem Andern weniger genossen wird, so wird in jenem mehr, in diesem weniger Geldlohn erfodert werden, um einen Menschen zu ernähren. Aber man denke sich zwei isolirte Völker, eines von lauter Vielfraßen, und das andere von lau-

ter genügsamen Schotten, so ist es doch denkbar, daß in jenem die größere Masse der Nahrungsmittel, und was sonst für Bedürfnis gilt, für eine kleinere Masse des edlen Metalls, das selbst kein physisches Bedürfnis erfüllt, zu haben ist, als in diesem die geringere oder bei einer gewissen Kochart besser sättigende Masse von Lebensmitteln, die den genügsamen Arbeiter gesund und stark erhält.

§. 22.

Von diesen fünf verschiedenen Rücksichten wird bald eine, bald werden mehrere ihren Einfluß in den Vergleich über das Tagelohn haben, und dieser wird dem zufolge nichts Bestimmtes, das zu weitern Folgen dienen könnte, angeben. Wir werden auch nicht einmal erwarten dürfen, in ihm den größten Werth des Geldes, der in einem Volke zu bestimmter Zeit Statt hat, zu erkennen. Denn obgleich wahr ist; daß diese Volksklasse das Geld in einem höhern Werth annimmt, als irgend eine andre Volksklasse, und daß ihr die Umstände nicht zu Statten kommen, welche andere zuweilen in das Recht und in die Macht setzen, den Preis ihrer Arbeiten höher zu treiben, so ist doch auch unter diesen das Geld demjenigen mehr werth, der die Bedürfnisse einer ganzen Familie davon zu bestreiten hat, als demjenigen, der nur für sich sorgen darf.

Indessen hat diese Nachsuchung nach den historischen Denkmälern der Preise nothwendiger Bedürfnisse auch das nicht gezeigt, was man doch durch dieselbe ausgemacht zu sehen vorzüglich hoffte, nemlich daß die

selben der Vermehrung des Geldes wenigstens in einem nahe zu treffenden Verhältnis gefolgt seyn. Das Korn ist doch überhaupt in alten Zeiten theurer gewesen, als es nach diesem Verhältnis hätte seyn sollen. Mir scheint die Ursache in einem Umstande zu liegen, der in diesen Untersuchungen nicht genau beachtet ist, daß in jenen ältern Zeiten weit weniger Korn in den Handel freier Menschen gekommen ist, als jetzt in denselben kömmt, wenn wir auf die ganze Volkszahl sehen. Die Ursache lag, wie mich dünkt, theils in der Knechtschaft der ältesten, und der Leibeigenschaft der spätern Zeiten, theils in dem größern Verhältnis der Volkszahl des Landmanns zu der von den Städtern. Als jeder Landeigner durch seine Knechte und Leibeigne seinen Grund bearbeiten ließ, ward der Ertrag der liegenden Gründe größtentheils von diesen verzehrt, und nur auf einen geringen Ueberschuß für die wenigen freien Leute, die nicht das Land baueten, gearbeitet. Man denke sich doch in die Zeiten zurück, da Deutschland die ersten Städte im Innern des Landes durch König Heinrich dem Vogler, der gemeinsten und noch nicht ganz widerlegten Meinung nach, bekam, und diese ersten Städte ihren Unterhalt an Naturalien von dem übrigen Adel bekamen. War nicht diese Anordnug schon ein Beweis, daß man nicht darauf rechnen konnte, daß sonst die Lebensmittel für sie auf ihren Markt gebracht werden würden? Und obgleich dieses nicht lange bestanden seyn mag, so war doch, als sich der Menschen mehr zu diesen in die Städte sammleten, die aber auch das Land umher zu ihrem Behuf größten-

theils pflügten, die Zahl derjenigen sehr klein, die ihr Brodkorn auf dem Markte der Stadt suchten. Gewiß ist es, daß man den vor Alters in Deutschland errichteten Städten große Grundstücke rund umher zutheilte, welche noch jetzt das beste Eigenthum der Bürger sind, von welchen sie sich mehr als von andern bürgerlichen Geschäften nähren. Den in Meklenburgischen befindlichen funfzig Städten gehört ungefähr der dritte Theil der 12,000 Hufen der urbaren Fluren des ganzen Landes. Auf ihren Markt kömmt daher wenig Korn für anderer Bürger Verbrauch, als welche an jenen Grundstücken keinen Antheil haben. Daher drückte die vor wenig Jahren durch die starke Ausfuhr entstandene Theurung diese so sehr, daß die Landesherrschaft und die großen Güterbesitzer den edlen Entschluß faßten, diese mit Korn zu wohlfeilem Preise zu versorgen. Hierzu kommt noch, daß in jenen Zeiten die Viehzucht in weit größerem Verhältnis mit dem Kornbau stand. In jedem Volk, das von der Viehzucht langsam zum Ackerbau übergeht, ist der Preis des Fleisches viel geringer, als der des Korns, worüber man Smith *) nachlesen kann, welchem ich noch zusetze,

*) Smith hat, wie seine Leser alle wissen, seinem Buche kein Register, und ein deswegen wenig brauchbares Inhalts-Verzeichnis beigefügt, weil der Abschnitte seines Buches nur wenige, und diese zu groß sind. So sorgfältig ich nun die Stellen seines Buches anführe, bei deren Vorlesung ich darauf hinausdachte, sie zu benutzen, so wird mir doch dieses zu schwer bei solchen, deren Inhalt mir hintennach ins Gedächtnis fällt.

daß in Paraguay, auf Kuba und dem spanischen Theil von Hispaniola der beste Ochse gar keinen Werth hatte, und auf den erwähnten beiden Inseln von den Boucaniern nur die Haut und die besten Stücke, welche sie im Walde räucherten, davon genommen wurden. Demnach nahmen in jenen Zeiten diejenigen, welche das Land baueten, wenig Rücksicht auf die Nachfrage nach Lebensbedürfnissen derjenigen, die es nicht baueten. In mancher Gegend waren ihrer doch schon so viel, daß sie sich durch ihre Concurrenz den Preis der verkäuflichen Lebensmittel zu sehr erhöheten. In andern waren ihrer so wenig, daß die Concurrenz und Nachfrage fast ganz fehlte. In Schottland galten acht Pfund Habermehl nur zwei Drittheil eines Pence zu einer Zeit, da in England die Kornpreise so hoch standen, daß sie das jetzige Verhältnis zu dem Werth andrer Dinge wirklich weit überschritten. M, s. Steuart im 28 Kapitel des dritten Buchs. Wenn jetzt in Ländern, wo die Leibeigenschaft besteht, es anders zugeht, so liegt dies an dem Reize, den der ausländische Handel den Landeignern giebt, ihre Leibeignen auf einen größern Vorrath arbeiten zu lassen. Hier hört der Landbau auf, als ein bloßes Subsistenzmittel betrieben zu werden, und ist schon lange zu einem Gewerbe geworden. Dies ist er durch ganz Europa geworden, und wir haben deswegen wenig Beispiele unter Augen, wie es da zustehe, wo derselbe als ein bloßes Subsistenzmittel betrieben wird. Doch ich finde ein Beispiel an einem andern Bedürfnis, nemlich den Gartengewächsen. Um große Städte her wird

der Bau der Gartengewächse ein Gewerbe, um kleinere Städte her ist er ein Subsistenzmittel fast aller Einwohner, die ihr bischen Gartenland zu eignen Behuf bearbeiten. Wohnen nun unter diesen einzelne Familien, die keinen eigenen Garten haben und bearbeiten lassen können, so sind sie in Ansehung dieses Bedürfnisses übel daran, und für das Wenige, was davon käuflich ausgeboten wird, ist die Concurrenz dieser wenigen Familien so groß, daß sie es alle viel theurer, als in großen Städten, bezahlen müssen. Sie können es fast nur bittweise bekommen. Der Grünmarkt ist sehr unbedeutend, und die etwas auf denselben bringen, denken wenig daran, diese Gemüße frisch, nicht überwachsen und in guten Sorten zu bringen. Eine Stadt kann sehr groß und bevölkert seyn, ohne daß der Grünmarkt nach den Wunsch derer, die nicht selbst Gärten haben, wohl versorgt werde. So habe ich es noch in Kopenhagen vor 16 Jahren gefunden, ungeachtet die zum Behuf des Gartenbaus auf der Insel Amak eingesetzte niederländische Kolonie schon so alt ist. An verkäufliches gutes Obst ist dort fast gar nicht zu gedenken, selbst nicht einmal Kirschen, für welche die nördliche Breite der Stadt noch gar kein Hinderniß ist. Hannover hat dagegen bei einer viel kleinern Zahl Einwohner einen Ueberfluß an Gartengewächsen in Folge des Umstandes, daß für die großen Gärten zu Herrnhausen noch immer, ungeachtet der Abwesenheit des Landesherrn, viele Gartenknechte angestellt sind, die sich denn gerne auf einem gemiethetem Grundstück mit einem Weibe ansiedlen. In Weinlän-

dern knüpft sich gern an den Weinbau der Garten- und Obstbau. Wenn diese Industrie in einer Völkerschaft recht rege wird, so wird derselben der Markt Einer grosen Stadt bald viel zu klein, und sie verführt ihre Gartengewächse auf mehrere Meilen, und das dauerhaftere Obst noch wohl mehrere Tagereisen weit. So versorgten die hannöverischen Gärten vor nicht vielen Jahren noch Braunschweig, und jetzt noch Hildesheim und Pirmont in der Kurzeit. So sieht man den Einwohner des alten Landes im Bremischen mit seinen Wägen voll Obst auf 20 Meilen weit diesseits der Elbe in beiden Herzogthümern, und südwärts versorgt er Bremen damit, wenn er gleich den meisten Vorrath nach Hamburg bringt, und doch fehlt unsern Gegenden der Reiz zur Obstkultur, welchen weiter südlich das bessere Obst in den daraus gepreßten Aepfel- und Birnweinen giebt, in welche der Landmann alles Obst anwenden kann, das ihm bei einem zu grosen Ueberfluß verderben würde.

Doch ich kehre zu den Kornpreisen zurück. Eben so war unter den beschriebenen Umständen in vielen Ländern, aus deren geschichtlichen Denkmälern wir jetzt die alten Kornpreise aufsuchen, die Concurrenz derer wenigen freien Menschen, die nicht selbst Landeigner waren, um das wenige Korn, das zu Markte gebracht ward, wahrscheinlich viel gröser, als sie jetzt bei uns ist. In andern Ländern, wo der vom Landbau freien Hände nur wenige lebten, war sie desto geringer, und das Korn hatte fast gar keinen Preis. Es kam dazu, daß ein groser Theil der Landesein-

wohner, insonderheit die Geistlichen, in das Recht gesetzt waren, von den Producten des Landbaues ihren bestimmten Antheil zu heben, von welchem der gröſste Theil in den Klöstern verzehrt, oder als Allmosen an die Müssigen und Faulen wieder weggegeben ward, und folglich nicht gar viel davon auf den Markt kam. Da nun der Landmann fast durchgehends nur auf seinen eignen Unterhalt und die Erwerbung dieses ihm als Abgabe entzogenen Ueberschusses arbeitete, so kam es daher sehr oft dahin, daſs ihm der kleine Ueberschuſs, den er von einer guten Erndte noch zu Markt zu bringen pflegte, bei einer Erndte, die wir mittelmässig nennen würden, ganz fehlte. Daher entstanden in jenen Zeiten andre Sprünge in den Kornpreisen, und weit öfter, als wir jetzo gewohnt sind, und die Theurungen waren für den freien Menschen, der nicht Landmann war, viel fürchterlicher. Von vielen Beispielen, die sich hier anführen lieſsen, will ich nur aus Fleetwoods Chronicon pretiosum anführen, daſs, da im Jahr 1244 der Weizen in England zwei Schillinge das Quarter kostete, er 1246 und 47 sechzehn, und 1257 ein Pfund vier Schillinge galt, welcher Preis in dem damals so viel schwerern Gelde weit mehr betrug, als der im Jahr 1689 angenommene Mittelpreis von 2 Pfund 8 Schilling, bei welchem die Ausfuhr erlaubt seyn sollte, und jetzt noch erlaubt ist, wiewohl nun der Preis nicht mehr unter denselben herabsinken will.

Anmerkung.

Ich bin keineswegs gesinnt, durch diese Bemerkungen den Nutzen sorgfältiger Untersuchungen von den Veränderungen der Kornpreise und des davon abhängenden Tagelohns herunter zu setzen, so wie sie unter den Deutschen ein Unger angestellt hat *); wiewohl derselbe dem gemeinen Vorurtheil zu viel einräumt, daß der Werth des Geldes in Verhältnis der zunehmenden Menge desselben falle. Smith, der S. 298 der deutschen Uebersetzung dasselbe ganz verwirft, behandelt die Sache ganz anders, und ich würde aus seinen Untersuchungen mir mehr eigen machen, wenn ich hier mehr zur Absicht hätte, als blos zu zeigen, daß sich aus dem Tagelohn für gemeine Arbeiten nicht völlig so sicher auf den Werth des Geldes, den es in einem Volke hat, schliessen lasse, als man aus dem Grunde annehmen mögte, weil die Gründe des Vergleichs über den Lohn dieser Arbeiten fester zu stehen scheinen, als bei dem Lohn andrer Arbeiten.

§. 23.

Wahr bleibt es indessen, wahr im Allgemeinen, daß, wer da arbeitet, dafür auch essen und seine Be-

---

*) J. F. Unger von der Ordnung der Fruchtpreise, und deren Einflusse, in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens, wovon jedoch nur der erste Theil zu Göttingen 1752. 4. erschienen ist.

dürfnisse erfüllen soll. Wenn nun gleich der für gemeine Arbeiten gegebene Geldlohn wegen der §. 16. bis 20. angeführten Umstände nicht allen das ganze Maas ihrer Bedürfnisse zu verschaffen zureicht, wenn gleich mancher Arbeiter nicht damit die Bedürfnisse aller derer, für deren Versorgung er arbeitet, hinlänglich erfüllen kann, so bleibt doch so viel gewiß:

1) Daß in jedem Volke der Vergleich freier Menschen über das Tagelohn sich auf die Bedürfnisse beziehen müsse, die der Arbeiter von Tag zu Tag zu vergnügen hat. Wir können immerhin mit Smith annehmen, daß der Gedungene auf ein Tagelohn halten werde, das ihm zureicht, die Bedürfnisse zweier erwachsenen Menschen zu erfüllen, wenn gleich der Dingende an nichts weiter denkt, als an ein gewisses Maas der Arbeit, das ihm der Gedungene leisten soll. Bei diesem ist gar nicht die Frage, was dieser Mensch für Bedürfnisse habe, und ob der ihm gegebene Lohn für dieselben zureiche oder nicht?

2) Daß folglich mit diesen für zwei erwachsene Menschen zureichenden Bedürfnissen oder deren Geldeswerth in jedem Volke ein ungefähr gleiches Maas von Arbeit sich erkaufen lasse. Laßt uns, um unsre Vorstellung einfacher zu machen, aller Bedürfnisse vergessen, die ein Mensch neben dem Brode hat, und annehmen, sechs Pfunde Brod wären das ganze tägliche Bedürfnis zweier erwachsenen Menschen. Dann wird in allen Völkern, wo Brod die einzige Nahrung ist, derjenige, der sechs Pfund Brod oder irgend ein Equivalent dafür anbietet, wenigstens die Tagear-

heit Eines Mannes sich damit erkaufen können, wenn gleich alle Arbeiter beweibt sind. Aber nimmermehr wird er die Arbeit von zwei beweibten Arbeitern dafür erkaufen können. Wenn er es dahin bringen könnte, so würden entweder die Weiber, oder Mann und Weib beide hungern. Und wenn gleich er es dabei zu erhalten wissen wird, daß auch diejenigen, welche noch für das Bedürfnis mehrerer Kinder arbeiten müssen, mit diesem Lohn zufrieden sind, so wird, wenn der Vater sich satt genug ißt, um seine körperlichen Kräfte zu erhalten, das Bedürfnis des Weibes und der Kinder nicht ganz erfüllt werden. Der Dingende erkauft alsdann noch immer eben das Maas Arbeit für seine sechs Pfunde Brod. Der Gedungene giebt ihm diese Arbeit, weil er doch wenigstens den ihm nöthigen Theil dieser sechs Pfunde Brod für sich nehmen kann, und gewiß ist, sein eignes Bedürfnis zu erfüllen, und die versprochene Arbeit lange fortzusetzen, wiewohl sein Weib und Kinder die zweite Hälfte dieses Brods sehr knapp eintheilen und ihr Bedürfnis nicht hinlänglich werden vergnügen können. Also erkauft sich mit diesen sechs Pfunden Brod der Dingende noch immer eben dasselbe Maas von Arbeit.

3) Doch dies Equivalent sey selbst eine eßbare Sache. Es seyen vier Pfund Fleisch statt sechs Pfund Brod; damit wird der Gedungene wohl daran seyn. Er und sein Weib werden sich gleich satt essen, und wenn er ja das Brod zu lieb hat, so wird er für jenes Fleisch sechs Pfund, oder für die Hälfte drei Pfund Brod eintauschen können, um Brod zum Fleisch zu

essen. So hat dann der Vergleich über das Arbeitslohn noch keine Schwierigkeit.

4) Nun aber bietet der Dingende dem Arbeiter ein nicht verzehrbares Werk der Kunst an. Dies seyen zwei Messer, eins für den Arbeiter, eins für seine Frau, um künftig ihr Brod und Fleisch bequemer zum Munde zu bringen. Der Arbeiter faßt eine grosse Lust dazu, und er nähme die beiden Messer gern für ein Equivalent seiner Tages-Arbeit an. Aber nun entsteht doch eine grosse Schwierigkeit. Hat der Arbeiter nicht Brod oder Fleisch von dem Lohn seiner vorigen Tage übrig, und bedarf er dessen heute nothwendig, so kann er die beiden Messer nicht nehmen. Denn wozu hilft es ihm, das Werkzeug des Schneidens zu haben, wenn er nichts zu schneiden hat? Er wird also die Messer heute nicht nehmen können. Will der Dingende sie ihm nicht schenken, so muß er einige Tage von seinem Brod oder Fleisch aufsparen. Am fünften Tage, da er dessen nicht bedarf, läßt er sich mit den beiden Messern lohnen.

5) Jetzt, da er diese Messer hat, bietet der Dingende ihm einige künstlich geformte Stücke eines edlen Metalls, das ist Geld, an. Dies kann er so wenig essen, als die Messer, und auch nicht einmal Brod damit schneiden. Er kann und will es nicht als Arbeitslohn nehmen, bis ihm der Dingende sagt: gehe hin mit diesem Stücke Metall zu dem Becker, der dir sechs Pfund Brod, oder zu dem Fleischer, der dir vier Pfund Fleisch dafür geben wird. Ja sogar, du wirst es eintheilen und des Brodes und des Flei-

sches mehr oder weniger dafür bekommen können, je nachdem dir des einen oder des andern mehr heute gelüstet. Diese Freiheit in der Verwendung seines Arbeitslohns reizt den Tagelöhner so, daß er gern diese Stücke Metall als Lohn seiner Arbeit annimmt.

6) So leicht, so angenehm ist die Veränderung des Tagelohns aus Bedürfnissen in Geld, wie ich auch bereits im ersten Buche gezeigt habe. Dies Geld sey in unserm Beispiel 108 Asen Troys feinen Silbers. Dies ist der Gehalt von 12 Schillingen Lübisch, d. i. von dem bis zu der Theurung in den letzten Jahren in unsern Gegenden gewöhnlichen Tagelohn.

7) Aber, frage ich nun: warum gerade 108 Asen fein Silber? Mich dünkt, ich höre schon die gewöhnliche Antwort: Deswegen, weil in und um Hamburg die Preise der Dinge sich so gestellt haben, daß mit 108 Asen ein einfach lebender Mensch seine und seines Weibes nothwendigste Bedürfnisse kaufen, sich täglich, selbst die Feiertage mit eingeschlossen, satt essen, und noch etwas für die nicht täglich vorkommenden Bedürfnisse, als Miethe, Kleider, Schuhe, u. d. gl. zurücklegen kann. Aber diese Antwort genüget mir keinesweges. Denn ich kann weiter fragen: Wie hat sich denn der Preis dieser Bedürfnisse auf 108 Asen gestellt? Warum stellt er sich in einer andern Gegend auf weniger, wieder in einer andern Gegend auf mehr Asen? Und jetzt frage ich noch dazu, warum hat er sich seit 18 Jahren, da mein Buch zuerst erschien, auf mehr als 108 Asen gestellt? Keiner von denen, welche hier mehr, dort weniger nehmen, erfüllt mit diesem Sil-

her ein physisches Bedürfniß. Jenseits der Elbe, noch in dem Gesichte Hamburgs, werden alle diese Bedürfnisse, wovon hier die Rede ist, für 70 bis 80 Asen weggegeben, und der, welcher sie dafür verkauft hat, befindet sich eben so wohl dabei, als der, welcher hier dafür 108 Asen lohnt. Der Käufer dieser Bedürfnisse und deren Verkäufer, die Lohnenden und die Belohnten, haben nie einen allgemeinen Vergleich darüber gemacht. Wenn sie ihn gemacht hätten, dann ihn aber dahin änderten, daß sie alle einander für 54 Asen das geben wollten, was sie bisher mit 108 bezahlt haben, so würde keiner sagen können, daß er dadurch allein schlimmer daran sey. Dann würden Kauf und Verkauf, Dienst und Lohn noch immer auf einerlei Art fortgehen können. Auch würde dieser Vergleich nicht mehr Schwierigkeit haben, wenn der Vorrath des Geldes unter einer bestimmten Anzahl Menschen auf das Doppelte vergrößert, oder um die Hälfte verkleinert worden wäre.

§. 24.

So unbestimmt und so schwankend hier alles erscheint, so kömmt doch bei der Untersuchung der Ursachen von dem Werth des Geldes alles darauf an, daß man ausmache, was in dieser Sache sich einigermaßen ausmachen läßt, und es ist gewiß eine grosse von meinen Vorarbeitern in diesem Fache gelassene Lücke, wenn sie sich darauf nicht eingelassen. Ich werde jetzt darin zu leisten suchen, was mir möglich ist.

Der Hauptgrund, warum hier alles so schwankend

sches mehr oder weniger dafür bekommen können, je nachdem dir des einen oder des andern mehr heute gelüstet. Diese Freiheit in der Verwendung seines Arbeitslohns reizt den Tagelöhner so, daß er gern diese Stücke Metall als Lohn seiner Arbeit annimmt.

6) So leicht, so angenehm ist die Veränderung des Tagelohns aus Bedürfnissen in Geld, wie ich auch bereits im ersten Buche gezeigt habe. Dies Geld sey in unserm Beispiel 108 Asen Troys feinen Silbers. Dies ist der Gehalt von 12 Schillingen Lübisch, d. i. von dem bis zu der Theurung in den letzten Jahren in unsern Gegenden gewöhnlichen Tagelohn.

7) Aber, frage ich nun: warum gerade 108 Asen fein Silber? Mich dünkt, ich höre schon die gewöhnliche Antwort: Deswegen, weil in und um Hamburg die Preise der Dinge sich so gestellt haben, daß mit 108 Asen ein einfach lebender Mensch seine und seines Weibes nothwendigste Bedürfnisse kaufen, sich täglich, selbst die Feiertage mit eingeschlossen, satt essen, und noch etwas für die nicht täglich vorkommenden Bedürfnisse, als Miethe, Kleider, Schuhe, u. d. gl. zurücklegen kann. Aber diese Antwort genüget mir keinesweges. Denn ich kann weiter fragen: Wie hat sich denn der Preis dieser Bedürfnisse auf 108 Asen gestellt? Warum stellt er sich in einer andern Gegend auf weniger, wieder in einer andern Gegend auf mehr Asen? Und jetzt frage ich noch dazu, warum hat er sich seit 18 Jahren, da mein Buch zuerst erschien, auf mehr als 108 Asen gestellt? Keiner von denen, welche hier mehr, dort weniger nehmen, erfüllt mit diesem Sil-

her ein physisches Bedürfniß. Jenseits der Elbe, noch in dem Gesichte Hamburgs, werden alle diese Bedürfnisse, wovon hier die Rede ist, für 70 bis 80 Asen weggegeben, und der, welcher sie dafür verkauft hat, befindet sich eben so wohl dabei, als der, welcher hier dafür 108 Asen lohnt. Der Käufer dieser Bedürfnisse und deren Verkäufer, die Lohnenden und die Belohnten, haben nie einen allgemeinen Vergleich darüber gemacht. Wenn sie ihn gemacht hätten, dann ihn aber dahin änderten, daß sie alle einander für 54 Asen das geben wollten, was sie bisher mit 108 bezahlt haben, so würde keiner sagen können, daß er dadurch allein schlimmer daran sey. Dann würden Kauf und Verkauf, Dienst und Lohn noch immer auf einerlei Art fortgehen können. Auch würde dieser Vergleich nicht mehr Schwierigkeit haben, wenn der Vorrath des Geldes unter einer bestimmten Anzahl Menschen auf das Doppelte vergrößert, oder um die Hälfte verkleinert worden wäre.

§. 24.

So unbestimmt und so schwankend hier alles erscheint, so kömmt doch bei der Untersuchung der Ursachen von dem Werth des Geldes alles darauf an, daß man ausmache, was in dieser Sache sich einigermaßen ausmachen läßt, und es ist gewiß eine grosse von meinen Vorarbeitern in diesem Fache gelassene Lücke, wenn sie sich darauf nicht eingelassen. Ich werde jezt darin zu leisten suchen, was mir möglich ist.

Der Hauptgrund, warum hier alles so schwankend

ist, ist dieser. Es ist überhaupt keine bestimmbare Beziehung der Bedürfnisse auf das Geld; und des Geldes auf die Bedürfnisse, in welcher der Grund läge, warum man eine gewisse Quantität des einen als einer gewissen Quantität des andern gleichgeltend ansehen könnte. Da, wo solche bestimmte Beziehungen des einen Dinges auf das andere ganz fehlen, da kann sie freilich das Willkühr der Menschen festsetzen, ja vielmehr, dies allein kann sie nur festsetzen. Dies hat das Willkühr der Menschen in vielen andern Dingen gethan, die keine Beziehung ein's auf das andere haben. So schafft es sich insonderheit Zeichen der Dinge, die keine andere Beziehung auf das Bezeichnete haben, als die das Willkühr festgesetzt hat. Das Willkühr der Menschen hat articulirte Schälle, hat schriftliche Züge erfunden, und festgesetzt, daß dieselben Zeichen gewisse Begriffe seyn, und immer dienen sollten, diese Begriffe in dem Verstande zu erwecken, wenn jene dem Sinn des Gehörs, diese dem Sinn des Gesichts dargeboten werden.

Nun scheint alles leicht zu werden, wenn wir annehmen, daß eine Zeit gewesen sey, da anfangs einzelne Menschen, nachher ganze Gesellschaften überein gekommen seyn, von denen vielerlei Metallen, welche die Natur giebt, insonderheit die feuerfesten *) auszu-

*) Warum die feuerfesten Metalle zu solchen Zeichen des Werths insonderheit ausgesondert werden, davon werde ich unten im ersten Abschnitte des sechsten Buches mehr sagen.

sondern, daß sie den Werth der Dinge im Verhältniß zu ihrer Quantität bezeichnen sollten.

Daß diese Uebereinkunft der Menschen für den Gebrauch dieser Metalle als Zeichen des Werths in der Geschichte der Völker im Dunkeln liegt, thut nichts zur Sache. Die Geschichte des Ursprungs der Sprachen liegt noch mehr im Dunkeln, als diese. Genug, die Sache besteht noch, und folglich ist sie einmal entstanden. Wir haben Sprachen als Zeichen der Begriffe. Wir haben Geld als Zeichen des Werths der Dinge. Was kümmerts uns, daß wir beider Ursprung nicht genau wissen?

Aber das Willkühr der Menschen, wie es diesen Zeichen den Ursprung gegeben hat, so hat es noch immer einen mächtigen Einfluß auf den Gebrauch dieser Zeichen. Dies Willkühr hat eine Sprache aus der andern entstehen gemacht, so daß diejenigen, die von einem Stamm entstanden sind, doch denen verschiedenen Völkern, deren Vorfahren ehemals Eine Sprache redeten, ganz unverständlich werden. Es hat auch in dem Gebrauch des Geldes, als eines Zeichens des Werths, unendliche Veränderungen gemacht, und macht sie noch immer.

Diese noch vorgehenden Veränderungen können wir fortwährend beachten, so wie wir die Veränderungen der Sprachen, seitdem sich deren Denkmäler schriftlich erhalten haben, ohne schwere Mühe beachten und verfolgen können. Aber noch immer ist in dem Ursprung der Sache, womit wir uns hier beschäftigen, etwas zu untersuchen, das in dem Ursprunge der Sprachen und

aller andern willkührlichen Zeichen gewisser Begriffe und gewisser Handlungen nicht vorkömmt. Eine Untersuchung, die nicht blos den Ursprung der Sache betrifft, sondern auf die Erklärung der noch fortwährenden Veränderungen in dem Gebrauch des Geldes, als eines Zeichens des Werths, welchen dies zweite Buch zum einzigen Gegenstande hat, einen grossen Einfluß behält.

§. 25.

Man kann sich leicht vorstellen, wie anfangs wenige, und in der Folge mehrere Menschen, sich vereinigen können, einen gewissen articulirten Schall, einen gewissen Federzug zum Zeichen bestimmter Begriffe zu machen, und wie sie bei dieser Vereinigung lange haben beharren können. Wir sehen solcher Zeichen noch täglich viele entstehen. Wie z. E. ein Vieta die Buchstaben des Alphabets für alle numerische Größen, wie Descartes sie auch für ausgedehnte Größen zu brauchen anfieng, wie Leibnitz sein dx und dy, und Newton sein x und y mit darüber gesetzten Punkten für unendlich kleine Größen anzuwenden angefangen hat, so brauchen wir sie noch, und werden sie wahrscheinlich immer gebrauchen.

Aber bei diesen gewiß schwer erdachten Zeichen, durch deren Anwendung seitdem so große Entdeckungen gemacht worden sind, dachte kein Vieta, Descartes, Leibnitz oder Newton an ein Verhältniß, das diese Zeichen selbst zu einander haben sollten. Sie wandten

andere Zeichen an, um die Verhältnisse der dadurch bezeichneten Grössen auszudrücken, und entwickelten, und wir Mathematiker entwickeln noch unendliche Verhältnisse der Grössen, denken aber immer dabei an Verhältnisse der bezeichneten Dinge, nicht der Zeichen; so ist es mit allen von uns angewandten Zeichen bewandt. Es ist, kurz gesagt, kein gleiches Verhältniß der bezeichneten Dinge und der Zeichen denkbar, wenn nicht eine Idee von Quantität und Qualität bei beiden Statt hat. Hat diese Statt, dann allererst, kann man an gleiche Verhältnisse der bezeichneten Dinge und der Zeichen denken. Solcher Zeichen aber kenne ich keine als das Geld. Ich muß denen, die hier schon an das Papiergeld denken, sagen, das dieses nur Zeichen des Zeichens abgiebt, wovon wir hier reden, und werde weiterhin sehr vieles darüber zu sagen haben. Auch muß ich hinzusetzen, daß ein nur zählbares, nicht nach Maaß und Gewicht geschätztes Zeichen des Werths, wie die Cauris bei den Negern, deswegen ein unvollkommenes Geld sind, weil die Quantität in ihnen nicht so bestimmt durch die Zahl allein geschätzt wird, als bei dem eigentlichen Gelde durch Maaß und Gewicht, und die Qualität durch die freilich schwere Probe sich erforschen läßt.

Nach diesem meines Wissens nie beachteten philosophischen Princip in Ansehung der Zeichen, auf welches ich in der ersten Ausgabe nur beiläufig gerathen bin, das ich aber von nun an oft und ernsthaft benutzen werde, läßt sich zuvörderst eine genügende Antwort auf die Frage erwarten: warum die feuerfesten Metalle so allgemein zum Material des eigentlichen

Geldes gewählt worden sind? Unter allen natürlichen Körpern finden sich keine, erstlich, deren Quantität und Qualität sich, freilich mit Anwendung einiger Kunst, so genau bestimmen liesse, als die der Metalle überhaupt. 2) Da man aber von der Unveränderlichkeit dieser Quantität und Qualität gern gewiss seyn wollte, so erlangten die feuerfesten Metalle den Vorzug, weil sie in starkem Feuer an der Quantität nichts verlieren, und in der Qualität sich aufs lauterste darstellen, welche man demnächst aus andern Gründen wieder durch Einverleibung eines schlechtern Metalls zu einer zwar geringern, aber dennoch genau bestimmbaren Qualität wieder herabzuwürdigen gelernt hat. 3) Weil sie sich in jede Masse nach Gefallen, aber auch auf das bestimmteste eintheilen lassen, folglich man ein jedes Verhältniß in deren Maaßen oder Gewichten dem Verhältniß der dafür zu erkaufenden Bedürfnisse, oder zu belohnenden Dienste gemäß bestimmen kann, mehrere Ursachen setze ich hier noch bei Seite. — Aber auch die Untersuchung verliert nun ihre Schwierigkeit, wie sich die Verhältnisse der in Gelde gezahlten Preise nach den Verhältnissen der damit zu bezahlenden Dinge stellen lassen, aber auch nach den sich einmischenden Umständen verändern können. Denn man erinnere sich aus der Größenlehre, daß zwar die in einem Verhältniß verglichenen Dinge durchaus gleichartig seyn müssen, aber je zwei und zwei ungleichartige Dinge ein gleiches Verhältniß haben, oder in Proportion gestellt werden können. Dreissig Scheffel Korn haben zu 135 Scheffeln ihr be-

stimmtes Verhältniß. Eben das Verhältniß haben auch 60 Thaler und 270 Thaler, beide, das Korn und das Geld besonders in gleicher Qualität und Quantität angenommen. 60 und 270 Thaler auf zwei Zettel geschrieben sind freilich auch Bezeichnungen der benannten Werthe, aber zwischen diesen Zetteln und den Buchstaben darauf ist kein Verhältniß der Quantität, und von gleicher Qualität ist bei ihnen gar nicht die Rede. Aber zwischen 60 und 270 baaren Thalern gleicher Münzart, auf deren Stempel ich mich verlassen kann, besteht dies Verhältniß in genauester Gleichheit mit dem Verhältniß der 30 und 135 Scheffel. Eben dasselbe besteht zwischen 60 und 10 Stübchen Wein, wie zwischen 48 und 8 Thalern [illegible] Ellen oder eine Webe Leinwand und 300 Ellen mit 124 Thalern, und 100 Thalern. Sehr wichtig ist dabei, daß das Geld selbst die Natur einer verkäuflichen Waare annimmt, und der Handel um Geld eigentlich zum Tauschhandel wird, das ist zu der natürlichsten Art des Handels.

Laßt uns hierbei vorläufig bemerken, daß, wenn gleich das Verhältniß von Quantität und Qualität in jedem Kaufe, jedem Lohn für Dienste bestimmt wird, uns noch ganz der Grund fehle, um auszumachen, wie groß die Quantität und Qualität dieser Zeichen gegen einerlei bezeichnete Dinge seyn müsse, oder mathematisch zu reden, wie groß der erste Terminus in diesem Verhältniß gegen den zweiten, (das Antecedens gegen das Consequens) unter gewissen Voraussetzungen ausfallen müsse. Und eben diese Voraussetzungen

sind es, die uns theils schon beschäftigt haben, theils noch sehr beschäftigen werden. Wenn z. B. auf dem Hamburgischen Fleischmarkt ein Pfund gutes Hammelfleisch 5 Schilling, und folglich 12 Pfund 60 Schilling, auf dem Fleischmarkt in Buxdehute aber ein Pfund Fleisch von gleicher Güte $2\frac{1}{2}$ und 12 Pfund 30 Schilling gelten, so ist hier zwar gleiches Verhältniß zwischen den Quantitäten des Geldes und der Waare, nemlich 1 zu 12. Aber warum ist der erste Terminus in dem Verhältnisse des Geldes nur halb so groß in Buxdehute als in Hamburg? warum erscheint umgekehrt der Werth des Geldes dort noch einmal so groß als hier? Darüber läßt sich zwar vieles zur Erklärung dieses einzelnen Falls geschwinde sagen. Aber den allgemeinen Grund darzustellen, hic opus, hic labor.

§. 26.

Wir wollen jetzt etwas genauer untersuchen, was in diesen Gründen willkührlich sey oder nicht, und ob denn doch vielleicht eine stille Vereinigung der Menschen für dieselben Statt und einen Einfluß auf den Werth des Geldes habe.

Ich will in dieser Absicht wieder auf meine §. 23. angenommene Voraussetzung zurück gehen. Denn die Sache erscheint doch in der Bestimmung des Tagelohns oder derjenigen Quantität von Bedürfnissen, die man mit eines Tages gemeiner Arbeit verdienen, oder mit welcher man diese Arbeit erkaufen kann, am einfachsten.

Gesetzt also, der Mann, der den Arbeiter für sechs Pfund Brod täglich dingt, wäre es selbst, der ihm dieses Brod lieferte, er käme aber nun mit ihm überein, ihm, da er nicht täglich gleichviel Brod brauchte, dafür metallene Zeichen zu geben, deren jedes ein Pfund Brod bedeutete, für welches Zeichen er denn jedesmal ein solches Pfund abfodern könnte. In dem Vergleiche dieser Menschen würde alles auf das Willkühr beider Partheien ankommen, und es würde ganz einerlei seyn, wie groß oder wie klein sie diese Stücke Metall wählen. Ihre Vereinigung wird auch lange bestehen können, und nicht durch die Einrede oder den Eigensinn eines Dritten, der diese Zeichen nicht eben so, wie diese beiden, nehmen wollte, gestört werden.

Die Sache würde noch eben so bestehen können, wenn ein Volk aus nichts, als freien Tagelöhnern und Eignern liegender Gründe, bestünde, und keine andere Classe von Menschen mit diesen in Verbindung träte. Da würden alle Veranlassungen und Folgen dieses Vergleichs sich in dem Cirkel dieser zwei Volksklassen beschränken, und kein Grund anzugeben seyn, warum nicht die Landleute mit ihren Tagelöhnern, wie sie wollen, abhandeln, und ein jedes Stück Metall von bestimmtem Gewicht, oder mehrere eben so viel wiegende Stücke zu einem Zeichen des Lohns der Arbeit und der Bedürfnisse bestimmen könnten Wenn der Tagelöhner für sechs kupferne Pfennige, so groß oder so klein man sie auch immer wählte, den Tag durch arbeitete, der Landmann aber für sechs eben dieser Pfennige ihm das, was er und sein Weib brauchen,

wieder einzeln verkaufte, so würde er noch eben so gut dabei stehen, als wenn er bei uns für zwölf Schillinge täglich dient, und für zwölf Schillinge seine täglichen Bedürfnisse wieder einkauft.

Indessen lohne der Landmann in einem solchen Volke den Tagelöhner mit so vielen schweren oder leichten Pfennigen, wie er wolle, so ist doch hier schon klar, daß dieses Tagelohn, und der Preis derer Bedürfnisse, die der Tagelöhner dafür wieder einkauft, in einem festen Verhältnisse der Quantität und Qualität zu einander stehen müssen. Wenn der Landmann den Ueberschuß von seiner Erndte, der hier nur an den Tagelöhner verkäuflich seyn würde, verkauft, so muß er den Lohn derer Dienste wieder an sich bringen, welche ihm diese seine Erndte gekostet hat. Nimmt er weniger Pfennige ein, als er im Lohn der Arbeit ausgegeben hat; so hat er im folgenden Jahre nicht der Pfennige genug, um eben so viel Arbeit wieder zu lohnen. Er wird also seinen Landbau einschränken, und den Tagelöhner, der ihm zu wenig in dem Ankauf seiner Bedürfnisse eingebracht hat, müssig und folglich darben lassen. Wenn dagegen der Tagelöhner, von dem das Geld an den Landmann zurück kommen soll, mehr Pfennige für seine Bedürfnisse auszahlen müßte, als er von dem Landmann verdient hätte, wo würde der Ueberschuß für ihn, der blos von dem Landmann verdiente, herkommen?

§. 27.

Nun aber wollen wir die Sache derjenigen Lage nä-

her bringen, in welcher sie in jeder bürgerlichen Gesellschaft ist.

Man setze, unter und neben diesen Leuten liesen sich andre Menschen nieder, welche mit einem Vorrathe dieser kupfernen Pfennige, die sie aber nicht von dem Landmann verdient haben, ihre Bedürfnisse von ihm zu kaufen kämen. Der Landmann liese sich dieses gefallen. Denn mit diesen Pfennigen könnte er mehr Arbeit, als vorhin, erkaufen, und damit seinem Boden einen grössern Vorrath von Bedürfnissen abgewinnen. Diese Menschen lebten also, ohne dem Landmann ihre Arbeit zu verkaufen, mit und neben demselben. Die Frage ist, ob die Sache lange in ihrem bis dahin bestandenen Gange werde verbleiben können?

In jeder bürgerlichen Gesellschaft, in welcher der Gebrauch des Geldes Statt hat, entstehen durch eben die Ursachen, welche den freien Tagelöhner neben dem Landvolk entstehen machen, auch andre Classen von Menschen, welche nicht die Erde, es sey nun für sich, oder in dem Dienste andrer, graben. Ich habe dies oben in dem zweiten Abschnitte des ersten Buchs allgemein gezeigt. Nun entsteht dem Landmann eine Rücksicht auf die Bedürfnisse einer Zahl Menschen, die ihm nicht entstehen konnte, als wenig oder gar kein Gebrauch des Geldes Statt hatte, und er seinen Landbau nur als ein Hülfsmittel zu seiner eigenen Subsistenz trieb. Nun kann er zu einem Gewerbe für ihn werden, und jezt theilt er seine jedesmalige Erndte in zwei, wiewohl nicht gleiche Theile. Von dem einen Theil lebt er mit seiner Familie. Den Ueberschuß verkauft er,

doch nicht blos den Tagelöhnern, sondern auch andern. Wo der Gebrauch des Geldes Statt hat, da bindet sich niemand mehr an gewisse Personen, um seine Bedürfnisse von denselben zu nehmen, auch nicht um sie nur gewissen Personen zu reichen. Das Geld wird der Käufer, es erscheine in wessen Hand es wolle. Wenn nun die übrigen Familien, die nicht von eignem Acker oder von Tagelohn leben, zu kaufen kommen, so werden sie den Preis, der zwischen dem Landmann und dem Tagelöhner Statt hat, mit geniessen, so lange sie ihn nicht selbst verderben.

Daß sie ihn nicht verderben wollen, ist aus dem vorhin §. 8. ff. Gesagten klar. Ob sie ihn aber nicht nothwendig verderben müssen, ob nun nicht eine Verbindung von Ursachen in dieser gemischten bürgerlichen Gesellschaft eintrete, welche einem wie allen, dem Tagelöhner wie dem Künstler, dem Gelehrten und dem Minister des Königs, den Preis der Bedürfnisse erhöhet, und es dahin bringt, daß, da sich Tagelöhner und Landmann über jeden Preis hätten vergleichen können, sie es nun nicht mehr können, dies sage ich, wird nun der Zweck unsrer fernern Untersuchung werden.

§. 28.

Sollten nicht manchem meiner Leser meine bisherigen Untersuchungen etwas langweilig scheinen, zumal, wenn er bemerkt, daß ich allererst jetzt zu dem rechten Zweck derselben komme? Ich muß mich entschuldigen, aber so, daß ich meinem Leser den wah-

ren Gesichtspunkt in meiner bisherigen, wie in der noch folgenden Untersuchung, zeige.

4. Meine Arbeit wäre längst zu Ende, wenn ich mit Hume und andern ein festes Verhältniß zwischen dem baaren Geldsvorrath eines Volks und den Preisen aller Bedürfnisse hätte annehmen wollen. Dies konnte ich nicht, und ich habe schon oben §. 10. ff. gesagt, warum ich es nicht konnte. Meine Leser haben also eingesehen, warum meine Untersuchung weitläuftiger werden würde, als die sie vielleicht bei andern Schriftstellern über diese Sache gelesen haben. Nun suchte ich nach einem festen Verhältnisse in dem Geldeswerth zweier an sich verschiedenen Dinge. Dies läßt sich gewissermaaßen, doch nicht so genau und feststehend, als man vermuthen mögte, in dem Geldeswerth der Arbeit eines gemeinen Tagelöhners und seiner nothwendigsten Bedürfnisse antreffen. Dies ist ein ziemlich festes Verhältniß, denn es ist allenthalben und in allen Zeiten das Verhältniß der Gleichheit. Das, was ein freier Mann in Jahr und Tag arbeitet, muß dem, der ihn dinget, in allen Zeiten und in allen Umständen eben so viel Geld werth seyn, als diesem Mann selbst das werth ist, was er in Jahr und Tag zu seiner und seiner Familie Nahrung und Nothdurft gebraucht. Das Geld ist das gemeinschaftliche Maas, aus welchem die Gleichheit des Werths von beiden bestimmt wird. Zu sagen: Diese beiden Werthe sind einander gleich, und beide werden bald durch mehr bald durch weniger Geld ausgemessen und bestimmt, ist nichts mehr, als wenn man mir sagte: Denke dir

zwei Grössen, die einander immer gleich bleiben, aber bald durch mehr bald durch wenigere Theile eben desselben Maasstabes gemessen werden können. Ich werde noch immer fragen können: warum wird dieser Maasstab nun mehr- nun wenigeremal, und in welchen Umständen wird er bald mehr- bald wenigermal genommen?

In unserm Falle frage ich eben so: Warum wird dieser Werth der Tagearbeit und der nothwendigsten Bedürfnisse einmal durch mehreres Geld, als einen grössern, ein andermal durch minderes Geld, als einen kleinern Maasstab, abgemessen? Aus welchen Gründen und in welchem Verhältniß nimmt dieser Maasstab in verschiedenen Orten und Zeiten ab und zu?

Diese Frage ist so oft aufgeworfen, und jedesmal so beantwortet: Wenn die Menschen des Geldes mehr haben, so gewöhnen sie sich, desselben mehr zur Abmessung des Werths der Dinge anzuwenden, als wenn sie dessen weniger haben. Ich habe schon gesagt, daß ich mit dieser Antwort nicht zufrieden bin. Ehe ich es aber versuche, eine bessere zu geben, muß ich einen leicht zu verstehenden Grundsatz, aus der Grössenlehre hier einschieben.

Wenn die Gleichheit zweier Grössen durch einerlei Gründe bestimmt ist, so wirken die Ursachen, welche die eine grösser oder kleiner machen, auf die andre zugleich mit.

Wenn wir nun finden sollten, daß in einer gemischten bürgerlichen Gesellschaft einige Ursachen auf den Lohn der Dienste wirken, so müssen sie auch zugleich auf

den Werth der nothwendigsten Bedürfnisse wirken; und dieses umgekehrt.

Ich werde dem zufolge in der nun folgenden Untersuchung auf beiderlei Gründe sehen, nemlich auf diejenigen, welche in einer gemischten bürgerlichen Gesellschaft den Lohn der Dienste bestimmen, und nächstdem auf die, welche auf den Preis der Bedürfnisse unmittelbar wirken.

§. 29.

Die natürliche Wirkung von dem Gebrauch des Geldes ist diese, daß diejenigen, welche desselben mehr haben, mehr Dinge und eine grössere Mannigfaltigkeit von Dingen zu ihren Bedürfnissen rechnen, als diejenigen, welche desselben weniger haben. Sie mögen indessen so viel dazu rechnen, als sie wollen, so glaube ich doch, was ihre Nahrung betrifft, annehmen zu können, daß, wenn ein Mensch auch noch so kostbar ißt, die Producte der Natur, welche er verzehrt, nicht viel mehr Arbeit kosten, als diejenigen, von welchen sich der geringste Mann satt ißt. Ich darf nur des einzigen Umstandes erwähnen, daß die Reichen mehr Fleisch, als der geringe Mann, essen. Die Viehzucht aber, welche ihnen das Fleisch für ihre Tafel liefert, erfodert weniger Dienste und Arbeit, als der Kornbau. Aber ihre übrigen Bedürfnisse müssen ihnen insgesammt durch Menschenhände zubereitet und gereicht werden. Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel erfodert Kunst und vielfältige Beschäftigung. Wenn der reiche Mann ißt, so giebt er blos durch die

Zurüstung seiner Mahlzeit vielen Menschen Beschäftigung und Auskommen. Schon zu dieser Zurüstung werden eine Menge von Producten der Industrie erfodert, die, wenn sie gleich langsamer verbraucht, als die Lebensmittel verzehrt werden, doch durch ihre Menge und Mannigfaltigkeit viele Menschen in Nahrung setzen. Noch mehr dieser Producte der Industrie macht ihm seine Kleidung nothwendig. Der Mensch, der sich nicht mehr als zweimal täglich satt essen kann, wird das Bedürfnis der Kleidung über alle bestimmbare Grenzen ausdehnen können. Und dann ist eines der ersten Bedürfnisse der Reichen die Bequemlichkeit, welche sich gar zu wohl dabei befindet, wenn sie die kleinen Bemühungen des Lebens unter eine Anzahl Menschen theilt, welche mit dem Hange zur Bequemlichkeit und mit der Meinung einer davon abhängenden Achtung ins Uebertriebene anwächst, wenn der geringe Mann bei eben diesen Bedürfnissen gar nicht daran denkt, daß ein Mensch des andern nöthig habe.

§. 30.

Das Wohlleben hat also auf die Dienste, welche der Landmann braucht, die unmittelbare Wirkung, daß demselben eine Menge Menschen entzogen werden. Daß dies eine Erhöhung des Lohns veranlasse, ist eine deutliche Folge, welche die Erfahrung bestätigt. Man weiß, wie sehr das Gesindelohn in der Nähe großer Städte steigt. Man weiß, wie eine solche Stadt die gesunde und muntre Jugend der umliegenden Gegend an sich zieht, die dadurch dem Lande zum Theil bis

ans Ende ihrer Tage entzogen wird. Diese Wirkung würde noch viel weiter gehen, wenn nicht der Städter gewisse Talente zu seinem Dienst verlangte, welche die bäurische Erziehung nicht leicht giebt. Aber nicht alle, die den Dienst des Städters suchen, wissen dieses. Sie eilen der Stadt zu, fangen mit einem Dienst an, zu welchem weniger verlangt wird, und lernen so lange zu, bis sie den bessern Dienst eines Reicheren erlangen können. Oder die grosse Stadt zieht ihre Bediente aus den kleinern Landstädten an sich, wo die Erziehung schon mehr Talente giebt, und der Bürger in diesen entzieht seine Bediente dem Lande.

Doch alles, was vom Lande in die grosse Stadt geht, um den Wohlleben des reichern Mannes zu dienen, ist als ein Abgang der Dienste für den Landmann anzusehen, und macht, daß der Tagelöhner des Landmanns auf einen höhern Lohn seiner Dienste bringen kann.

Anmerkung.

In dem jetzigen Zustande von Europa kommen die Fürsten hinzu, und entziehen durch ihre stehenden Soldaten Tausende dem Dienste des Landmanns.

Wenn ich dies alles anführe, so will ich es keinesweges als schädliche Dinge vorstellen. Ich will auch nicht einmal behaupten, daß der Dienst des Landmanns dadurch wirklich verliert. Ohne mich auf das zu berufen, was Süßmilchs Erfahrungen und Berechnungen von dem baldigen Ersatz der Bevölkerung lehren, wenn nur die Mittel des Auskommens nicht

vermindert werden, können wir es als unfehlbar ansehen, daß nicht leicht nahe bei und mitten unter dem Landbau, der die Quelle alles Auskommens ist, ein durch die Entfernung eines dem Dienste des Landbaues Entgegenen ledig gewordener Platz lange unausgefüllt bleiben werde, es sey denn, (welches in keinem Staate eigentlich Statt haben sollte) daß der Landbau selbst niedergehalten wird, und eine jede andre Lebensart mehr Glück und ein sicherers Auskommen, als der Landbau, und der dem Landmann geleistete Dienst, verspricht.

Alles, was ich daraus folgere, ist dieses: Es entsteht ein Grund zur Bestimmung des Tagelohns auf Seiten des Tagelöhners, der nun eine Aussicht auf andere Dienste, als den Dienst des Landmanns, nehmen kann, wenn ihm dieser nicht einträglich oder bequem genug dünkt. Er versucht es demnach wenigstens mehr zu fodern, als was er zu seinen nothwendigsten Bedürfnissen braucht. Er wird (um bei unserm Exempel zu bleiben) den siebenten, den achten Pfennig fodern, und ihn erlangen können. In manchem Landdistrikt wird das alles durch die Leibeigenschaft gehindert, wovon ich an einer andern Stelle mehr sagen werde. — Aber doch deswegen nicht ganz, weil zu dem Wunsch des Besserseyns in den Städten auch der Wunsch nach Freiheit kömmt, und mancher deswegen von dem Gut entläuft, der als freier Mensch sich nicht von seinem Geburtsort und seinen Angehörigen entfernt haben mögte.

§. 31.

2) Nicht genug, daß diese Menschen sich dem Dienste des Landmanns entzogen haben; sie vermehren nun auch die Zahl derer, welche von den Producten seines Landbaues leben sollen. Der Landmann erweitert seinen Landbau, und braucht daher mehr Dienste, um diese mit zu nähren.

Wenn in unsern grossen Städten keine andre, als die wenigen Gelehrten und Staatsmänner, welche ein Volk braucht, mit ihren Familien beisammen wohnten, und auf eben die einfache Art, wie der Landmann, lebten, so würde gewiß keine beträchtliche Erweiterung des Landbaues und der dazu nöthigen Dienste erfodert werden. Als König Heinrich der Vogler die ersten Städte in unsern Gegenden anlegte, und den achten Mann von dem Landadel in dieselben zu ziehen nöthigte, welche ihre Versorgung in Naturalien von den übrigen bekamen, war zwar der Gebrauch des Geldes sehr sparsam und das Tagelohn unbekannt, weil alles außer dem Edelmann Knecht war. Aber gesetzt, es wäre beides mehr im Gange gewesen, so würde vielleicht keiner unter den sieben, die den achten zu nähren hatten, einen Tagelöhner mehr angestellt haben.

Jetzt aber, da ein angesehener in Städten lebender Mann durch eine Verbindung der Umstände, die künftig näher erklärt werden wird, wenigstens zehn andern Familien in eben der Stadt ihr Auskommen verschafft; so wird eben dadurch die grosse Erweiterung des Landbaues und die Vervielfältigung der Dienste auf dem

Lande veranlaßt, welche daher auch dem Landmann hö- her zu stehen kommen.

§. 32.

3) Wenn sich diese Menschen (ich will sie vorjezt Rostgänger des Staats nennen) an einem Ort zu sehr anhäufen, so wird die nächstgelegne Gegend auch bei der grösten Fruchtbarkeit nicht zu deren Unterhalt zureichen. Jemehr eine Stadt anwächst, destomehr erweitert sich der Bezirk, in welchem der Landmann auf die Versorgung derselben arbeitet. Die Zufuhr von den äussersten Grenzen dieses Bezirks wird alsdenn sehr ferne. Sie erfodert Dienste, die der blose Landbau nicht erfoderte. Eine neue Ursache zu Vermehrung des Lohns der Dienste.

Aber eben dieses wirkt nun nothwendiger Weise auf den Preis der Lebensmittel. In der Stadt sezt sich dieser Preis aus dem natürlichen Werth derselben und den Kosten der entferntesten Zufuhr zusammen. Die Bedürfnisse, welche die nähern Gegenden liefern, nehmen in der Stadt denselben Werth an. Auf dem Lande gelten sie den Stadtpreis ohngefähr mit Abzug der Kosten der Zufuhr und des Gewinns, den der hier sich bald einfindende Verkäufer haben muß. Auf eine Meile von der Stadt geht diesem Stadtpreise weniger ab, als auf zwei Meilen; an dem Flusse, der die Zufuhr erleichtert, weniger, als auf gleiche Weite von der Stadt landwärts ein, wo daher alles theurer zur Stadt gefahren werden muß. Diesen Preis muß sich der Tagelöhner, der für den Lohn seiner Dienste seine

Lebensmittel wieder erkaufen muß, mit gefallen lassen. Er wird aber eben deswegen, weil ihm nun sein Auskommen schwerer wird, auf einen höhern Lohn seiner Dienste halten.

Anmerkung.

Hier ist der Ort noch nicht, von der Wirkung zu reden, die dieser Umstand auf den Preis der liegenden Gründe näher oder ferner von einer solchen Stadt hat, auch noch nicht von den daraus entstehenden Bemühungen, liegende Gründe mit grossen Kosten von denen Hindernissen zu befreien, welche die Natur dem Ackerbau in den Weg gelegt hat.

Eine zu schnell anwachsende Bevölkerung macht dies alles merklicher, als wenn sie allmählich anwächst. Denn in diesem Fall erweitert der Landmann seinen Ackerbau in dem Maaße, wie jene zunimmt. Wenn auch die Bevölkerung auf einmal zunimmt, wie z. E. bei Anlegung einer grossen Stadt, so wird dies doch kein Fall seyn, aus welchem sich erhebliche Folgen ziehen liessen. Wenn durch die fruchtbarsten Gegenden ein Regiment Soldaten im Frieden durchzieht, so steigen plötzlich alle Lebensmittel, nicht anders, als wenn auf einmal wegen dieser tausend Mitesser auf einige Tage das Brod für hundert tausende, die das Land das Jahr durch bequem ernährte, zu fehlen anfienge. Das Regiment zieht weg, alles kömmt auf seinen alten Preis, und keine Spur von Mangel bleibt zurück. Ich wünschte, richtige Beobachtungen von dem Steigen der Preise in Petersburg zu sehen. Wahrscheinlich werden sich hier

in den ersten dreissig Jahren nach Anlegung dieser so geschwind groß gewordenen Stadt Sprünge in den Preisen bemerken lassen, die in den spätern Jahren, da der Landbau umher und die Zufuhr in mehrere Ordnung gekommen sind, sich nicht wieder bemerken lassen.

§. 33.

4) Darauf aber läßt sich mehr rechnen, daß der Landmann durch Beobachtung der städtischen Lebensart ebenfalls verleitet wird, seine Bedürfnisse auszudehnen, daß diese Neigung in dem Maaße stärker wird, in je näherer Verbindung er mit dem Städter steht. Der daraus für ihn entstehende Aufwand macht seine Lebensweise theurer, und nöthigt ihn, auf einen desto höhern Preis seiner Bedürfnisse zu halten. Er wird endlich gewohnt, auch zu seiner Bequemlichkeit Dienste anzuwenden, die er sonst nur auf seinem Acker nöthig zu haben glaubte.

Dies bestätigt die Erfahrung aufs genaueste. Welch ein Unterschied zwischen der Lebensweise eines Landmanns in der Nachbarschaft großer Städte und desjenigen, der jährlich einigemal in eine nächstgelegene Landstadt geht, und sonst kein Wohlleben, als in dem Hause seines Predigers oder höchstens seines Amtmanns, zu beobachten Gelegenheit hat. Freilich kömmt es hier auf die Fruchtbarkeit des Bodens und auf ein Gefühl des Ueberflusses an, ehe die Lust zum Wohlleben bei dem Landmann entstehen kann. Es ist ganz ein anders mit der Lebensweise eines Landmanns in unsern gesegneten Vierlanden, und desjenigen, der uns mit vier

kleinen dürren Pferden wöchentlich einigemal den Torf zuführt, wenn gleich dieser die Stadt viel öfter sieht, als jener. Aber die Folge davon ist dadurch beträchtlicher, daß eben der Landmann, der uns die meisten Bedürfnisse liefert, und der sie, weil sein fruchtbarer Boden ihm dieselben in reicherem Maaße und mit geringerer Mühe liefert, wohlfeiler geben könnte, durch eine Folge seiner eignen Lebensweise genöthigt wird, auf den theureren Preis zu halten. Ist eine große Stadt von leibeigenen Sklaven der Güterbesitzer umgeben, wie Warschau dies noch jetzt ist, und Kopenhagen es wenigstens so lange war, als außer den Amakern keine freie Hand den Boden umher grub, bis ein Bernstorf den Bauern seines Landguts Freiheit, Wohlstand und Lust zum schicklichen Wohlleben gab, so ist von jener Wirkung nichts zu verspüren. Doch hat Kopenhagen nicht erfahren, daß die Sklaverei der um dasselbe her wohnenden Bauern und Entfernung von allem schicklichen Wohlleben ihm die Preise der Bedürfnisse niedrig erhalten hätte.

§. 34.

Es ist klar, daß unter diesen Umständen der Vergleich über das geringe Auskommen, welches das Tagelohn dem gemeinen Arbeiter giebt, noch immer unter dem Landvolk gemacht werde. Aber dieser Vergleich ist das Resultat derer Gründe, die dem Landeinwohner aus seiner Verbindung mit der übrigen bürgerlichen Gesellschaft entstehen, und die sich ihm in seinen Umständen fühlbar machen, ohne daß sie sich seiner Ueberlegung

alle entwickelten, so oft er den Gedanken hat: was must du für deine Arbeit täglich gewinnen, um das geringste Auskommen zu genießen? Nun kann dieser Vergleich nicht mehr so willkührlich seyn, als wir oben §. 25. einsahen, daß er seyn könnte, wenn nur Tagelöhner und Landmann mit einander zu thun hätten.

Anmerkung.

Je mehr von diesen Ursachen zusammen kommen, und je weiter es mit einer jeden derselben geht, desto stärker ist ihre Wirkung. In einer Landgegend, die mit keiner beträchtlichen Stadt einige Verbindung hat, zu welcher keine Verkäufer kommen, um Lebensbedürfnisse für die Städte aufzusuchen, und wo wenig Menschen, die nicht mit produciren helfen, leben, ist der Preis der Lebensbedürfnisse so geringe, daß man gleich sieht, der Landbau werde gar nicht als ein Gewerbe getrieben, sondern der Landmann nehme als ein zufälliges Einkommen an, was ihm für den Ueberschuß seiner Producte geboten wird. Eine große Stadt thut mehr, als eine kleinere. Ein stärkerer Hang zum Wohlleben unter den Bürgern derselben entzieht dem Landmann mehr Dienste, als bei einer einfachen Lebensart Statt hat, häuft die Bedürfnisse mehr an, zu welchen doch wenigstens das Material durch den Landbau herbei geschafft werden muß, und dehnt die Grenzen der Zufuhr weiter aus.

§. 35.

Indessen muß man nicht annehmen, daß diese Wir-

kung jener Ursachen so genau eintrete, und ich habe schon gesagt, daß sich diese Gründe nicht der Ueberlegung eines jeden entwickeln, und daher wirken sie nicht bei jeder Veränderung derer Umstände, aus welchen sie herfliessen, unmittelbar das, was sie wirken sollten. Wenn gleich der von Lohn lebende Theil der bürgerlichen Gesellschaft eine jede Veränderung der Preise sehr stark fühlt, so giebt doch der Theil, welcher dessen Dienste braucht und lohnt, nicht sogleich diesen Gründen nach, und verändert nicht den Vergleich um den Lohn, zumal, wenn er sich in den Umständen befindet, daß er die Dienste einschränken kann. In der Theurung des Jahrs 1772 blieb das niedrigste Tagelohn in Hamburg nach wie vor zwölf Schilling, für welche der Tagelöhner nicht ein Spint-Brod einkaufen konnte, wenn er sonst in guten Zeiten deren zwei dafür hatte. Wie stark redeten bei ihm die Gründe für die Erhöhung seines Lohns. Allein der Lohnende hörte sie nicht, und schränkte lieber, da er selbst die Theurung fühlte, die Dienste, die er in bessern Zeiten brauchte, ein. Es mußte also bei dem alten Preise und Vergleich um den Lohn der Arbeit bleiben. Der arbeitende Theil half sich, so gut er konnte. Fleissige Arbeiter arbeiteten des Tages, und bettelten des Abends, oder schickten ihre Kinder, für welche das verdiente Spint-Brod nicht mit zureichen wollte, zum Betteln auf die Gasse. Das Gesindelohn stieg noch weniger. Vielmehr diente manche Magd ums blosse Brod, wenn ihre Herrschaft drohete, daß sie um der Theurung willen sie abschaffen wollte. In Sachsen, wo der Scheffel Rocken zwölf Thaler galt, hätte gern

der Weber seinen Lohn in Verhältniß der Theurung erhöhet. Aber der Manufakturist konnte ihm antworten: So kann ich gar nicht mehr Abnehmer deiner Arbeit seyn. Denn mein entfernter Abnehmer in Peru und Mexico kennt deine Noth nicht, und wird nicht darauf achten, wenn ich ihm um deinetwillen den Preis so sehr vertheure. Der Weber mußte sich also entschliessen, für den alten Lohn fort zu arbeiten, bis er vor seinem Weberstuhl vor Hunger nieder sank.

Aber hier ist ein Exempel, was der Arbeiter bei solchen Gelegenheiten thun kann, wenn er keine Concurrenz zu fürchten hat. In unserm benachbarten Altona erhöheten damals die Holzhacker, welche eine geschlossene Gesellschaft ausmachen, den ohnehin schon hohen Lohn für das Kleinhauen der Feuerung um ein Fünftheil, und wissen es dabei in den darauf gefolgten wohlfeilen Zeiten zu erhalten. In Hamburg hätten sie es gerne gethan. Ihrer aber waren zu viel und kein Einverständniß möglich.

Eben hier zeigt sich ein Grund, warum das Verhältniß des Tagelohns und des Preises der nothwendigen Bedürfnisse auf dem Lande fester steht, als in Städten. Denn der Städter kann seine Dienste, von denen ein grosser Theil nur durch die Bequemlichkeit veranlaßt wird, auf mancherlei Weise einschränken, wenn der Lohn derselben höher steigen will, als er nach seinen Umständen ertragen kann. Der Landmann aber kann dieses nicht. Ihm ist auch mehr, als dem Städter, daran gelegen, daß sein Tagelöhner ihm mit vollen Kräften arbeite. Er wird ihm also den Lohn

seiner Arbeit williger erhöhen, als jener, oder ihm, wenn er nicht mit dem Geldlohn auskommen kann, mit Naturalien zu Hülfe kommen.

§. 36.

Ein niedriger Preis der nothwendigsten Bedürfnisse, zumal, wenn er nur einzelne Jahre besteht, hat einen noch weniger bestimmten Einfluß auf die Erniedrigung des Tagelohns sowohl in Städten, als auf dem Lande. Wohlfeile Preise geben dem Tagelöhner, der alle seine Arbeit bis dahin für sein nothdürftiges Auskommen verkauft hat, eine Aussicht der Ruhe oder eines gewissen Wohllebens, an welche beide er in theureren Zeiten nicht denken kann. Man nenne es Uebermuth, oder wie man sonst will: wer natürlich ist es, daß ein Mensch, der bis dahin für alle Arbeit, deren er fähig war, nichts als das Nothdürftige genossen hat, sich freuet, sobald ihm das Entstehen wohlfeiler Preise die Aussicht giebt, entweder etwas mehr für seine viele Arbeit zu genießen, als er sonst genoß, oder, wenn er mit dem Vorigen zufrieden seyn will, einen freien Tag mehr zu haben. Verfällt er auf das erstere, so wird er auf den alten Lohn halten, so lange er kann, und rechnet diese minder nothwendigen Bedürfnisse seinen übrigen gleich. Ein Glas Brantewein dünkt ihm alsdann eben so nothwendig, als ein Pfund Brod. Gefällt ihm der Müssiggang mehr, wenigstens auf einzelne Tage, so vermindert sich dadurch das Quantum der Arbeit, die in dem Volke erfodert wird, und der Landmann fährt ger-

ne fort, den fleissigen Arbeiter auf den alten Fuß zu lohnen.

Was ich hier sage, ist der Erfahrung gemäß. Es ist eine alte Anmerkung, daß die Zahl der Bettler in wohlfeilen Zeiten mehr zu, als abnehme. Der geringe Mann wird, wenn der Hang zum Müssiggange oder zu einem gewissen Wohlleben bei ihm rege wird, nicht so genaue Maaße in beiden und nicht so viel Ueberlegung gebrauchen, daß er noch immer genug verdiente, um auszukommen.

Smith rechtfertigt gewissermaaßen den Arbeiter, der, wenn er wohlfeiler leben kann, sich gern ein oder zwei Feiertage macht. Aber so natürlich dies einem jeden Menschen ist, der das Schwere seiner Arbeit fühlt, so ist es doch für die bürgerliche Gesellschaft besser, wenn er auf die Erweiterung seines Wohllebens und auf einen gemehrten Genuß in wohlfeilen Zeiten verfällt. Denn die Hände werden nicht so leicht wieder geschäftig, und gleich fleißig, welche des Müssiggangs auch nur für einzelne Tage gewohnt wurden. Auch werden eben diese Hände, wenn sie jeden Tag wiederum arbeiten müssen, an denselben weniger arbeiten, als sie vorhin gethan hatten, und selbst dann noch dabei verbleiben, wenn sie bei theurer Zeit einen höhern Taglohn erzwingen, oder aus Mangel an arbeitenden Händen sich alle, der faulste gleich dem fleissigsten Arbeiter, sehr gesucht sehen. Ich bemerke eben dies bei der jetzigen Theurung in und um Hamburg, und höre über faule Arbeiter auf dem Lande und in der Stadt mehr als ehemals klagen, denen

man nicht zu sagen wagt, daß man sie abschaffen und andere annehmen werde. Dann wird es rathsam, alle Arbeit zu verdingen, die nur einigermaßen des Verdings fähig ist, da dann nicht mehr von einem Vergleich über das Tagelohn, sondern über ein collectives Quantum von Arbeit ohne bestimmte Zeit die Rede ist. Ueberhaupt bleibt es bei solchen Arbeiten, die ein jeder verrichten kann, der nicht ganz ohne Leibeskräfte ist, und über welche kein Vergleich nach Tagen und Stunden gemacht werden kann, auch bei mancher solchen, deren Lohn bei Ablieferung des fertigen Stücks Arbeit erst bedungen und bezahlt wird, unter allen solchen Umständen noch immer bei dem alten Preise. In Hamburg mußten die armen Wasserträger sich in jener Theurung mit gleichem Lohn begnügen. Ja in Sachsen konnten in jenem Hungerjahre die armen Weber keine beträchtlich größere Bezahlung für ihr Stück Leinwand erlangen.

Ich wiederhole, daß alle solche Vorfälle nicht in einer solchen Theorie über den Werth des Geldes anwendbar sind, als in welcher ich jetzt weiter fortgehen werde, noch weniger mag ich mich bei dem Maximum aufhalten, auf welches die französische Regierung in den Zeiten des Schreckensystems die Preise der Dinge festsetzte. Ich glaube bereits gesagt zu haben, daß dieser Staat von der in der Revolution erfolgten Zerrüttung des Geldwesens und seiner Staatswirthschaft bis zu den Tagen, da ich dieses schreibe (im October 1798), mir gar keine brauchbaren Beispiele darreichen kann.

§. 37.

Diesen Preis des Tagelohns und aller in dem Ackerbau und der Viehzucht mit Gelde bezahlten Dienste sehe ich als den vornehmsten Bestimmungsgrund des Preises der Bedürfnisse an, welche durch den Landbau herbeigeschafft, und entweder als Lebensmittel unmittelbar verzehrt werden, oder das Material der Manufakturen abgeben.

Wenn diejenigen, die von angekauften Bedürfnissen leben, nur einzeln unter dem Landvolke vorhanden sind, so wird der Landbau von einzelnen Familien betrieben, die nur selten fremde Hülfe für Tagelohn brauchen, und daher das Geld, welches sie für den Ueberfluß ihrer Erndte lösen, als einen Gewinn ansehen, weil er ihnen fast nichts als eigne Arbeit kostet. Man muß dabei anmerken, daß nicht leicht einige Familien einen mittelmässig fruchtbaren Boden auch nur mit mittelmässigem Fleisse bauen können, ohne einen Ueberfluß zu erlangen, mit welchem sie, wenn der Abnehmer wenig sind, verlegen sind. Wenn aber jener Kostgänger des Staats viele sind, wenn sie in Städten versammelt leben, so sind sie ihrer Abnehmer gewiß, und dies reizt sie, ihren Landbau und Viehzucht so weit auszubreiten, daß ihre eigne Arbeit nicht mehr zureicht, und sie immer mehr fremde Dienste zu Hülfe nehmen und mit Gelde bezahlen müssen. Sobald sie dieses thun, kann ihnen der Preis desjenigen, was sie verkaufen, nicht mehr so gleichgültig seyn, als vorhin, sondern sie müssen einen gewissen Geldeswerth dafür haben, ehe sie sagen können, daß sie eben so gut

daran seyn, als vorhin, da sie zwar weit weniger verkauften, aber auch wenig oder gar nichts auslohnten.

1. Anmerkung.

Dies mögte nun freilich manchem zu unbeträchtlich scheinen, der den Gang einer mit vieler fremden Arbeit betriebenen Landhaushaltung obenhin ansieht. Ich will keine weitläuftige Rechnung machen, wie viel es betrage, aber doch durch einige Bemerkungen bestätigen, wie weit es damit gehe. Es ist bekannt, daß der Landmann bei reichen Erndten, und daraus entstehenden sehr wohlfeilen Preisen, eben so sehr klagt, als bei mancher schlechten Erndte. Woher rührt dies anders, als daher, weil eine reiche Erndte ihm mehr fremde Dienste und Tagelohn in Einerndten, Dreschen und Verfahren zum Markte, kostet, als eine schlechtere? Wenn dies nicht wäre, so müßte es ihm einerlei seyn? ob er in dem einen Jahre 200 Thaler für hundert Scheffel löset, wenn er in dem vorigen Jahre eben so viel für 50 Scheffel bekam, die er von einer schlechten Erndte verkaufte. Denn seine übrigen Ausgaben sind mit der bessern Erndte nicht höher gestiegen. In unsrer Nachbarschaft gegen Norden ist der Boden nicht sehr ergiebig, aber doch auch nicht so schlecht, daß der Landmann, wenn er mit Fleiß den Landbau wahrnimmt, Noth dabei litte. Aber noch nie habe ich einen unsrer Städter, wenn er dort einen Bauerhof kauft, auf demselben gedeihen sehen, auch wenn er mit einem weit größern Vermögen in

den Sitz desselben eintrat als dasjenige ist, was sein Vorweser, der Bauer, jemals darauf zu erwerben hoffen konnte. Warum dieses? Der Hof ward ihm zu einem gewissen Einkommen angeschlagen, das eine mittelmäßige Erndte ihn bringen müßte. Darin ist nun wohl zuweilen Betrug, aber nicht immer. Die Voraussetzung aber war, daß der Eigner dieses Bauergutes mit seiner Familie alle Arbeit selbst verrichtete, die eine solche Anzahl gesunder Leute von verschiedenem Alter verrichten kann. Diese Voraussetzung erfüllt nun der Städter niemals, sondern setzt sich hinter den Ofen, ordnet die Arbeit an, und bezahlt für alles. Der Landmann konnte alles für Ueberschuß ansehen und verkaufen, was er nicht selbst verbrauchte. Der in seine Stelle getretene Städter bringt eine zahlreichere Familie und überflüssige Mäuler auf eben dies Grundstück, und sein verkäuflicher Ueberschuß wird so viel kleiner. Wenig Jahre verstreichen, da schon sein ganzes Vermögen eingezehrt ist, ohne daß er sagen könnte, daß er mit dem Anschlage betrogen wäre. Eben deswegen sieht in der Nachbarschaft grosser Städte der Landmann vorzüglich auf diejenigen Nutzungen seines Landes, welche die wenigsten Dienste und Arbeit erfodern. Man sieht daher wenig Kornfelder nahe um diese Städte, sondern das meiste wird zu Wiesen und Weiden angewandt. In unserm Bill- und Ochsenwärder wird Meilen weit von unserer Stadt fast gar kein Korn gebauet, sondern alles Land wird zur Grasung für Kühe oder zur Heuwindung und einigem Bau des Hafers angewandt, womit der Landmann die

Kutschpferde unsrer Bürger nach einem bestimmten Contract versorgt.

2. Anmerkung.

Ich setze alle übrigen in der politischen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaften vorkommenden Umstände bei Seite, die auf den Preis der Bedürfnisse einen Einfluß haben können. Eben so wenig achte ich noch auf zufällige Umstände, welche diesen Preis oft so gewaltsam verändern. Von einer merkwürdigen zufälligen Wertheurung habe ich oben in der Anmerkung zu §. 35. umständlich geredet. Auf die Schatzungen, insonderheit die, welche auf liegende Gründe gelegt werden, habe ich um so viel weniger zu sehen nöthig, weil sich die Wirkung davon in dem Einkaufspreis solcher mit Schatzungen beschwerten liegenden Gründe wieder aufhebt. Aber auch davon halte ich mich noch zurück. Denn ich betrachte die Sache blos in eben dem ebenen Gange, den sie in einer gemischten bürgerlichen Gesellschaft haben muß, ehe ihn andere künstlichere Einrichtungen verändern. Denn eben das muß der Hauptnutzen einer gründlichen Theorie der Circulation seyn, daß sich aus ihr diese künstlichen Einrichtungen beurtheilen lassen, und das, was der bürgerlichen Gesellschaft, deren Wohl nun einmal von dieser Circulation abhängt, wahrhaft nützlich ist, von allen scheinbar nützlichen oder durchaus schädlichen Wirkungen unterschieden werden kann.

§. 38.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß vielen meiner Leser alles vollends deutlich werden wird, wenn ich die Sache noch einmal so vornehme, als wenn wir sie unter unsern Augen entstehen sähen.

Man nehme an, daß in einer von freien Leuten bewohnten Gegend, die den Gebrauch des Geldes kennen, aber kein andres Gewerbe, als Ackerbau und Viehzucht, und beide bis dahin blos als Subsistenzmittel treiben, eine Stadt von beträchtlicher Größe angelegt und mit Familien besetzt werde, die zwar alle mehr Geld, als jene Landleute, besitzen, deren doch aber keiner seinem Gelde so feind ist, daß er es ohne Ueberlegung weggäbe. Diese Familien freuen sich vielmehr alle des wohlfeilen Preises ihrer Bedürfnisse, den sie zu Anfang in dem Lande finden. Die erste Wirkung ist, daß der Landmann seinen Ackerbau erweitert, mehr feremde Arbeit sucht, als er sonst nöthig hätte, auch, weil er nunmehr seines Abnehmers, der ihm Geld bezahlt, gewiß ist, einen bestimmtern Lohn an Gelde geben kann, als sonst, da er mit seinen und seiner Familie Händen alles zu bestreiten suchte, was er konnte, fremde Dienste zuweilen erbat, und, wenn er sie ja lohnen mußte, gerne mit Nahrung, aber ungern mit Gelde lohnte. Indessen sehen jene Städter bald, daß ihre Geldeinnahme, sie komme nun, woher sie wolle, mehr als hinreichend zu ihren nothwendigen Bedürfnissen ist. Die Art Geitzigen, welche das Geld, das sie nicht nothwendig gebrauchen, in einen Kasten legen, ist eben so selten, als der ganz leichsinnige Verschwender. Es

braucht nur einiger Beispiele, um sie zu lehren, von wie vielerlei Dingen sie sich den Genuß verschaffen können, wenn sie ihr übriges Geld verwenden wollen. Beispiele dieser Art werden durch das gesellschaftliche Leben, das man in der Stadt führt, sehr mächtig. Es sammlen sich eine Menge Menschen zu ihnen, die diese neuentstehenden Bedürfnisse zu vergnügen sich bemühen. Der Preis aller Producte der Kunst schwankt in den ersten Jahren. Gewinnsucht auf der einen Seite, und Unwissenheit und Gefallen an der Neuheit dieser Bedürfnisse auf der andern Seite, machen, daß nur selten ein Kauf von dergleichen Dingen nach Billigkeit geschlossen wird.

Indessen merkt der nächstgelegene Landmann, daß er mehr Menschen zu nähren hat, als wofür sein Landbau zureicht. Er sieht die daraus entstehende Concurrenz der Käufer gerne, die sich nun entschließen müssen, theurer zu bezahlen. Denn ich räume gern ein, daß Leute, bei denen viel Geld ist, theurer kaufen, wenn der Waare, die sie brauchen, zu wenig da ist, aber nicht, daß sie sich voreilig den Preis selbst verderben. Dies merkt der entferntere Landmann, und führt einen größern Vorrath zu. Nun ist die Concurrenz der Käufer gehoben, die nun wohlfeiler zu kaufen suchen. Allein der entferntere Landmann hat nun mehr bezahlte Dienste in dem Preise seiner Producte zu berechnen, und kann weniger in demselben nachgeben, als der näherwohnende. Der Preis geht also durch die stärkere Zufuhr nicht so sehr herunter. Wollten die Einwohner der Stadt sich vereinigen, auf ei-

nen um so viel geringern Preis zu halten, je mehr sie ihren Markt mit Producten des Landes angefüllt sehen, so würde der entferntere Landmann nicht wiederkommen, und die vorigen Umstände wieder eintreten. Diese drei Dinge, Vermehrung der Einwohner der Stadt, Erweiterung der Zufuhr, Vertheurung der Preise, gehen also in einem gewissen Verhältnisse mit einander fort, und ich kann nun auch in gewissem Verstande sagen, daß der Werth des Geldes in diesem Maaße gefallen sey. Aber er fiel nicht etwan durch eine unter denen, die das Geld haben, entstehende Geringachtung des Geldes, nicht etwan durch eine Ueberlegung auf Seiten des Städters: wie viel Geld haben wir, und wie viel brauchen wir dafür in unsrer ganzen Lebensart? sondern deswegen, weil mehr Dienste und Arbeiten angewandt und bezahlt werden müssen, wenn einer großen Stadt aus einer größern Ferne, als wenn einer kleinen blos aus der nächsten Nachbarschaft die Bedürfnisse herbeigeschafft werden sollen, oder, wenn gar die Kostgänger des Staats unter dem Landmann leben.

Hier breche ich mein Exempel ab. Bald werde ich es erweitern und auf mehr als eine Weise bestimmen, um die weitern Folgen zu beurtheilen.

§. 39.

Hume sagt (S. 61 der französischen Uebersetzung): „Es ist offenbar, daß der Werth der Dinge weniger von „der wirklich in einem Lande vorhandenen Menge der „verkäuflichen Bedürfnisse und des Geldes abhängt,

„als von der Menge derer Bedürfnisse, welche man „wirklich verkauft oder verkaufen kann, und des Gel„des, welches wirklich circulirt." Und weiter S. 64: „Das Verhältnis zwischen dem Gelde, welches circu„lirt, und denen Bedürfnissen, die man auf dem „Markt wirklich verkauft, ist es, was allen Dingen „ihren Werth setzt." So würden denn z. E., wenn in zwei bürgerlichen Gesellschaften 100,000 Thaler wirklich circuliren, in der einen aber doppelt so viel verkäufliche Dinge ausgeboten und wirklich verhandelt werden, als in der andern, die Preise in der ersten nur halb so hoch als in der zweiten seyn. Dies will Hume wirklich sagen, und so erklärt er es, warum die Preise der Dinge in Europa nur drei, höchstens viermal so hoch, als vor der Entdeckung von Amerika seyn, ungeachtet der baare circulirende Geldvorrath gewiß in einem ungemein viel größern Verhältniß angewachsen ist. So würden denn auch unter zwei bürgerlichen Gesellschaften, in deren einer 200,000, in der andern nur 100,000 Thaler circuliren, und doch gleich viel verkäufliche Dinge zu Markte kämen, jene doppelt so hohe Preise, als diese, haben.

Dem ersten Anschein nach scheint Hume hier der Wahrheit näher, als in der oben §. 8. angeführten Vorstellungsart, zu kommen. Aber er vergißt hier der Dienste und Arbeiten, die mit eben diesem circulirenden Gelde bezahlt werden, wiewohl er vorhin a. a. O. das Geld zum signo repraesentativo sowohl der Arbeit als der Waaren setzte.

Sollten wir indessen nicht diesen Satz als einen

völlig wahren brauchen und auf unsre Theorie zurückbringen können, wenn wir ihm auf folgende Art bestimmten:

Das Verhältnis zwischen dem circulirenden Geldvorrath und der Menge der zum Verkauf kommenden Bedürfnisse, und aller in der bürgerlichen Gesellschaft zu belohnenden wechselseitigen Dienste, bestimmt den Geldeswerth aller Dinge.

Z. E. wenn in einer Stadt, die tausend Familien selbst hat, und ihren Verkehr mit tausend Familien auf dem Lande unterhält, 100,000 Thaler, in einer andern, unter gleichen Umständen, 200,000 Thaler circuliren, da läßt sich annehmen, daß beide gleichviel Bedürfnisse und gleichviel Dienste nöthig haben. Sollte es denn nicht wahr seyn, daß in jener alles nur halb so theuer, als in dieser, sey?

Oder, wenn von zwei Städten, bei gleich großem circulirenden Geldvorrath, die eine doppelt so viel Einwohner, folglich doppelt so viel Bedürfnisse hat, als die andre, wird da nicht die volkreichere Stadt, wenn sie anders bestehen will, alles nur halb so theuer bezahlen müssen?

Ich sage: nein! Denn in der reichern Stadt wird ein einzelner Einwohner so wenig, als alle, denken: Ich habe doppelt so viel Geld, als die Einwohner jener ärmern Stadt. Ich kann also und ich will für alle meine Bedürfnisse doppelt zahlen, und dem, der mir dient, doppelt so hoch lohnen. Der, welcher ihm seine Bedürfnisse verkauft, und der, welcher ihm

dient, kann ihm eben so wenig sagen: Du kannst und folglich mußt du mir doppelt so hoch, als in jener Stadt, bezahlen.

Vielmehr ist der natürliche Gang der Sache dieser: Der Einwohner der reicheren Stadt ist sich des Vermögens bewußt, für sein mehreres Geld mehr Bedürfnisse anzuschaffen und mehr fremde Dienste zu nutzen, als jene Einwohner der ärmern Stadt. An das Verhältnis des Geldes und der verkäuflichen Dinge denkt er nicht, und kein einzelner Mann kennt es. Wenn er es kennte, so würde er nicht etwan festsetzen: ich will doppelt so viel genießen, und doppelt so gut mich bedienen lassen, als mein ärmerer Nachbar. Es wird ihm noch immer lieb seyn, wann er drey- und mehrmal so viel Bedürfnisse und Dienste für seinen zwiefachen Geldvorrath genießen kann. Kurz, er sucht noch immer den wohlfeilsten Preis, und er und seine Mitbürger finden ihn eine Weile. Der Vorrath der verkäuflichen Dinge, der Fleiß und die Anzahl der Dienst- und Arbeitanbietenden mehrt sich, wir wollen annehmen, auf die Hälfte des vorigen.

Wenn es möglich wäre, daß sich beides zusammen genommen aufs Doppelte mehrte, so würde man ungefähr mit Humens Worten sagen können: Gut! eben deswegen, weil nunmehr der Vorrath der Bedürfnisse und die Menge der Dienste das Doppelte von dem, was es in der ärmern Stadt ist, geworden ist, so treten diese und der circulirende Geldvorrath in eben das Verhältnis ein, das sie in der ärmern Stadt haben, und die Preise werden daher gleich.

Ich würde dabei schon anmerken können: Aber so hat doch der grössere circulirende Geldvorrath, anstatt eine Vermehrung der Preise zu bewirken, hier etwas ganz anders, nemlich eine Vermehrung der Bedürfnisse und der Dienste, bewirkt, und es ist überflüssig, und zu keinen weitern Folgen anwendbar, wenn man ein gewisses Verhältnis des einen zum andern als feststehend annimmt, um daraus unmittelbar und ohne Rücksicht auf andere mit einwirkende Ursachen die Preise der Dinge zu bestimmen.

Aber so geht es nicht. Die Einwohner der reichern Stadt werden nicht lange ihre Bedürfnisse vermehren, da sie schon ein Steigen des Preises derselben wahrnehmen. Ihre gemehrten Bedürfnisse erfodern mehr Dienste und Arbeit, und müssen von weitern Gegenden herbeigeführt werden. Da sie besser bedient seyn wollen, so schwächt sich die Concurrenz derer, die ihre Dienste anbieten, und der Preis der Dinge steigt wider ihren Willen aus ganz andern Gründen, als aus Hume's Gründen. Sie ziehen mehr Menschen, deren Dienste sie nöthig haben, zur Stadt, die nun auch eine Vermehrung des Vorraths der nothwendigsten Bedürfnisse erfodern und veranlassen, und ehe sie, wie es doch nach den Humischen Grundsätzen ganz wohl seyn könnte, für doppeltes Geld doppelt geniessen, so erfahren sie den in einem ganz andern und nicht leicht bestimmbaren Verhältnis erhöheten Preis dessen, was sie brauchen, geniessen aber doch für ihr zwiefaches Geld wirklich weit mehr, als was die Einwohner der ärmern Stadt geniessen.

Wie wenig dieses Verhältnis bestimmbar sey, wird sich durch nachfolgende Bemerkung zeigen.

1) Die Lust des Reichern, seine Bedürfnisse zu vermehren, erweckt auch eine Concurrenz unter deren Verkäufern, die mehr oder weniger zur Niederhaltung der Preise derselben wirkt. Die verfeinerte Lebensart bewirkt, wie ich schon gesagt habe, zwar eine Vermehrung, aber doch weit stärker eine grössere Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse. Eine der gewöhnlichsten Folgen des zunehmenden Wohllebens ist z. E. die Vermehrung des Gartenbaues in der Nachbarschaft grosser Städte. Dieser erfodert mehr Dienste und Arbeit, als der übrige Feldbau und Viehzucht, und die Zufuhr davon ist schwerer, als die von Korn und Vieh. Aber dennoch werden in der Nachbarschaft vieler grossen Städte die Gartenfrüchte bald eins der wohlfeilsten Lebensmittel durch die Concurrenz des den Gartenbau betreibenden Landvolks. Dies erfahren wir in Hamburg, in Berlin und vorzüglich in Hanover. Man sehe oben §. 34.

2) Die Menge derer, die dem Reichen die ihm nöthigen Dienste anbieten, häuft sich auch manchmal gar zu sehr an, selbst derer, die zu ihrem Dienst Talente einer gewissen Art mitbringen müssen. In unserm Hamburg ist, wie in allen Handelsstädten, das nothwendigste Talent Rechnen und Schreiben. Aber wir sind oder wir waren wenigstens noch vor einigen Jahren von dieser Waare so überführt, daß eben dies Talent nur schlecht lohnt, und mir oft Angst um einen guten Menschen wird, der durch meinen Vorschub

Brod zu erwerben wünscht, und kein anders Talent, als dieses, zu seiner Empfehlung anführen kann. In London und in jeder Englischen Stadt, wo ich durchreise, bezahle ich einem Menschen, der mich frisirt und rasirt, nur sechs Pence oder ungefähr drei gute Groschen; wenn ich dagegen in einer jeden deutschen Stadt für beides zusammen beim Durchreisen das Doppelte geben muß. Aber dort sind der Menschen zu viel, die von diesem Verdienst leben wollen.

[illegible]

Es ist nunmehr Zeit, den Grund dieser Trugschlüsse eines Montesquieu, Hume und ihrer Nachsprecher, unter denen ich auch Forbonnais in seinen Elemens du Commerce nennen muß, aufzudecken. Dieser liegt ganz in einer irrigen unmathematischen Vorstellung von dem Verhältnis *). Das Verhält- [illegible]

*) Der Begriff des Verhältnisses ist selbst unter den Mathematikern bisher sehr schwankend. Euklides sagt: es sey ἡ ποιὰ σχέσις der mit einander verglichenen Größen. Seine Uebersetzer geben dies: quaedam habitudo; Ozanam in seinem übersetzten Euklides: la raison est le rapport. Es ist von meinem Zweck zu fern, meine Berichtigung dieses Begriffes durch Aufstellung desjenigen, was ich sonst darüber geschrieben habe, zu bestätigen. Ich führe dies nur blos hier an, weil ich von vielen Beyspielen Eins hier vor mir habe, in welche Unrichtigkeiten die Anwendung der dunkeln Begriffe vom Verhältnisse und Proportion auch in Kenntnissen, die nicht zur Mathematik gehören, verleiten kann.

nis ist die Art, wie Grössen aus einander entstehen oder bestimmt werden. Das geometrische Verhältnis, insbesondre, von welchem hier allein die Rede ist, heist diejenige Entstehungsart der Grössen, welche sich in der Art, wie sie in einander enthalten sind, entdeckt. Wenn nun zwei und zwei Grössen auf einerlei Art aus einander entstehen, und insbesondre, wenn sie auf einerlei Art in einander enthalten sind, so haben sie gleiches Verhältnis, oder stehen in Proportion. Z. E. Die Zahlen 3 und 6 haben einerlei Verhältnis mit den Zahlen 6 und 10. Denn sie entstehen auf einerlei Art aus einander, oder sind auf gleiche Art in einander enthalten.

Wahr ist es freilich, daß in jedem einzelnen Kauf, und in jedem einzelnen Verfall, wo Dienste belohnt werden, die Geldpreise der Dinge und der Lohn der Arbeit eben so aus einander bestimmt werden, wie das Quantum der verkäuflichen Dinge und das Maas der Arbeit, und daß sie daher immer mit dieser in gleichem Verhältnis zunehmen. Wer für drei Pfund einer Waare sechs Thaler gegeben hat, muß für fünf Pfund zehn Thaler geben. Wer einen Arbeiter für drei Wochen mit sechs Thalern abgelohnt hat, muß eben denselben für fünf Wochen mit zehn Thalern lohnen. Denn hier müssen die Zahlen der Thaler eben so in einander enthalten seyn, wie die Zahlen der Pfunde der Waare oder der Zeit der Arbeit. Man sehe §. 24. dieses Buches.

Dies bleibt auch noch bei den Rechnungen wahr, die man zu machen hat, wenn von dem in der Circulation

gezählten Geldeswerth der Bedürfnisse vieler Menschen die Rede ist. Wenn alle Bedürfnisse und Dienste, welche in einer Stadt in dem Laufe eines Monats bezahlt werden, mit hundert tausend Thalern bezahlt sind; so wird das doppelte Quantum, welches in dieser Stadt unter sonst unveränderten Umständen in zwei Monaten nöthig wird, mit einer Summe von gedoppeltem Geldeswerth bezahlt werden. Oder, wenn ein einzelner Monat eintritt, da eben diese bürgerliche Gesellschaft doppelt so viel Bedürfnisse und Dienste gebraucht, so wird sie diese mit zweihundert tausend Thalern bezahlen.

Wenn es sich nun annehmen liesse, daß in der Auszählung dieses doppelt so grossen Geldeswerths kein Thaler auch nur zweimal gebraucht wäre, so gälte diese Rechnung nicht nur für den Geldeswerth dieser Bedürfnisse, sondern auch für den dazu nöthigen und wirklich angewandten Geldsvorrath. Es würde auch nicht anders seyn können, wenn das Geld, wie die Bedürfnisse, jedesmal von dem Empfänger verbraucht und aufgegessen würde. Gesetzt, in Ethiopien ist ein Pfund Wolle für ein Pfund Salz feil, so müssen, um hundert Pfund Wolle zu kaufen, hundert Pfund Salz herbeigeschafft werden, und wenn die Verkäufer der Wolle nicht eben so viele Pfunde Salz bei dessen Verkäufer finden; so wird es sich bald finden, daß jene, wenn sie Salz haben wollen, nach einem andern Verhältnis ihre Wolle vertauschen müssen. So würden denn auch in der Voraussetzung, daß jene Stadt nicht mehr als 100000 Thaler zu ihrem Umsatz hätte,

doppelt so viel Bedürfnisse in einem Monat nicht bezahlt werden können, als mit halbem Geldeswerth, sondern diejenigen, welche für doppelt so viel Bedürfnisse, die sie anzubieten haben, nur 100,000 Thaler bei deren Verkäufern zu ihrem Verbrauch haben können und haben wollen, werden genöthigt seyn, darnach ihre Eintheilung zu machen.

Aber der Umstand, daß wir Menschen das Geld nicht, wie unsre Bedürfnisse, verzehren, daß es noch immer bleibt, wenn der damit belohnte Dienst längst geschehen ist, und kein Nutzen davon mehr zurückbleibt, hebt den Bestimmungsgrund eines gleichen Verhältnisses, der in jedem einzelnen Kauf oder Verdinge Statt hat, ganz auf, wenn ich über den zu einer gewissen Circulation angewandten *Geldesvorrath* und nicht mehr über dessen *Geldeswerth*, eine Rechnung anstelle. Da sind auf der einen Seite nur einmal verbrauchbare Bedürfnisse, nur einmal leistbare Dienste; auf der andern Seite Thaler, die zu vielerlei Gebrauch unzählbar male anwendbar sind; auf der einen Seite ein Total der Bedürfnisse, von dem kein Theil in der Schätzung von dessen Geldeswerth zweimal vorkömmt, auf der andern Seite ein Maas, das in dieser Schätzung unendlichemal genommen werden kann.

Der Werth dieser Bedürfnisse wird theilweise durch das Geld ausgemessen. Das Geld ist das Maas. Der gesammte Geldeswerth von allem ist das Resultat dieser Messung. Dies Resultat ist mit dem Genossenen in einer feststehenden Proportion. Mit dem Maase selbst steht es in keiner Proportion, wenn von dessen

körperlichen Substanz die Rede ist. Wenn ich frage: wie viel ist der körperlichen Substanz des Maaßes, im Verhältniß zu der Substanz des Gemessenen nöthig, so wird die Frage nur alsdenn einen Verstand haben, wenn die körperliche Substanz des Maaßes mit der von dem Gemessenen gleichartig ist. Man sehe oben §. 24.

Eine Linie auf dem Felde hundert Ruthen lang, kann ich mit einer Schnur ihrer ganzen Länge nach, ich kann sie aber auch mit einem kürzern oder längern Stabe ausmessen, den ich wiederholentlich überschlage. Bei der Schnur ist die Frage nicht ungereimt, wie viel Pfund Hanf brauch ich zu einer Schnur von bestimmter Dicke haben, um hundert Ruthen auszumessen? wie viel Pfunde, wenn sie eine andre Dicke hat? Aber bei dem Stabe, den ich wiederholt brauche, hat die Frage: wie viel Pfund Holz muß ich haben, um diese Messung zu verrichten? gar keinen Sinn.

Der Zahlwerth 100,000 Thaler kann durch 100,000 Thaler einmal, durch 10,000 Thalern zehnmal, durch 1000 Thalern hundertmal genommen, gemessen werden. Die Frage: welch eine Masse Silber, oder welch eine Zahl von Thalern muß ich nothwendig haben, um diesen Geldeswerth auszumessen? ist ungereimt; eben so ungereimt, als die Frage: wie viel Pfund Holz sind zur Ausmessung der 100 Ruthen nöthig? Ich kann ihn mit wenigen, ich kann ihn mit vielen Thalern ausmessen, ohne daß das Resultat verändert wird. Die Frage: welch eine Geldesmasse ist die bequemere zu der Ausmessung jenes Zahlwerths, ist vernünftig. Jene Frage ist keiner bestimmten Antwort fähig, am wenig-

sich dieser, daß, wenn das Maaß weniger ist, auch das Gemessene, oder das Resultat der Messung weniger werden müsse. Diese Frage ist sehr der Untersuchung werth. Nur ist die Antwort nicht so leicht gegeben. Wenn sie aber gefunden ist, so erscheinen in ihr auch Gründe, wie in der Circulation des Geldes sowohl der größere oder geringere Geldesvorrath durch eine Verwicklung mehrerer Umstände dahinaus wirken könne, daß das Gemessene, der Geldeswerth der Bedürfnisse, in einem größern oder geringern Resultat erscheine. Dies wird sich auch deutlich in der Folge zeigen. [illegible]

Der Trugschluß der so oft genannten großen Männer hat also keinen Grund. Sie sahen, was jedermann aus der täglichen Erfahrung klar ist, daß in jedem einzelnen Kaufe das Gemessene, der Werth der Dinge und der Lohn der Dienste, mit dem Gelde als dem Maaße selbst in gleichem Verhältnisse stehen. Es leuchtete auch ihnen ein, daß dies Verhältniß noch bei großen Summen fest stehe. Millionen können bezahlt werden, und das Verhältniß der dafür gekauften Dinge erfodert noch immer ein in gleichem Verhältniß steigendes Quantum der dafür zu bezahlenden edlen Metalle. Wenn dies Geld nach der Reihe aus einer Casse kömmt, so ist es eben so gut für diese Casse, als wenn es verzehrt würde. Darauf habe ich schon oben in der Anmerkung zu §. 3. hinaus gewiesen. Aber sie übersehen, daß, wenn ein Theil dieser edlen Metalle zur Bezahlung mehrerer Theile jener Dinge wiederholt angewandt wird, dieses Verhältniß des

Geldesvorraths aus der Gleichheit mit jenem Verhältniß gerückt werde, und immer mehr davon abweiche, je öfter einerlei Geld in der Bezahlung angewandt wird. Ließe sich festsetzen, wie oft einerlei Geld in gewisser Zeit anwendbar sey, so hätte wieder eine gewisse Regel des Verhältnisses Statt. Aber wer kann auch nur einen Gedanken fassen, dies zu bestimmen, da es ganz von der Lebhaftigkeit und Art der Circulation abhängt? Wenn ein König Krieg außer den Grenzen seines Landes führet, und seinem Heere Millionen immer wenig Geldes nachsenden muß; da kann man sagen, daß dieser Geldesvorrath der körperlichen Masse nach in gleichem Verhältnisse mit dem Total der Bedürfnisse und Dienste des Krieges und deren Zahlwerth bestehe. Als aber in dem letzten kurzen deutschen Kriege Joseph und Friedrich ihre Heere mit Millionen Kosten auf ihrem eignen Boden unterhielten; da kam gewiß mancher Thaler in dieser Geldesmasse mehreremal in der Abzahlung der Bedürfnisse und Arbeiten dieses Krieges vor, und das Verhältniß der Geldesmasse zu demselben veränderte sich und ward unbestimmbar, wenn gleich die Messung des Geldeswerths dieser Dinge durch einerlei Geld auf eben die Art fortgieng.

In dem Geldesumlauf in einer bürgerlichen Gesellschaft zeigt sich dieses noch deutlicher. Da wird auch auf kürzere Zeiten in dem Verkehr derselben nicht immer neues Geld für immer verschiedene Bedürfnisse, sondern eben dasselbe Geld wiederholt angewandt.

In meinem oben §. 26. des ersten Buchs gegebenen Exempel wird mit zehn Thalern der Geldeswerth

von hundert und zehn Thalern an Bedürfnissen und Diensten ausgemessen. Hier war das Verhältniß der Geldesmasse zu dem dadurch ausgemessenen Geldeswerth, wie eins zu eilf. Es könnte durch eben diese zehn Thaler noch ein zehnfacher und grösserer Geldeswerth ausgemessen werden. Was hat nun da diese Geldesmasse, zehn Thaler, für ein Verhältniß zu dem dadurch ausmeßbaren Total der Bedürfnisse und Dienste? Wo liegt der Grund zu dessen Bestimmung? Wo zeigen sich Gründe, die uns leiten könnten zu schliessen, das Resultat der Messung müsse kleiner werden, wenn des Gemessenen zu viel im Verhältniß gegen dieses wird? Ich leugne nicht, daß sie entstehen können, wenn man andre Verwickelungen mit beachtet. Aber in diesem durchaus unbestimmbaren Verhältniß, das in meinem Exempel wie eins zu eilf ist, und eben so gut auf das von eins zu hundert und weiter steigen kann, entdecken sie sich gewiß noch nicht dem schärfsten Nachdenken. Sie entdecken sich eben so wenig in dem Verhältniß der ganzen Geldmasse eines Volks zu allen dessen Bedürfnissen, wenn man von beiden den Belauf auf das genaueste wissen könnte. (Man verbinde hiermit, was ich in meinen kleinen Schriften der Ausgabe von 1783 dem Herrn Grafen von Brühl auf dessen freundschaftliche Einwendungen erwiedert habe.)

§. 41.

Ich könnte es bei dieser fast demonstrativen Widerlegung jener Trugschlüsse bewenden lassen. Allein

eines Theils mögte das hier Gesagte manchem Leser zu mathematisch scheinen, andern Theils wird es noch immer gut seyn zu zeigen, wie wenig jene Sätze in der Anwendung zutreffen, und wie viel leichter und natürlicher sich alles ohne dieselben erklären lasse, was wir in dem Gange der Circulation in bürgerlichen Gesellschaften wirklich wahrnehmen.

Hume sagt am a. O. sehr bestimmt: „Das Verhältniß zwischen dem Gelde, welches circulirt, und „den Bedürfnissen setzt allen Dingen den „Preis." Warum doch dieses? Man setze, in einer bürgerlichen Gesellschaft habe in dem Laufe eines Monats alles in derselben vorräthige Geld, nemlich hundert tausend Thaler, einmal seinen Besitzer in Bezahlung der zu dieser Zeit vorgekommenen Bedürfnisse und Dienste aller Art verändert. Nun treffe es sich, daß in dem Lauf des nächsten Monats doppelt so viel Bedürfnisse und Dienste zu bezahlen vorfallen. Wenn jenes Verhältniß den Werth aller Dinge setzt, so muß in diesem Monat alles für den halben Preis zu haben seyn. Denn die 100,000 Thaler, die im vorigen Monat dies Quantum von Bedürfnissen zu bezahlen zureichten, können nicht anders für das Doppelte zureichen, als wenn doppelt so viel Waare, Dienst oder Bedürfniß für eben das Geld geleistet wird. Es würde auch nicht anders gehen können, wenn die hundert tausend Thaler alle bei einem Theile des Volks wären, und theilweise zu den andern übergingen, wenn nur ein Theil des Volks Beschäftigungen und der andere das Geld zur Bezahlung an-

höhe. Aber in diesem Monate, wie in dem vorigen sind die Einnehmer, wie die Bezahler, einerlei Personen. Dort bezahlt einer Waare, der den Augenblick vorher den Lohn seiner Dienste von einem aus der producirenden Volksklasse hat, der eben dies Geld von einem Dritten für Korn gelöst hatte. Wenn wir ein doppeltes Quantum von Diensten und Bedürfnissen setzen, so setzen wir doppelte Gelegenheit zur Einnahme, und eben damit auch doppeltes Vermögen zur Ausgabe, nicht für einzelne, sondern für alle. Die ganze Voraussetzung, die noch nöthig wäre, um es möglich zu machen, daß in diesem Monate für 200,000 Thaler Bedürfnisse mit eben den 100,000 Thalern zu dem alten Preise bezahlt werden können, ist nur diese, daß das Geld noch einmal so geschwind umher laufe. Nun müssen die 100,000 Thaler einmal in der ersten und ein zweitesmal in der zweiten Hälfte des Monats umher gehen. Und diese Voraussetzung war schon in jener eingeschlossen, da ich annahm, daß in dem einen Monat doppelt so viel Beschäftigungen entstünden. Das heißt so viel gesagt, als: In diesem Monat entsteht für alle Mitglieder des Volks Gelegenheit, 200,000 Thaler einzunehmen, folglich auch für alle das Vermögen, 200,000 Thaler wieder auszugeben. Aber entsteht hier der geringste Grund für einen oder für alle, der hier den Dingen einen andern Werth setzen könnte? Haben sie es nicht eben so gut, was sie brauchen, um den alten Werth zu geben, als im vorigen Monat? Hume mögte denn erwiesen haben, daß es unmöglich sey, daß ohne gemehrten

Geldesvorrath diese Vermehrung der Beschäftigungen möglich seyn. Das aber kann er nicht, und will es nicht. Denn er räumt ja selbst ein, daß nach der Entdeckung von Amerika das Total aller Bedürfnisse in viel grösserem Verhältnis, als der Vorrath des circulirenden Geldes, gestiegen sey.

Anmerkung.

Young chikanirt (ich kann es nicht besser ausdrücken) Steuart in seiner Widerlegung, daß seine Exempel auf keine grössere Zeitperioden und grose Völker anwendbar seyn. Wenn ihm meine Abhandlung zu Gesicht kommen könnte, so mögte er mir vielleicht eben den Vorwurf machen, und vielleicht mögte dieser auch meinen deutschen Lesern beifallen. Aber so müssen Exempel beschaffen seyn, in denen man eine Sache, welche die Wirkung mehrerer mit einander verwickelten Umständen ist, so darstellen will, als wenn sie unter unsern Augen entstünde. Wenn man den Gang der Circulation, wie er wirklich in allen seinen Verwickelungen in grosen Völkern besteht, beobachten und die Verbindung einer jeden Ursache mit einer jeden Wirkung einsehen könnte, so brauchte es keiner solchen Exempel. Wenn man sie aber anwenden will, so müssen sie keine grössere Ausdehnung haben, als in welcher sie unsere Vorstellung leicht übersehen kann. Aber es muß nichts in sie hinein gebracht werden, als was auf das Ganze anwendbar ist, und wovon sich allenfalls erweisen läßt, daß es im Grosen noch eher zutreffe, als im Kleinen. Und von der Art ist gewiß

das hier gegebne Exempel. Viel leichter wird sich Einnahme und Ausgabe bei steigenden Bedürfnissen unter allen Mitgliedern eines Volks vertheilen, wenn des Geldes Millionen, Jahre statt Monate, und ein großes Volk statt eines kleinen angenommen werden.

§. 42.

Jetzt will ich versuchen, durch ein andres Beispiel wahrere Vorstellungen der Sache zu erwecken.

Laßt uns eine Stadt setzen, die bei ihrem ersten Anbau mit tausend Familien besetzt wird, die 50,000 Thaler baar Geld unter sich hatten. In der umliegenden Landgegend, welche die Stadt zu ernähren bekömmt, leben ebenfalls 1000 Familien mit 10,000 Thalern baarem Geld. Folglich hätte diese ganze mit einander im Verkehr stehende Gesellschaft 60,000 Thaler baar Geld zu diesem gemeinsamen Verkehr. Alle überhaupt genommen brauchten eben so viel an Producten der Industrie und an Diensten allerlei Art, als an Producten der Natur.

Nun hätte sich die Stadt um tausend Familien vermehrt, ihr Reichthum aber auf 160,000 Thaler vergrößert. Der Verkehr mit dem Lande aber müßte sich auf tausend Familien mehr ausbreiten, die auch schon 10,000 Thaler baar Geld unter sich hatten, so daß nun der baare Geldvorrath der ganzen mit einander im Verkehr stehenden Gesellschaft 180,000 Thaler betrüge, und des baaren Geldes demnach dreimal so viel da wäre. Die Producte der Natur, welche diese 2000 städtische Familien brauchen, und die ins Gewer-

de kommen, wüchsen ungefähr auf das Dreifache an. Die Producte der Industrie und die Dienste, welche das mit Vermehrung des Reichthums sich mehrende Wohlleben erfodert, wären auf das Fünffache angewachsen. Die Bedürfnisse, welche nun mit Gelde in dem gemeinen Verkehr dieser 4000 Stadt- und Landfamilien bezahlt werden müssen, zusammengenommen wären also auf das Vierfache angewachsen *).

Wer nun Hume liest und ihm nachspricht, wird so rechnen: Gegen viermal so viel Bedürfnisse nur dreimal so viel Geld, giebt ein Verhältnis, in welchem die Preise nothwendig niedriger werden müssen. Der Städter muß, da die Stadt um das Gedoppelte angewachsen, die ganze im Verkehr stehende Gesellschaft aber bei vierfachen Bedürfnissen nur dreimal so reich an baarem Gelde ist, in dem Verhältniß 3 zu 4 wohlfeiler, als vorhin, einkaufen und verkaufen und wohlfeiler lohnen. Das Brodkorn, wofür sie sonst vier Thaler bezahlten, müssen sie für 3 Thaler haben können, und dagegen müssen sie dem Bauer vier Ellen Tuch für das Geld geben, das er sonst für drei Ellen bezahlte.

Hierin wäre nun nichts Ungereimtes. Eine stille

*) Die Producte der Natur setze ich auf das Dreifache, weil sie auch das Material zu den Producten der Industrie mit abgeben. Die Producte der Industrie und Dienste aber auf das Fünffache, weil doch das Wohlleben mächtiger auf die Vermehrung von diesen, als von jenen, wirkt. Diese acht Theile zusammengenommen sind das Vierfache von jenen zweien gleich angenommenen Theilen der Producte der Natur und der Industrie.

Vereinigung der ganzen Gesellschaft für einen solchen Geldeswerth müßte bei Hume's Voraussetzung bald erfolgen, und sie könnte ihren Verkehr eben so gut, als vorhin, fortsetzen. Aber zum Unglück widerspricht dies aller Erfahrung, und Hume würde ehe er eine solche Rechnung gelten lassen, lieber behauptet haben, es sey unmöglich, daß diese ums Gedoppelte angewachsene Gesellschaft ihre Bedürfnisse auf das Vierfache ausdehnen könne, wenn sie nicht mehr als dreimal so viel Geld unter sich hat.

Ich aber sage: sie kann es gar wohl thun, und will versuchen, eine Rechnung zu machen, welche mit meinen Angaben einstimmig ist, die Sache als möglich erscheinen macht, und unsern täglichen Erfahrungen nicht widerspricht.

Als die ersten 2000 Familien in der Stadt und auf dem Lande ihren Umsatz unter einander machten, und nur 60,000 Thaler baar Geld hatten, so gab dieses für jede dieser Familien im Durchschnitt zwar nur dreissig Thaler baar Geld. Wenn aber dies Geld nur fünfmal im Jahre seinen Besitzer veränderte, so würde dieß 300,000 Thaler betragen, die in dieser Gesellschaft ausgegeben und eingenommen würden, und so könnten damit für 150,000 Thaler Lebensmittel gekauft, und für 150,000 Thaler Dienste und Arbeiten belohnt und Producte der Industrie bezahlt werden, und dies machte für jede Familie im Durchschnitte 150 Thaler Einnahme in Jahreszeit. Als aber in dem zweiten Fall die Zahl der Familien 4000 ward, unter welchen 180,000 Thaler circulirten, sie aber nun im Ganzen viermal so

viel Bedürfnisse hatten, als jene 2000 Familien zusammen, das ist, ein jeder im Durchschnitte zweimal so viel, als jeder Mensch in der kleinern Gesellschaft, so ist es klar, daß nur 1,200,000 Thaler im Jahre von Hand zu Hand gezählt werden dürften, wenn der Preis aller Bedürfnisse und Lebensmittel eben so, als in dem ersten Falle, geblieben wäre. Dazu wäre es genug, wenn diese 180,000 Thaler nur sechs- und zwei Drittelmal im Jahr ihren Besitzer verändert hätten. Die Circulation wäre also unter der doppelten Menschenzahl bei dreifachem Reichthum und vierfachen Bedürfnissen nur um ein Drittel größer geworden, denn fünf verhält sich zu sechs und zwei Drittel, wie drei zu vier, oder wie eins zu eins und ein Drittel.

Aber so leicht geht es nicht, weil doch zu viel Gründe eintreten, durch welche natürlich alles theurer wird. Ich will annehmen, der Werth aller verkäuflichen Dinge und der Lohn aller Dienste wäre um ein Drittheil gestiegen. Nun so steigt der Geldsbelauf von allem von 1,200,000 auf 1,500,000 Thaler; und, um diese aus 180,000 Thalern zu machen, war nöthig, daß sie $8\frac{1}{3}$ mal gezählt wurden. Acht und ein Drittheil mal muß also das Geld seinen Besitzer verändern, wenn es in dem ersten Fall ihn nur fünfmal veränderte. Wer sieht einige Schwierigkeit darin? Wie natürlich ist es anzunehmen, daß in der gedoppelten Menschenzahl so viel mehr Veranlassungen entstehen, daß das Geld seinen Besitzer verändert; ein Drittheil mal mehr, wegen gemehrter Bedürfnisse, und ein Drittheil öfter, wegen der steigenden Preise, wenn

gleich dabei der Lohn dieser Dienste und der Preis der verkäuflichen Dinge um ein Drittheil steigen!

Nun ist aus dem Angeführten klar, daß der Werth aller verkäuflichen Bedürfnisse und der Lohn aller Dienste in jenen 1,500,000 Thalern, als in einer Summe erscheinen. Wenn die Preise sich noch mehr vertheuren, so wird dies in einer größern Summe erscheinen, ohne daß deswegen die Masse aller Producte der Natur und Industrie zunehmen darf. Dies wird aber fürs Ganze nicht geschehen können, ohne daß das Geld seinen Besitzer noch öfter verändre; das heißt, noch lebhafter circulire. Wenn der Preis einzelner Dinge steigt, so muß, wenn noch dieselbe Summe in der Circulation umgezählt werden soll, entweder der Preis andrer einzelnen Dinge fallen, oder andre Bedürfnisse müssen unerfüllt bleiben. Das ist, die Circulation wird hier und dort stocken. Es werden für die vertheuerten Dinge größere Summen umgezählt werden, und doch das Geld in einzelnen Summen nicht seinen Besitzer so oft verändern. Dies ist auch wirklich der Fall, wenn Theurung ins Land kömmt. Für die theurer gewordenen Lebensmittel wird mehr Geld, als vorhin, umgezählt. Aber jeder entbehrt dafür andre Bedürfnisse, Producte der Industrie und fremde Dienste, und sein übriges Geld geht daher nicht so geschwinde in fremde Hände. Ich werde dies unten §. 56. noch genauer erwägen.

§. 43.

Hier kommen wir also auf den Satz zurück, wel-

chen ich schon oben als wahr vorausgesetzt, und in andrer Absicht benutzt habe, daß in dem Geldesquanto, welches in der Circulation umher gezählt wird, wenn es auszumachen wäre, der Werth aller derer Dinge in einer Summe erscheinen würde, welche in einer bürgerlichen Gesellschaft als Bedürfnisse verkauft und verbraucht, und aller derer Dienste, welche in derselben für Lohn geleistet werden. Dem ersten Anschein nach, scheint dies einen Grundsatz abzugeben, welchen man in die Stelle des Humischen setzen könnte: Daß das in einer Nation baar vorräthige und circulirende Geld mit dem Werth der Dinge in einem genauen Verhältnisse stehe. Allein dieser Satz ist zu allen weitern Folgen unfruchtbar: Hume wollte gern so schliessen: von dem Quantum des baaren Geldes in einer Nation hängt der Werth der Dinge genau ab, und er schloß falsch. Wenn ich aber so schließen wollte: von dem Geldsquantum, das die Circulation herauszählt, hängt der Werth der Dinge ab; so schlöße ich freilich nicht richtiger als Hume, aber mein Irrthum wäre nur nicht so versteckt. Denn es ist klar, daß jenes von diesem, nicht aber dieses von jenem abhängt, weil, je theurer unter sonst unveränderten Umständen alles in einer bürgerlichen Gesellschaft wird, desto mehr Geld umgezählt wird. Wenn in einer mit einer Belagerung bedrohten Stadt der Preis aller Dinge plötzlich steigt, so ist klar, daß mehr

Geld umgezählt werde, als vor der Belagerung. Wer nun sagen wollte: hier ist alles deswegen theurer, weil die Einwohner der Stadt Lust bekommen haben, mehr Geld umzuzählen, als sonst, der sagte etwas offenbar albernes. Wenn er aber sagte: hier ist alles theurer, weil die Belagerung mehr Geld in die Circulation gebracht hat, das der Kommandant vielleicht bis dahin versteckt hielt; so spräche er Humen nach, und sagte zwar etwas eben so falsches, aber doch scheinbares. Die Wahrheit der Sache ist, daß da der Werth aller Dinge gestiegen ist, das von demselben abhängende Geldquantum in der Zahl größer geworden, und, da des Geldes nicht mehr in der Stadt geworden, dieses öfter umher gezählt werden müssen. Wenn gleich natürlich in der belagerten Stadt für die größere Circulationssumme nicht das zu haben ist, was vor der Belagerung für die kleinere zu haben war.

Hume hätte völlig Recht, wenn er sagte: die Menge des Geldes wirkt auf den Werth der Dinge, oder, welches eben so viel gesagt ist, auf den Werth des Geldes, selbst durch das Zusammenkommen mehrerer Ursachen, welche zum Theil, aber nicht alle von dieser Menge desselben abhängen. Aber noch richtiger und bestimmter ist es, was ich nunmehro zeigen werde, daß eine lebhafte Circulation auf den Werth des Geldes, durch das Zusammenkommen mehrerer Ursachen, zurück wirke, welche keinesweges von der Menge des Geldes allein abhängen.

§. 44.

Wer mehr Geld hat, als ihm nöthig ist, um seine

nothwendigsten Bedürfnisse zu erfüllen, denkt bald auf den Nutzen, den ihm dasselbe in Vergnügung solcher Bedürfnisse verschaffen kann, nach welchen vorhin kein lebhafter Wunsch bei ihm entstand, ohne bald durch das Unvermögen, ihn zu erfüllen, unterdrückt zu werden. Oder er wünscht, das, was er vorhin schon zu seinen Bedürfnissen rechnete, in grösserem Maaße und öfter zu geniessen, als er sonst gewohnt war. Man setze z. E., in einer Stadt von 2000 Familien wachse durch Zuflüsse, von welcher Art sie auch seyn mögen, der Wohlstand von 100 Familien so an, daß jede derselben das Doppelte ihres sonst gewohnten Auskommens habe. Nicht eine von diesen darf oder wird den thörichten Gedanken fassen: Nun können wir doppelt so viel für alles, was zu unsern Bedürfnissen gehört, bezahlen, und noch eben so gut, als vorhin, leben. Alle werden vielmehr lieber so denken: Nun können wir doppelt so viel Bedürfnisse, als sonst, erfüllen, doppelt so viel geniessen, und zweimal so vergnügt, als sonst, leben. Da wird dann ein Hausvater, der sich sonst mit seiner Famile nothdürftig satt aß, mehr essen wollen. Ein andrer wird besser essen, das ist, Dinge essen wollen, die deswegen mehr kosten, weil mehr Dienste und Arbeit zu deren Hervorbringung gehören. Gutes reifes Obst war sonst sein Nachtisch. Aber nun erscheint auch eine Melone auf demselben. Ein andrer wird an seine und seiner Familie Kleidung mehr zu wenden anfangen. Ein andrer hält sich mit seinen bisherigen Bedienten nur schlecht bedient, und schafft deren einen oder zwei mehr an; oder vielmehr al-

le thun dies alles in mehrerem oder geringerem Maaße. Denn nicht alle werden diesem Gedanken gleich gemäß handeln. Dort wird ein kluger Vater seyn, der nun lieber denkt: nun kann ich für meine Familie mehr als sonst zurück legen. Dort wird ein Sorgsamer aus Furcht, die Zeiten könnten wieder schlimmer werden, lieber für diesen Fall aufsparen wollen. Dort wird ein Geizhals das Vermögen, mehr und mehr Bedürfnisse zu vergnügen, für angenehmer, als diese Erfüllung vieler Bedürfnisse selbst, halten. Denn ich glaube in der That, daß auch der kärgste Filz nicht sowohl das Geld um sein selbst willen liebe, sondern daß es ihm hauptsächlich durch den Gedanken angenehm werde, daß, je mehr er dessen hat, desto mehr sein Vermögen zunehme alle ihm etwan künftig einfallenden Bedürfnisse zu erfüllen. Es geht uns in vielen Dingen so: das Bewußtseyn des Vermögens, ein Ding zu thun, das nicht ein jeder neben uns thun kann, giebt uns eine Zufriedenheit, in der sich eine Seele beruhigt, die vielleicht zu viel Trägheit hat, als daß sie dies Vermögen selbst äußern mögte. Der Gedanke: Es steht bei mir, diese oder jene Leidenschaft zu vergnügen, hat selbst für denjenigen allemal Reiz, der selbst diese Leidenschaft nie lebhaft genug empfindet, um sie zu vergnügen. Aber bei den meisten Menschen überwiegt doch der Gedanke, seines Lebens zu geniessen, so gut man kann, und, weil nun einmal das Geld das Mittel zur bessern Geniessung des Lebens ist, es zu diesem Zweck anzuwenden.

§. 45.

Die Folgen von dem allen sind diese:

1) Es entsteht eine stärkere Concurrenz bei dem Verkauf der meisten Bedürfnisse, und der Preis derselben steigt. Viele Dinge werden verkäuflich, welche es vorhin nur selten waren, und die deswegen keinen bestimmten Werth hatten.

2) Wer mehr Bedürfnisse hat und zu erfüllen wünscht, muß mehr Dienste und Arbeit bezahlen. Es entsteht also eine grössere Leichtigkeit, Lohn für Dienste zu gewinnen. Auf der einen Seite mindert sich das Zudrängen derer, die ihren Lohn aus der Hand des Reichern sonst oft vergebens suchten, und auf der andern Seite entsteht unter den Reichern eine Art von Concurrenz in Aufsuchung derer, die ihnen dienen und gut dienen sollen. Die Dienste und Arbeit aller Art werden demnach theurer.

3) So wie das Geld der Reichern unter den geringern Mann sich vertheilt, entsteht auch bei diesem ein Ueberfluß, dessen er sonst nicht gewohnt war, und ein Verlangen nach mehrern Bedürfnissen, mit dem zunehmenden Vermögen, diese zu erfüllen. Ich mögte behaupten, daß diese Wirkung eines gebesserten Auskommens bei dem geringen Mann viel wirksamer als bei dem reichern ist. Auf diesen wirken die Wünsche nach mehrerm Wohlleben nicht mit solcher Kraft, als auf den Aermern der Wunsch, das erste Bedürfnis der Natur reichlicher zu erfüllen, das ist, mehr und besser zu essen, sobald ers haben kann. Als Zeuge von der Lebensart des Reichern, hatte er täglich gesehen,

was dieser zu seinen Bedürfnissen rechnet, täglich hatten Wünsche nach ähnlichem Wohlleben sein Herz empört, und er hatte sie unterrdrücken müssen. Die Erfahrung bezeugt, das gewöhnlich keine schlechtere Haushälter sind, als Leute von niedrigem Stande, wenn sie durch Erbschaft oder andre Glücksfälle zu einem Vermögen gelangen, an dessen vernünftige Verwendung sie nicht gewöhnt sind.

4) Aber auch eben dieser geringe Mann hat einen Wunsch zur Bequemlichkeit. Als es nicht so viel zu verdienen gab, und er manchen langen Tag hindurch feiren mußte, war er ängstlich um sein Auskommen besorgt. Diese Aengstlichkeit hat aufgehört. Aber die Leichtigkeit mehr zu verdienen und mehr Lohn zu sammlen, ist doch mit einem Gefühl der Erschöpfung begleitet, wenn er, um doppelt zu verdienen, doppelt arbeiten muß. Er legt es also darauf an, den Lohn seiner Arbeit zu vertheuern, und, so lieb ihm ein gebesserees Auskommen ist, so bemüht er sich doch, seine Arbeit in ein geringeres Verhältniß zu dem Lohn zu setzen.

5) Unter diesen Umständen werden solche Bedürfnisse, die nicht zur Nahrung gehören, nicht so sehr verbraucht, und eben deswegen öfter von jedem, der sie nöthig hat, angeschafft. Auch der geringe Mann wird ein Paar Schuhe im Jahr mehr tragen wollen, und ein neues Kleid anschaffen, ehe es so sehr vertragen ist, als er sonst es ohne Schande zu tragen gewohnt war. Es mehrt sich also die Nachfrage nach verkäuflichen Dingen mancher Art, und der Verkäufer

oder der Handwerksmann kann auf einen bessern Preis halten.

§. 46.

Dies sind Ursachen genug, die den Preis der Dinge steigen machen. Um einzusehen, ob dazu eine Zunahme des circulirenden Geldvorraths erfodert werde, oder ob eine bloße Zunahme der Circulation eben dies bewirken könne, will ich allererst jezt einige Nebenumstände in meinem Exempel auf zweifache Art bestimmen.

Laßt uns setzen, die Zuflüsse, durch welche jene hundert Familien ihren Wohlstand aufs Zweifache gebessert sehen, wären auswärtige Erbschaften, oder ein Gewerbe, das diese Stadt vorhin nicht hatte, und wodurch also fremdes Geld herbeigezogen ward, so hat mein Exempel nichts, das nicht mit den Humischen Behauptungen einstimmig wäre.

Aber die Stadt, wovon ich rede, sey eine gute Landstadt ohne weit ausgebreitetes Gewerbe. Ihre Bürger hätten bis dahin bei erträglichem Wohlstande einfach gelebt. Das Geld sey ungefähr eben so vom Lande für das, was der Landmann braucht, eingegangen, als es zu dem Landmann für Lebensmittel und andere Producte ausgieng; einzelne Bürger aber hätten durch wohl angewandten Fleiß ihr Eigenthum und dessen Einkünfte ohne Nachtheil der übrigen gebessert*) Einige hätten Landgüter in der Nähe ange-

*) Wie dies auch ohne Zunahme des Geldes durch die Trieb-

kauft; und durch verbesserten Landbau deren Ertrag auf das Doppelte vermehrt. Andre hätten solche Manufakturen, mit denen sich das Landvolk und der geringe Mann versieht, verbessert, so daß ihr Gewinn darauf das Doppelte betrüge; die Magistratspersonen hätten Gelegenheit gehabt, ihre Einkünfte zu erhöhen, u. dgl. m. (Ich dürfte nicht so ängstlich in Auswahl meiner Voraussetzungen seyn, wenn ich nicht mein Exempel auf eine kleine bürgerliche Gesellschaft einschränkte, sondern statt dessen auf die innere Circulation in einem grossen Volke sähe.) Alle diese Voraussetzungen, durch welche eine Vermehrung des Auskommens einzelner Familien entsteht, sind eben so natürlich und geltend in einer Gesellschaft, wo schon einiges Gewerbe und Circulation ist, als die Voraussetzung eines Zuflusses von fremdem Gelde zur Vermehrung des circulirenden Geldvorraths eben dieser Gesellschaft. Sie wirken langsamer, aber sie wirken eben so sicher unmittelbar auf die Vermehrung der Circulation und mittelbar auf die Erhöhung der Preise. Doch dieser Voraussetzung braucht es nicht einmal, wenn wir andre wirkliche Erfahrungen zu Hülfe nehmen. Welche Veränderungen giebt es nicht in der Zu- und Abnahme des Geldvermögens grosser Städte. Wenn nun dieses in einem so festen Verhältnisse zu

---

federn der innern Circulation geschehen könne, werde ich unten im dritten Buche zeigen, wenn ich von dem Entstehen und der Wirkung des nutzbaren Eigenthums und des Nationalreichthums rede.

den Preisen der Dinge stünde, als es Hume haben will, so müßten ja diese jedesmal bald fallen, wenn das Geldvermögen der Bürger abnähme, und bald steigen, wenn es zunähme. Aber wo findet sich dieses? Berlin, eine Stadt, die nächst Petersburg am geschwindesten in diesem Jahrhundert zugenommen hat, erfährt deswegen doch keine zunehmende Preise der nothwendigsten Bedürfnisse. Hamburg hatte am Ende des 7jährigen Krieges viel baares Geld durch die Handlungszerrüttung im Jahr 1763 verlohren, und hatte überhaupt eine Reihe schlechter Jahre. Man sehe meinen Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung. Allein die Preise der Bedürfnisse haben sich nicht anders geändert, als in soferne dies eine Folge besserer oder schlechterer Erndten in diesem Zeitlaufe gewesen ist. Ganz Sachsen und insbesondre Leipzig erfährt nach dem grossen Geldverlust, den es im letzten Kriege erlitten hat, und der durch Abbezahlung von Zinsen und Capital seiner Steuerscheine an den Ausländer und durch andre Ursachen bisher noch immer fortgeht, keine wohlfeilere Preise, wiewohl Zeit genug verlaufen ist, daß sich diese Folge schon längst hätte entdecken mögen. Es kömmt immer darauf an, daß nach Unfällen, die einer bürgerlichen Gesellschaft einen Theil ihres baaren Geldes entziehen, die alte Lebensweise und Lust zum Aufwande sich erhalte, und überhaupt die Triebfedern der Circulation nicht merklich schwächer werden. Alsdenn zeigt sich allemal, daß diese Ursache viel wirksamer auf den Preis der Bedürfnisse und auf den Lohn der Dienste sey, als die

Zu- oder Abnahme des baaren Geldvorraths in eben dieser Gesellschaft.

§. 47.

Doch was braucht es dieser vielen Erläuterungen? Man nehme die Sache in sich selbst. Hundert Thaler sind immer hundert Thaler. Aber derjenige, dem in einer lebhaften Circulation diese hundert Thaler zehnmal im Jahre durch die Hand gehen, hat ein ganz anderes Gefühl des Wohlstandes, es entsteht bei ihm eine viel größere Begierde, seines Wohlstandes zu genießen und andern Verdienst zu geben, als wenn ihm bei einer schwächern Circulation diese hundert Thaler nur fünfmal durch die Hände gehen. Ob diese hundert Thaler in der Nation tausendmal oder zehntausendmal wirklich vorräthig sind, weiß er nicht und es kümmert ihn nicht, und wenn er es wüßte, so hängt das Bewußtseyn seines Wohlstandes und die Berechnung, was er im Jahr verwenden könne, um seines Wohlstandes zu genießen, nicht davon ab, wie viel Geld in seinem Staate sey, sondern wie viel Geld die Circulation jährlich an ihn bringe. Denn von diesem Gelde allein hat er Genuß. Von diesem allein hängen seine Entschlüsse ab, was er verwenden kann und will. Wenn aber mit ihm viele zugleich das Vermögen gewinnen, und den Entschluß fassen, viel zu verwenden, wenn einer den andern durch sein Beispiel dazu ermuntert, so tragen sie insgesammt ohne Absicht, ja wider Willen, dazu bei, daß sie nicht lange alle für denjenigen Preis ihre Bedürfnisse des Lebens

und des Wohllebens erlangen, auch nicht mehr für eben den Lohn sich bedient sehen können, für welche sie einzeln eben dies hätten erlangen können.

§. 48.

Dies will ich noch durch eine Anwendung auf eines meiner bisherigen Exempel zu bestätigen suchen.

Gesetzt, die §. 41. zum Beispiel angenommene Gesellschaft von 2000 städtischen und bürgerlichen Familien, in welcher 60,000 Thaler baar Geld vorhanden waren, die fünfmal im Jahre circulirten und in allem 300,000 Thaler Auskommen neben dem, was jede Familie an eignen Producten verbraucht, das ist, für jede Familie im Durchschnitt 150 Thaler, gaben, bekäme von ihrem Landesherrn, der ihrer Circulation dadurch abzuhelfen sucht, 20,000 Thaler, das ist, zehn Thaler für jede Familie, geschenkt. Nun wäre ihr baarer Geldvorrath um ein Drittheil vermehrt. Hume, und wer ihm nachspricht, wird sagen: Weil nun in dem Verhältniß des Geldesvorraths, zu dem Total der verkäuflichen Bedürfnisse, und der lohnsfähigen Dienste, das erste Glied um ein Drittheil angewachsen ist, so muß, so lange nicht das Total der Bedürfnisse und Dienste auch um ein Drittheil steigt, sich bald eine Erhöhung aller Preise ebenfalls um ein Drittheil zeigen.

Nun laßt uns setzen, in einer andern Gesellschaft in ganz gleichen Umständen fingen die Mitglieder an, sich um ein Drittheil mehr zu beschäftigen, so daß in ihrer Circulation die 60,000 Thaler noch häufiger umhergezählt würden. Hume wird und müßte sagen, wenn

er seinem Grundsatz getreu bleiben will: Weil hier das zweite Glied des Verhältnisses, aus welchem sich der Geldeswerth bestimmt, das ist das Total der Bedürfnisse und Dienste sich mehrt, ohne daß sich das erste Glied gemehrt hat, so muß der Werth des Geldes sich erhöhen, das ist, die Preise der Dingen müssen fallen.

Das ist, mathematisch genommen, sehr richtig. Es würde auch richtig so gehen, wenn in beiden Gesellschaften alle Mitglieder zusammen kämen und überlegten, wie sie in Folge jenes Grundsatzes die Preise der Dinge festzusetzen hätten.

Ich aber sage, es wird gerade umgekehrt gehen: In der ersten Gesellschaft werden sich vielleicht die Preise einiger Dinge auf eine kurze Zeit, in der leztern werden sie sich allgemeiner und fortdauernd erhöhen.

Die Preise der Dinge sind das Resultat freier Ueberlegung solcher Menschen, die das Geld anzuwenden suchen, wozu es gut ist. Laßt uns untersuchen, wie unsre Ueberlegungen ausfallen würden, wenn wir Mitglieder von jener oder von dieser Gesellschaft wären.

Wenn wir in jener Gesellschaft unsre zehn Thaler bekämen, so würde uns dieses zwar in den Stand setzen, für zehn Thaler Dinge anzuschaffen, die wir aus unserm bisherigen Auskommen uns nicht anschaffen konnten. Da würde mancher einen Wunsch erfüllen, den er bisher nicht hatte erfüllen können. Wenn nun unsrer viele auf einerlei Dinge fielen, so würde freilich eine Concurrenz der Käufer entstehen, die Verkäufer würden sich diese zu Nutze machen, und der Preis die-

ser Dinge würde auf eine Zeitlang steigen. Aber, wenn wir dies gethan hätten, so wäre es auch vorbei. Denn keiner kann darauf rechnen, daß er diese zehn Thaler mehr alle Jahre haben werde. Keiner würde seine Lebensweise deswegen verändern und die jezt für diese zehn Thaler angeschafften Bedürfnisse als solche ansehen können, die er alle Jahre wieder haben müßte. Mancher würde auch seine zehn Thaler als einen Nothpfennig zu künftigem Gebrauch hinlegen. Dies sind wir überhaupt geneigt, bei außerordentlichen Zuflüssen zu thun, auf die wir so bald nicht wieder rechnen können.

Aber in dieser Gesellschaft würden wir ganz anders denken. Da fände überhaupt ein jeder durch den stärkern Umlauf des Geldes seinen Verdienst um ein Drittheil gemehrt. Denn wir wollen noch annehmen, daß die Preise der Dinge nicht gestiegen wären. Auf diesen neuen sonst ungewohnten Zufluß könnten wir rechnen, daß er dauerhaft seyn werde. Fallen kann der Preis der Dinge auf keine Weise. Denn woher soll dem Mann, der sonst von 150 Thalern leben mußte, nun, da er 200 Thaler einnimmt, der Gedanke entstehen, weniger für eben die Bedürfnisse zu geben, als er sonst that, und jezt in dem Ankauf derselben mehr zu sparen, als er sonst nöthig fand? Jezt fühlt er das Vermögen, mehr zu verwenden, unmittelbar. Der Wunsch des Bessersehns wird bei jedem unter ihnen rege. Das Mittel, ihn zu erfüllen, ist da, und jedermann hat Grund darauf zu rechnen, daß es ihm in Zukunft nicht fehlen werde. Zur ängstlichen Auf-

sparung des Erworbenen ist weniger Grund, als jemals.

§. 49.

Noch immer erscheinen jedoch keine Gründe zur Erhöhung der Preise. Doch hier tritt schon alles das ein, was ich oben §. 28. f. f. angeführt habe. Ich will aber nun noch zwei andere Gründe mit beibringen, an welche mancher meiner Leser schon lange gedacht und sich gewundert haben mag, daß ich bisher ihrer nur beiläufig erwähnt habe.

Der erste ist die neu entstehende Concurrenz der Käufer der Bedürfnisse. Es ist unmöglich, daß der Vorsatz, besser zu leben und mehr für sein Geld zu genießen, bei allen Mitgliedern einer solchen Gesellschaft überhaupt entstehe, ohne daß ihre gemehrte, nicht zufällige, wie in jenem Fall, sondern anhaltende Kauflust sie sehr oft in dem Kauf ihrer Bedürfnisse zusammen stoßen mache, davon dann der Verkäufer gewiß seinen Nutzen ziehen, und dem, dessen Kauflust die größere ist, einen höhern Preis abnöthigen wird. *) Viele Bedürfnisse werden nicht sogleich, da sie gewünscht und gesucht werden, in dem verlang-

*) Wir denken hier nicht an die Bedürfnisse, so durch den auswärtigen Handel herbeigeführt werden, und mit der steigenden Nachfrage sich so vermehren, daß die Preise zwar etwas, aber nicht hoch steigen können. Denn wir fahren noch immer fort, die bürgerliche Gesellschaft, die uns zum Beispiel dient, als isolirt anzusehen.

ten Vorrath da seyn, und der letzte Käufer derselben wird nicht nur für sich davon Nutzen ziehen, sondern auch denen, die er ermuntert, sie ihm künftig zu verschaffen, eine höhere Bezahlung anbieten müssen. Da wird sich denn auch die Nachfrage nach Arbeit auf allen Seiten mehren, und die oben erwähnten Folgen in dem Steigen des Lohns der Dienste entstehen.

Eine zweite Ursache ist die, deren ich schon vorhin in einer andern Absicht erwähnt habe, daß die meisten Menschen in ihrer Rechnung sich betriegen, die sie über dasjenige machen, was sie von ihrer Geldeinnahme glauben bestreiten zu können. Der Wunsch und Vorsatz, für sein Geld so viel als nur immer möglich zu geniessen, mag so fest stehen, als er will, so glaubt doch die grössere Zahl der Menschen, mehr für ihr Geld geniessen zu können, als bei einem gewissen Bestande des Preises der Dinge möglich ist. Dies wirkt nur wenig bei einer zufälligen Einnahme, aber sehr mächtig, wenn man auf fortwährende Zunahme des Auskommens rechnet. Da glaubt dann mancher, bei dem Ankauf Eines Bedürfnisses noch immer Geld genug für andre übrig zu haben, wenn er gleich jetzt dem Verkäufer, der sich seine Kauflust zu Nutze macht, mehr als gewöhnlich dafür bezahlt. Dies geht bei vielen bis zum Leichtsinn, und, wenn gleich dieser nicht bei allen allgemein wird, so entstehen doch daraus dem Verkäufer wiederholte Erfahrungen von der Möglichkeit, einen höhern Werth für seine Waare zu bekommen. Er wird bei jedem Verkaufe den Versuch thun, denselben zu bekommen, und den Käufer, der

zu kaltblütig dingt, gelassen von sich gehen lassen, in der Erwartung, bald einen andern wieder zu sich kommen zu sehen, den seine Kauflust verleitet, ihm seinen Preis zu geben. Er darf auch, wenn ihm dies nur von Zeit zu Zeit gelingt, Ehren halber nicht zurück gehen, weil dies sonst dem leichtsinnigen Käufer die Augen öffnen und er sich für betrogen halten würde.

Dies aber wirkt insonderheit auf die Preise der Producte der Industrie, und doch nur vorzüglich zum Vortheil des letzten Verkäufers.

Auf den Lohn der Arbeit der ersten Hand bis zur letzten, die dem Sammler der Producte der Industrie dieselben zum Verkauf im Großen fertig liefert, wie auch auf den Preis der Producte der Natur scheinen mir jedoch diejenigen Ursachen vorzüglich zu wirken, die ich oben §. 29. f. f. angegeben habe. Wenn die hier angeführten beiden Ursachen mit einwirken, so scheint es mir auf folgende Weise zu geschehen:

Es wirkt nun auch der Handel und folglich ein Vorkauf in die Erhöhung der Preise mit ein. In Ansehung der Naturproducte bemerken diejenigen, welche dieselben für ihren Handel aufkaufen, die entstehende Concurrenz früher, als diejenigen, welche sie produciren, und jene stoßen bei dem Ankauf derselben zusammen, überbieten einander, und geben dem Landsmann die Erfahrung, daß seine Producte jetzt mehr gelten können, als er sonst dafür bekam. Man mögte sagen, der Landmann kann doch bei jeder schlechten Erndte schon wissen, daß eine stärkere Nachfrage nach dem ihm überflüssigen Korn entstehen werde. Aber das

gen rede ich hier noch nicht, sondern von dem allmähligen Steigen der Naturproducte in einer bürgerlichen Gesellschaft, die in mehrere Aufnahme kömmt. Der Bauer wird sein Korn, das er bei dieser zu Markte bringt, nie wieder mit sich zurück nehmen, wenn er gleich merkt, daß die Menschen, an die er jetzt verkauft, ihm mehr zu zahlen vermögend sind, als sie ehemals ihm zahlten und ihm jetzt noch bieten. Er wird, wenn er Wolle, Flachs, Leder und dergleichen im Vorrath hat, noch nicht wissen, daß in der Stadt ein stärkerer Verbrauch aller dieser Dinge sey, als ehemals. Aber die Aufkäufer dieser Bedürfnisse werden es ihm merken lassen, wenn sie fleissiger, als vorhin, nach diesen Bedürfnissen fragen, und unwillig thun, wenn sie davon nicht so viel bei ihm finden, als sie nöthig haben.

Denen, die ihre Arbeit für Lohn anbieten, ist die zunehmende Nachfrage nach Arbeit einzelnen und allen bald merklich. Bei ihnen erhält sich ein beständiges Bestreben, den Lohn ihrer Arbeit zu erhöhen. Sie fühlen es bei jedem Lohn ihrer Arbeit zu sehr, daß ihnen derselbe doch immer zur Bestreitung weit wenigerer Bedürfnisse zureicht, als in deren Genusse sie andre sehen, und sie mögten deren doch gar zu gern mehr geniessen. Sie müssen zwar, wie ich oben §. 20. gezeigt habe, immer den Umständen nachgeben, so lange ihnen nicht eine steigende Nachfrage zu Hülfe kömmt. Aber, da diese bei einer gemehrten Aufnahme der bürgerlichen Gesellschaft gewiß erfolgt, oder vielmehr die Voraussetzung selbst ist, unter welcher ich rede, so gelingt ihnen ihr

Wunsch immer zum Theil, und würde ihnen noch mehr gelingen, wenn ihnen ihre dringenden Bedürfnisse z t ließen, die ganze Wirkung dieser steigenden Nachfrage abzuwarten *).

Wenn denn der Arbeiter seinen Wunsch durch die Erhöhung des Lohns seiner Arbeit zum Theil erreicht hat, so geht es ihm, wie jedem andern. Er gewöhnt sich an Bedürfnisse, die er vorher nicht als solche kannte, glaubt von seinem erhöheten Lohn mehr bestreiten zu können, als er nachher möglich findet, ist daher fortdauernd verlegen und bemüht, seinen Lohn noch ferner zu erhöhen. Einzelnen, deren Arbeit bei den steigenden Bedürfnissen der Gesellschaft vorzüglich gesucht wird, gelingt dieses. Andre, an deren Arbeit die Gesellschaft genug hat, und in Ansehung deren die Nachfrage in Stillstand geräth, müssen da stehen bleiben, wo sie sind, und für sie ist an keine weitere Erhöhung zu gedenken.

§. 50.

Unter diesen Umständen scheint es, daß die bürgerliche Gesellschaft, von der ich annehm, daß sie sich um

*) In den von den Handwerkern erregten Aufständen ist deren erstes Mittel, um ihre Absichten von der bürgerlichen Gesellschaft zu erzwingen, daß sie ihre Arbeit niederlegen, und der Ausgang hängt gewöhnlich davon ab, ob diese es so lange aushalten und sich auf irgend eine Art helfen kann, bis jene durch ihre dringenden Bedürfnisse genöthiget werden, sich zum Ziele zu legen, und wieder an ihre Arbeit zu gehn.

ein Drittheil mehr beschäftige, nicht mit derjenigen Geldsumme auskommen könne, die ihr hinlänglich war, als, wie ich annahm, die Preise der Dinge noch unverändert blieben. Unter dieser Voraussetzung durften ihre 60,000 Thaler, die vorhin nur fünfmal umgezählt wurden, und 300,000 Thaler Auskommen im Zahlwerth hervorbrachten, nicht vollends zweimal mehr umgezählt werden, um für 400,000 Thaler, das ist, ein Drittheil mehr, Auskommen zu geben. Darin ist keine Schwierigkeit. Denn wenn sich diese Menschen um ein Drittheil mehr beschäftigen, so kömmt das Geld auch um ein Drittheil öfter an einen jeden, und geht von diesen wieder fort. Aber wenn sich die Preise erhöhen, so ist es damit noch nicht genug. Mit dieser um ein Drittheil vervielfältigten Umzählung kömmt noch nicht der erhöhete Preis der Bedürfnisse und der erhöhete Lohn der Dienste heraus. Die Gesellschaft wird also sich entweder wieder einschränken müssen, sich nicht um ein volles Drittheil mehr beschäftigen können, oder das Geld muß noch öfter umgezählt werden.

Hierin ist viel wahres, und die Bemerkung ist wichtig. Sie wird mich nöthigen, am Ende doch etwas mehr von einem nothwendigen Verhältnis des Geldvorraths zu dem Zahlwerth aller Bedürfnisse und Dienste einzugestehen, als meine Leser vielleicht geglaubt haben, daß ich jemals thun würde. Sie wird uns aber auch leiten, über die Folgen zufälliger und eine Zeitlang daurender Theurungen richtiger zu urtheilen, als wir sonst thun würden.

Gesetzt also, der Preis der Dinge stiege durch eine

Folge der angegebenen Gründe um ein Sechstheil, nachdem die Beschäftigungen in dieser Gesellschaft um ein Drittheil zugenommen haben. In dieser letzten Rücksicht allein würde der Zahlwerth alles Auskommens von 3 auf 400,000 Thaler zugenommen haben. In der ersten aber muß er nun noch bis 466,666 Thaler zunehmen. In jener Rücksicht mußten die 60,000 Thaler nicht vollends siebenmal, in dieser mußten sie beinahe achtmal umgezählt werden.

Wenn ich meinen Lesern ein Blendwerk machen wollte, wenn mich selbst die Liebe zu meinen bisher angegebenen Behauptungen so weit verleiten könnte, so mögte es vielleicht zulänglich zur Auflösung dieses Knotens scheinen, wenn ich dies sogleich zugäbe, und nun sagte: wo ist die Schwierigkeit, daß die 60,000 Thaler, wenn sie in der einen Rücksicht nur siebenmal circuliren dürfen, in der andern noch einmal mehr umgezählt werden?

Aber dies geht so leicht nicht. Um uns die Schwierigkeit der Sache recht einsehen zu machen, laßt uns eine Voraussetzung machen, die freilich nicht in dem natürlichen Gange der Circulation Statt haben kann. Laßt uns statt der unendlich vielen Uebergänge des Geldes im Kleinen einzelne Tage im Jahre setzen, da alle 60,000 Thaler auf einmal von dem einen Theil des Volks zu dem andern übergehen. An einem Zahltage zahlte der eine Theil, und bekäme an dem folgenden alles von jenem Theil wieder. In dem ersten Zustand der Gesellschaft müßten dieser Tage fünf im Jahre, zehn in zwei Jahren seyn. In dem

zweiten Zustande müßten deren sieben in einem, vierzehn in zwei Jahren seyn *). Denn wenn sich die Mitglieder der Gesellschaft um ein Drittheil mehr beschäftigen, und die Preise aller Dinge eben dieselben bleiben, so dürfen die 60,000 Thaler nur siebenmal übergehen, um 2000 Familien 200 Thaler Auskommen im Durchschnitt zu geben. Nun aber setze man, daß die Erhöhung in den Preisen der Dinge noch 66,666 Thaler mehr erfodere, wie werden diese 66,666 Thaler mehr im Jahre, oder der auf jeden Zahltag nöthige Theil davon, 9524 Thaler, in die Hände derjenigen kommen, die an den angenommenen Zahltagen sie ihren Mitbürgern für die von ihnen erlangten Bedürfnisse und Dienste wegen des erhöheten Preises zahlen sollen?

Man wird leicht einsehen, der Geldsumlauf müsse sich noch vermehren, das heißt, das Geld müsse noch öfter umlaufen, damit dieser Zuwachs des Preises der Dinge von jedem zu der Zeit verdient sey, da er ihn auszahlen soll. Dann müßten wir statt sieben acht Zahltage im Jahre haben.

Hierin ist noch keine Schwierigkeit. Die Neigung dieses Volks, sich unter einander zu beschäftigen, kann noch weit über das angenommene Drittheil zunehmen. Aber dann nehmen ja auch alle die Folgen zu, welche ich §. 49. angegeben habe. Die Nachfrage nach

*) Es müßte freilich das Geld genau sechs und zwei Drittelmal übergehen, um aus 3 die 400,000 Thaler zu machen. So wären es denn in drei Jahren zwanzig Tage. Aber es kömmt auf diesen Bruch bei dieser Erläuterung nichts an.

Arbeit, die Concurrenz in dem Kaufe der Bedürfnisse steigt, und alle Preise steigen. Folglich werden in der Folge auch diese 66,666 Thaler, die in dem gemehrten Umlaufe neu verdient sind, nicht mehr für diese neue Erhöhung zureichen. Und wenn wir denn auch, um diesem Abgang vorzukommen, eine neue Vermehrung der Arbeit und des Auskommens annehmen wollten, so müßten wir auch dann immer etwas mehr für die Erhöhung der Preise rechnen. Oder, damit ich mein Beispiel dem wirklichen Gange der Dinge gemäßer mache, so setze man, das gemeine Arbeitslohn steige durch eine Folge der gemehrten Circulation von sechs auf sieben gute Groschen täglich. Nun ist ja gewiß, daß der Mann, der nun dies Sechstheil mehr auslohnen soll, dasselbe nicht haben werde, wenn er nicht noch mehr verdient, als was ihm die gemehrte Circulation zubrachte, die ihn zwar in den Stand setzte, ein Drittheil mehr Bedürfnisse und Dienste zu dem alten Preise zu bezahlen, aber nicht sie ein Sechstheil höher zu bezahlen.

Nun laßt uns annehmen, der Fürst schenkte dieser Gesellschaft, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, 9524 Thaler, oder die Obrigkeit fände einen Schatz von diesem Belauf, so hätte sie zu ihrer gemehrten Circulation in dem dermaligen Bestande genug, und diese könnte sich eine Weile dabei erhalten.

Aber da dies eine leere Supposition ist, und wir jetzt noch keine andre machen wollen, so läuft es doch immerhin gewiß dahin aus, daß diese Gesellschaft nicht an den 60,000 Thalern Geld genug hat, um sich alle

Bedürfnisse und Dienste zu bezahlen, wenn dieselben um ein volles Drittheil zugenommen, zugleich aber die Preise sich um ein Sechstheil erhöhet haben. Ist es dazu gekommen, ehe sich die Preise der Dinge um ein Sechstheil gemehrt haben, so wird, wenn sich diese so weit erhöhen, der Arbeit im Volke etwas weniger werden müssen. Der Zahlwerth alles Auskommens im Volk kann 400,000 Thaler für jede Familie werden, aber das wahre Auskommen für einen jeden wird nicht in eben dem Maaße steigen. Denn keiner wird für diese 200 Thaler vollends ein Drittheil mehr Dienste und Bedürfnisse haben können, als er sonst von 150 Thalern hatte. Wenn wir annehmen, daß die Preise der Dinge um ein Sechstheil gestiegen sind, so ist der Werth der mit diesen 400,000 Thalern bezahlten Bedürfnisse und Dienste nach dem alten Fuß 342,857 Thaler, 342,857 Thaler verhalten sich zu 400,000 Thalern, wie eins zu ein und ein Sechstheil.

Aber der natürliche Gang der Sache wird dieser seyn: So wie die Circulation zunimmt, werden auch die Preise der Dinge steigen, doch nicht in gleichem Verhältnis, weil so viel Ursachen, die ich zum Theil weitläuftig ausgeführt habe, derselben entgegen wirken, da hingegen jene durch eine mächtige Ursache, den Wunsch des Besserseyns, befördert wird, die durch wohlbenutzte Leitung und den natürlichen Trieb der Menschen ins Unbestimmbare erhöhet werden kann. Nun wirkt freilich diese Erhöhung der Preise jener Vermehrung der Arbeit entgegen, nimmt ihr immer etwas, hindert aber ihr Steigen nie ganz. Der Ar-

beiter, der auf die Vermehrung seines Arbeitslohns hält, will doch leben. Die Arbeit wird ihm gar zu nothwendig, und er muß den Preis einwilligen, den ihm die Umstände nothwendig machen, und dieser Preis des Arbeitslohns so wohl, als der Bedürfnisse wird sich so stellen, daß ein jeder zwar etwas weniger für sein Geld genießt, als er von seinem gebesserten Auskommen erwartete, aber doch ungemein viel mehr genießt, als er würde haben thun können, wenn die Circulation sich nicht um ein Drittheil gemehrt hätte.

Wenn man die Sache so ansieht, so ist es klar, daß die Grenzen nicht anzugeben sind, in welchen, ungeachtet dieser Schwierigkeit, die Circulation in einem isolirten Volke stille stehen müsse. Wir wollen annehmen, daß die Neigung, sich zu beschäftigen, in unserm z. E. gesetzten Volke noch ferner so zunehme, daß die 60,000 Thaler im Jahre zehnmal müßten umgezählt werden. Der Zahlwerth alles Auskommens würde dem zufolge auf 600,000 Thaler, das ist, auf das Doppelte von dem steigen, was es im ersten Zustande dieser Gesellschaft war. Aber wir wissen nun schon, daß dies kein doppeltes Maas der Beschäftigungen, oder, welches einerlei ist, kein doppeltes Total der Bedürfnisse und der Dienste voraussetzen kann, weil deren Preise sich fortdaurend erhöhet haben. Gesetzt nun, sie seyn durch eine Folge nicht genau bestimmbarer Umstände nunmehr bei dieser so starken Circulation um ein Drittheil theurer geworden, so ist freilch klar, daß die in der Circulation umher gezählten 600,000 Thaler nun nicht mehr Bedürfnisse und Dienste zu bezahlen

von rede ich hier noch nicht, sondern von dem allmähligen Steigen der Naturproducte in einer bürgerlichen Gesellschaft, die in mehrere Aufnahme kömmt. Der Bauer wird sein Korn, das er bei dieser zu Markte bringt, nie wieder mit sich zurück nehmen, wenn er gleich merkt, daß die Menschen, an die er jetzt verkauft, ihm mehr zu zahlen vermögend sind, als sie ehemals ihm zahlten und ihm jetzt noch bieten. Er wird, wenn er Wolle, Flachs, Leder und dergleichen im Vorrath hat, noch nicht wissen, daß in der Stadt ein stärkerer Verbrauch aller dieser Dinge sey, als ehemals. Aber die Aufkäufer dieser Bedürfnisse werden es ihm merken lassen, wenn sie fleissiger, als vorhin, nach diesen Bedürfnissen fragen, und unwillig thun, wenn sie davon nicht so viel bei ihm finden, als sie nöthig haben.

Denen, die ihre Arbeit für Lohn ausbieten, ist die zunehmende Nachfrage nach Arbeit einzelnen und allen bald merklich. Bei ihnen erhält sich ein beständiges Bestreben, den Lohn ihrer Arbeit zu erhöhen. Sie fühlen es bei jedem Lohn ihrer Arbeit zu sehr, daß ihnen derselbe doch immer zur Bestreitung weit wenigerer Bedürfnisse zureicht, als in deren Genusse sie andre sehen, und sie möchten deren doch gar zu gern mehr geniessen. Sie müssen zwar, wie ich oben §. 20. gezeigt habe, immer den Umständen nachgeben, so lange ihnen nicht eine steigende Nachfrage zu Hülfe kömmt. Aber, da diese bei einer gemehrten Aufnahme der bürgerlichen Gesellschaft gewiß erfolgt, oder vielmehr die Voraussetzung selbst ist, unter welcher ich rede, so gelingt ihnen ihr

Wunsch immer zum Theil, und würde ihnen noch mehr gelingen, wenn ihnen ihre dringenden Bedürfnisse Zeit ließen, die ganze Wirkung dieser steigenden Nachfrage abzuwarten *).

Wenn denn der Arbeiter seinen Wunsch durch die Erhöhung des Lohns seiner Arbeit zum Theil erreicht hat, so geht es ihm, wie jedem andern. Er gewöhnt sich an Bedürfnisse, die er vorher nicht als solche kannte, glaubt von seinem erhöheten Lohn mehr bestreiten zu können, als er nachher möglich findet, ist daher fortdauernd verlegen und bemüht, seinen Lohn noch ferner zu erhöhen. Einzelnen, deren Arbeit bei den steigenden Bedürfnissen der Gesellschaft vorzüglich gesucht wird, gelingt dieses. Andre, an deren Arbeit die Gesellschaft genug hat, und in Ansehung deren die Nachfrage in Stillstand geräth, müssen da stehen bleiben, wo sie sind, und für sie ist an keine weitere Erhöhung zu gedenken.

§. 50.

Unter diesen Umständen scheint es, daß die bürgerliche Gesellschaft, von der ich annehm, daß sie sich um

---

*) In den von den Handwerkern erregten Aufständen ist deren erstes Mittel, um ihre Absichten von der bürgerlichen Gesellschaft zu erzwingen, daß sie ihre Arbeit niederlegen, und der Ausgang hängt gewöhnlich davon ab, ob diese es so lange aushalten und sich auf irgend eine Art helfen kann, bis jene durch ihre dringenden Bedürfnisse genöthiget werden, sich zum Ziele zu legen, und wieder an ihre Arbeit zu gehen.

ein Drittheil mehr beschäftige, nicht mit derjenigen Geldsumme auskommen könne, die ihr hinlänglich war, als, wie ich annahm, die Preise der Dinge noch unverändert blieben. Unter dieser Voraussetzung durften ihre 60,000 Thaler, die vorhin nur fünfmal umgezählt wurden, und 300,000 Thaler Auskommen im Zahlwerth hervorbrachten, nicht vollends zweimal mehr umgezählt werden, um für 400,000 Thaler, das ist, ein Drittheil mehr, Auskommen zu geben. Darin ist keine Schwierigkeit. Denn wenn sich diese Menschen um ein Drittheil mehr beschäftigen, so kömmt das Geld auch um ein Drittheil öfter an einen jeden, und geht von diesen wieder fort. Aber wenn sich die Preise erhöhen, so ist es damit noch nicht genug. Mit dieser um ein Drittheil vervielfältigten Umzählung kömmt noch nicht der erhöhete Preis der Bedürfnisse und der erhöhete Lohn der Dienste heraus. Die Gesellschaft wird also sich entweder wieder einschränken müssen, sich nicht um ein volles Drittheil mehr beschäftigen können, oder das Geld muß noch öfter umgezählt werden.

Hierin ist viel wahres, und die Bemerkung ist wichtig. Sie wird mich nöthigen, am Ende doch etwas mehr von einem nothwendigen Verhältnis des Geldvorraths zu dem Zahlwerth aller Bedürfnisse und Dienste einzugestehen, als meine Leser vielleicht geglaubt haben, daß ich jemals thun würde. Sie wird uns aber auch leiten, über die Folgen zufälliger und eine Zeitlang daurender Theurungen richtiger zu urtheilen, als wir sonst thun würden.

Gesetzt also, der Preis der Dinge stiege durch eine

Folge der angegebenen Gründe um ein Sechstheil, nachdem die Beschäftigungen in dieser Gesellschaft um ein Drittheil zugenommen haben. In dieser letzten Rücksicht allein würde der Zahlwerth alles Auskommens von 3 auf 400,000 Thaler zugenommen haben. In der ersten aber muß er nun noch bis 466,666 Thaler zunehmen. In jener Rücksicht mußten die 60,000 Thaler nicht vollends siebenmal, in dieser mußten sie beinahe achtmal umgezählt werden.

Wenn ich meinen Lesern ein Blendwerk machen wollte, wenn mich selbst die Liebe zu meinen bisher angegebenen Behauptungen so weit verleiten könnte, so mögte es vielleicht zulänglich zur Auflösung dieses Knotens scheinen, wenn ich dies sogleich zugäbe, und nun sagte: wo ist die Schwierigkeit, daß die 60,000 Thaler, wenn sie in der einen Rücksicht nur siebenmal circuliren dürfen, in der andern noch einmal mehr umgezählt werden?

Aber dies geht so leicht nicht. Um uns die Schwierigkeit der Sache recht einsehen zu machen, laßt uns eine Voraussetzung machen, die freilich nicht in dem natürlichen Gange der Circulation Statt haben kann. Laßt uns statt der unendlich vielen Uebergänge des Geldes im Kleinen einzelne Tage im Jahre setzen, da alle 60,000 Thaler auf einmal von dem einen Theil des Volks zu dem andern übergehen. An einem Zahltage zahlte der eine Theil, und bekäme an dem folgenden alles von jenem Theil wieder. In dem ersten Zustand der Gesellschaft müßten dieser Tage fünf im Jahre, zehn in zwei Jahren seyn. In dem

zweiten Zustande müßten deren sieben in einem, vierzehn in zwei Jahren seyn *). Denn wenn sich die Mitglieder der Gesellschaft um ein Drittheil mehr beschäftigen, und die Preise aller Dinge eben dieselben bleiben, so dürfen die 60,000 Thaler nur siebenmal übergehen, um 2000 Familien 200 Thaler Auskommen im Durchschnitt zu geben. Nun aber setze man, daß die Erhöhung in den Preisen der Dinge noch 66,666 Thaler mehr erfodert, wie werden diese 66,666 Thaler mehr im Jahre, oder der auf jeden Zahltag nöthige Theil davon, 9524 Thaler, in die Hände derjenigen kommen, die an den angenommenen Zahltagen sie ihren Mitbürgern für die von ihnen erlangten Bedürfnisse und Dienste wegen des erhöheten Preises zahlen sollen?

Man wird leicht einsehen, der Geldsumlauf müsse sich noch vermehren, das heißt, das Geld müsse noch öfter umlaufen, damit dieser Zuwachs des Preises der Dinge von jedem zu der Zeit verdient sey, da er ihn auszahlen soll. Dann müßten wir statt sieben acht Zahltage im Jahre haben.

Hierin ist noch keine Schwierigkeit. Die Neigung dieses Volks, sich unter einander zu beschäftigen, kann noch weit über das angenommene Drittheil zunehmen. Aber dann nehmen ja auch alle die Folgen zu, welche ich §. 49. angegeben habe. Die Nachfrage nach

*) Es müßte freilich das Geld genau sechs und zwei Drittelmal übergehen, um aus 3 die 400,000 Thaler zu machen. So wären es denn in drei Jahren zwanzig Tage. Aber es kömmt auf diesen Bruch bei dieser Erläuterung nichts an.

Arbeit, die Concurrenz in dem Kaufe der Bedürfnisse steigt, und alle Preise steigen. Folglich werden in der Folge auch diese 66,666 Thaler, die in dem gemehrten Umlaufe neu verdient sind, nicht mehr für diese neue Erhöhung zureichen. Und wenn wir denn auch, um diesem Abgang vorzukommen, eine neue Vermehrung der Arbeit und des Auskommens annehmen wollten, so müßten wir auch dann immer etwas mehr für die Erhöhung der Preise rechnen. Oder, damit ich mein Beispiel dem wirklichen Gange der Dinge gemäßer mache, so setze man, das gemeine Arbeitslohn steige durch eine Folge der gemehrten Circulation von sechs auf sieben gute Groschen täglich. Nun ist ja gewiß, daß der Mann, der nun dies Sechstheil mehr auslohnen soll, dasselbe nicht haben werde, wenn er nicht noch mehr verdient, als was ihm die gemehrte Circulation zubrachte, die ihn zwar in den Stand setzte, ein Drittheil mehr Bedürfnisse und Dienste zu dem alten Preise zu bezahlen, aber nicht sie ein Sechstheil höher zu bezahlen.

Nun laßt uns annehmen, der Fürst schenkte dieser Gesellschaft, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, 9524 Thaler, oder die Obrigkeit fände einen Schatz von diesem Belauf, so hätte sie zu ihrer gemehrten Circulation in dem dermaligen Bestande genug, und diese könnte sich eine Weile dabei erhalten.

Aber da dies eine leere Supposition ist, und wir jetzt noch keine andre machen wollen, so läuft es doch immerhin gewiß dahin aus, daß diese Gesellschaft nicht an den 60,000 Thalern Geld genug hat, um sich alle

Bedürfnisse und Dienste zu bezahlen, wenn dieselben um ein volles Drittheil zugenommen, zugleich aber die Preise sich um ein Sechstheil erhöhet haben. Ist es dazu gekommen, ehe sich die Preise der Dinge um ein Sechstheil gemehrt haben, so wird, wenn sich diese so weit erhöhen, der Arbeit im Volke etwas weniger werden müssen. Der Zahlwerth alles Auskommens im Volk kann 400,000 Thaler für jede Familie werden, aber das wahre Auskommen für einen jeden wird nicht in eben dem Maaße steigen. Denn keiner wird für diese 200 Thaler vollends ein Drittheil mehr Dienste und Bedürfnisse haben können, als er sonst von 150 Thalern hatte. Wenn wir annehmen, daß die Preise der Dinge um ein Sechstheil gestiegen sind, so ist der Werth der mit diesen 400,000 Thalern bezahlten Bedürfnisse und Dienste nach dem alten Fuß 342,857 Thaler, 342,857 Thaler verhalten sich zu 400,000 Thalern, wie eins zu ein und ein Sechstheil.

Aber der natürliche Gang der Sache wird dieser seyn: So wie die Circulation zunimmt, werden auch die Preise der Dinge steigen, doch nicht in gleichem Verhältnis, weil so viel Ursachen, die ich zum Theil weitläuftig ausgeführt habe, derselben entgegen wirken, da hingegen jene durch eine mächtige Ursache, den Wunsch des Besserseyns, befördert wird, die durch wohlbenutzte Leitung und den natürlichen Trieb der Menschen ins Unbestimmbare erhöhet werden kann. Nun wirkt freilich diese Erhöhung der Preise jener Vermehrung der Arbeit entgegen, nimmt ihr immer etwas, hindert aber ihr Steigen nie ganz. Der An-

beiter, der auf die Vermehrung seines Arbeitslohns hält, will doch leben. Die Arbeit wird ihm gar zu nothwendig, und er muß den Preis einwilligen, den ihm die Umstände nothwendig machen, und dieser Preis des Arbeitslohns so wohl, als der Bedürfnisse wird sich so stellen, daß ein jeder zwar etwas weniger für sein Geld genießt, als er von seinem gebesserten Auskommen erwartete, aber doch ungemein viel mehr genießt, als er würde haben thun können, wenn die Circulation sich nicht um ein Drittheil gemehrt hätte.

Wenn man die Sache so ansieht, so ist es klar, daß die Grenzen nicht anzugeben sind, in welchen, ungeachtet dieser Schwierigkeit, die Circulation in einem isolirten Volke stille stehen müsse. Wir wollen annehmen, daß die Neigung, sich zu beschäftigen, in unserm z. E. gesetzten Volke noch ferner so zunehme, daß die 60,000 Thaler im Jahre zehnmal müßten umgezählt werden. Der Zahlwerth alles Auskommens würde dem zufolge auf 600,000 Thaler, das ist, auf das Doppelte von dem steigen, was es im ersten Zustande dieser Gesellschaft war. Aber wir wissen nun schon, daß dies kein doppeltes Maas der Beschäftigungen, oder, welches einerlei ist, kein doppeltes Total der Bedürfnisse und der Dienste voraussetzen kann, weil deren Preise sich fortdaurend erhöhet haben. Gesetzt nun, sie seyn durch eine Folge nicht genau bestimmbarer Umstände nunmehr bei dieser so starken Circulation um ein Drittheil theurer geworden, so ist freilich klar, daß die in der Circulation umher gezählten 600,000 Thaler nun nicht mehr Bedürfnisse und Dienste zu bezahlen

ausreichen, als in dem ersten Zustande der Gesellschaft mit 450,000 Thalern hätte bezahlt werden können, denn 450,000 Thaler verhalten sich zu 600,000 Thalern wie eins zu ein und ein Drittheil. Aber 450,000 Thaler sind doch anderthalbmal so viel, als 300,000 Thaler, und in eben dem Maaße hat das Auskommen in dieser Gesellschaft zugenommen, und noch immer kann ein jeder im Durchschnitt anderthalbmal so viel geniessen. Der Zahlwerth war zwar das Doppelte, aber der Werth derer Bedürfnisse und Dienste, durch welche sich die Mitglieder dieser Gesellschaft einander Auskommen geben, ist, nach dem alten Geldeswerth ausgemessen, nur anderthalbmal größer. In dem zweiten Zustande der Gesellschaft, da die Circulation 400,000 Thaler umtrieb, war der innere Werth der Bedürfnisse und Dienste, nach dem alten Preise geschätzt, nur von 300,000 auf 342,857 Thaler angewachsen. Jetzt hat er sich um 107,143 Thaler vermehrt, und um so viel besser ist die Gesellschaft daran. Jede Familie im Durchschnitt hat doch nun über 50 Thaler mehr Auskommen dem ersten Werthe nach. Dem Zahlwerth nach hat sie 100 Thaler mehr; 50 Thaler nimmt der erhöhete Preis der Bedürfnisse weg.

§. 51.

Ich könnte dies alles durch viel genauere Berechnungen darstellen, um diesem Theile meiner Abhandlung das Ansehen einer scharfsinnigen Theorie zu geben. Wollte man die Sache genau mathematisch aus-

rechnen, so würden zwei convagirende geometrische Reihen daraus werden, die in's unendliche fortgeführt, dann doch aber, wie man weiß, summirt werden könnten, und die Grenze angeben würden, bei welcher das Zunehmen des Auskommens um ein Drittheil und der Anwachs der Preise um ein Sechstheil, oder was man für Verhältnisse sonst nehmen will, mit einander zusammenstoßen würden. Aber ich habe mich in diesem Buche von mathematischen tiefgehenden Erläuterungen dieser Art zurückgehalten, und will es auch bei dieser 2ten Ausgabe thun, weil ich die Klage nicht scheinbarer machen mag, welche mancher Leser über die Schwierigkeit dieses zweiten Buchs geführt hat. Bei dem allen haben wir auch einige Umstände nicht beachtet, welche uns in dieser Rechnung bald wieder irre machen würden. Der erste ist:

1) daß die freien Entschlüsse der Menschen doch immer einen zu großen Einfluß auf die Bestimmung des Preises der Dinge haben, und daß ein jeder, so wie er findet, daß ihm sein gemehrtes Auskommen noch nicht zureicht, alle Bedürfnisse, die er für dasselbe glaubt genießen zu können, zu dem sich erhöhenden Preise zu bezahlen, dieser Erhöhung der Preise, so viel er kann, entgegenstreben wird. Die niedere Volksklasse, deren Arbeit hauptsächlich zur Producirung dieser Bedürfnisse erfodert wird, ist immer in der Lage, daß sie den obern Classen, für deren Bedürfnisse sie arbeitet, oder in welchem sich die Aufkäufer der Producte ihrer mannigfaltigen Industrie befinden, nachgeben und dem Wunsche eines verhältnismäßigen Bes-

serseyns entsagen muß, wenn sie leben, blos leben will. Dies bestätigt sich, wie mich dünkt, sehr durch den Preis vieler Producte der Industrie, die sich bei weitem nicht so erhöhet haben, wie man bei dem gemehrten Vorrath des Geldes, wenn man auch nur meinen Grundsätzen nachgeht, vermuthen sollte. Smith zeigt S. 388 ff. des ersten Bandes der deutschen Uebersetzung, daß am Ende des funfzehnten Jahrhunderts der Preis einer Yard des feinsten Englischen Tuchs, der jetzt höchstens eine Guinee ist, im damaligen Gelde sechszehn Schillinge, das ist so viel, als jetzt vier und zwanzig Schillinge, und wenn man auf den Werth des Korns zurück sieht, der volle Preis drei Pfund sechs Schillinge sechs Pence, das ist mehr als dreimal höher, als jetzt gewesen sey. Man räume den dabei in Betracht zu ziehenden Ursachen, der Unvollkommenheit der Maschinen, dem theureren Preise der Wolle, und der damals noch sehr mangelnden Vertheilung der Arbeit ein, so viel man will, so ist doch unstreitig, daß damals ein Englischer Tucharbeiter viel besser von seiner Arbeit gelebt haben müsse, als jetzt, und daß der Manufakturist, der jetzt seine Arbeit nutzt, Mittel habe, ihn zu einem viel niedrigern Vergleich über den Lohn seiner Arbeit zu zwingen, als welche in jenen Zeiten Statt hatten. Sehr wahrscheinlich liegt die Ursache darin, daß in jenen Zeiten alle Arbeit, wodurch das Stück feines Tuch producirt wird, in den Städten geschah, und in diesen unter dem Zwang der Zünfte litt. Nach der Zeit aber entstanden Städte ohne Stadtrecht, und ohne

Zunftzwang, wie z. B. Leeds. Die Arbeit der ersten Hand vertheilte sich unter das Landvolk und die vollendeten Arbeiten wurden und werden noch in diesen Oertern verrichtet. Doch auch davon wird künftig noch mehr zu sagen seyn.

2) Wenn bei der Vermehrung der Circulation die Nachfrage nach Arbeit sich mehrt, so mehrt sich auch die Bevölkerung, und fast in eben dem Maaße wird die Wirkung jener Nachfrage geschwächt. In dem Exempel, das ich im vorigen §. so lange verfolgte, habe ich dies ganz bei Seite gesetzt, und die Zunahme der Beschäftigungen als unter einer gleich groß bleibenden Menschenzahl entstehend angenommen. Dies hat freilich nichts unmögliches oder widersinniges. In einem Lande, wie Slavonien, würden die Menschen in ihrer jetzt bestehenden Zahl sich vielleicht viermal so viel beschäftigen können, als sie jetzt thun. Aber dies wird doch nirgends lange bestehen, ohne daß das Gefühl des gemehrten Wohlstandes die Menschen geneigter macht, in eheliche Verbindungen einzutreten, und ihres gleichen in die Welt zu setzen, ohne die Furcht, unglücklichen Hungerleidern die Existenz zu geben. Ehe diese Mitarbeiter heran wachsen, wird freilich das Steigen der Preise sehr merklich seyn. Aber wenn sie erwachsen sind und ihrer Subsistenz wegen Arbeit suchen müssen, so wird die gemehrte Nachfrage nach Arbeit nicht mehr so auf die Erhöhung der Preise der Dinge wirken. Ich setze den so gewöhnlichen Fall bei Seite, daß eben ein solches Volk, in dem sich diese Nachfrage plötzlich mehrt, bald Menschen aus andern

bürgerlichen Gesellschaften an sich ziehen wird, welche an dieser Arbeit und dem Auskommen, das sie giebt, Theil zu nehmen suchen. Es sey, daß solche Gesetze, desgleichen in England das Law of Settlement ist, ihnen den Uebergang aus einem Theil des Landes, wo die Nachfrage nach Arbeit gering ist, in ein anderes verbiete, wo die Nachfrage grösser ist.

3) Die in den folgenden zwei Büchern näher zu beschreibenden Triebfedern der inländischen Circulation wirken, wenn sie gehörig in Kraft erhalten werden, so mächtig, daß die Beschäftigungen im Volke in einem starken Maas zunehmen können, ohne daß jenen Ursachen Zeit gelassen wird, ihre Wirkung in dem gehörigen Verhältnis zu thun. Es kömmt immer darauf an, welche von diesen Triebfedern vorzüglich in Bewegung gesetzt wird. Wenn der Ackerbau vor allen ermuntert wird, wenn die producirnde Volksklasse einen größern Ueberfluß ihrer Producte ins Gewerbe bringt, als im Verhältnis der Zunahme der übrigen Volksklassen nothwendig ist, so werden die nothwendigen Bedürfnisse nicht so sehr steigen, und der Lohn der Dienste wird sich auch darnach richten. Wenn aber ein Colbert durch seine den Manufakturen und der Handlung gegebene Ermunterung die Nachfrage nach Producten der Industrie, und folglich auch nach der dazu nöthigen Arbeit, mächtig mehrt, aber den Landbau übersieht, und folglich dieser in Vermehrung der für ihn nöthigen Arbeit jener nur träge folgt, da muß es ganz anders gehen.

4) Der in der Folge zu erklärende Gang der in-

nern sowohl als der ausländischen Circulation verrückt zu viel in der Wirkung, welche die bisher von uns beachteten Ursachen allein auf den Preis der Dinge haben sollten. Der jetzige Zustand des Kriegswesens in polizirten Staaten, die Ueberbleibsel des Feudalsystems in der Leibeigenschaft und Fröhndiensten, die mannigfaltigen Auflagen, die verschiedenen Polizeiverfassungen, die mehrere oder mindere Bestrebung derer, die einen Theil des Geldlohns ihrer Dienste zurücklegen können, das Ersparte in Erwerbung eines nutzbaren Eigenthums anzuwenden, die Verlegenheit und das Verfahren der Begüterten in Benutzung ihres Eigenthums, der Einfluß davon auf die üblichen Zinsen, dies alles sind Dinge, die auf eine so mannigfaltige Weise in den Preis der Dinge einwirken, daß alle Berechnungen, die man zur nähern Bestimmung anstellen mögte, wie es unter dieser oder jener Voraussetzung um denselben stehen müsse, dadurch äußerst verrückt werden. Man lese doch Smiths erstes Buch mit Aufmerksamkeit durch. Man wird einen fleissigen Beobachter, einen sorgfältigen Sammler von Thatsachen, einen scharfsinnigen Untersucher der Einwirkungen, die ein jeder einzelner Umstand in den Preis der Dinge hat, in ihm erkennen. Er ist auch freier von denen Vorurtheilen, welche die meisten seiner Vorgänger ihrer Theorie von dieser Sache als einen Grund unterlegen. Aber nach einem sichern Resultat seiner Untersuchungen wird man vergebens suchen. Man wird immer bemerken, wie eine Ursache der andern entgegen wirkt, wiewohl er in diesem Buche noch

nicht alles das beachtet hat, was ich eben erwähnt habe.

§. 52.

Man mögte sagen, ein Volk kann sich ja helfen, wenn es bei dem Gefühl dieser Schwierigkeit sein Geld kleiner eintheile, oder, welches einerlei ist, den Zahlwerth seiner Münze erhöhe. Aber dies wird durch eine Vereinigung der ganzen Gesellschaft nimmer geschehen. Die Ursachen, welche den Preis der Dinge erhöheten, oder machten, daß die kleinste Münze, die Einheit in der Circulation, bei Zunahme der Bedürfnisse und Dienste immer öfter in deren Bezahlung genommen werden mußte, hiengen nicht vom Willkühr ab, wie ich glaube von §. 27. an genugsam gezeigt zu haben. Wenn nun diese noch immer fortwirken und machen, daß bei jeder Geldzahlung, sie sey wofür sie wolle, ein jeder dieser Einheiten mehr haben will, so ist es widersinnig anzunehmen, daß nun das Gefühl dieser Schwierigkeit eine willkührliche Entschliessung einzelner und aller errege, mit wenigern dieser Einheiten zufrieden zu seyn. Zudem ist zwar die Schwierigkeit einem mehr, dem andern weniger, fühlbar; aber die Ursache verbirgt sich allen. Denn das Geld fehlt doch nie in den Händen derer ganz, die den erhöheten Preis ausgeben sollen. Eben die vermehrte Circulation bringt es mehr und öfter zu jedermanns Händen. In unserm Hamburg mögte es der Circulation in mancher Absicht zuträglicher seyn, wenn wir leichteres Geld, unsern südlichen Nachbaren gleich, hätten. Aber

ich glaube doch nicht, daß vielen in einzelnen Ausgaben es fühlbar werde, daß die Schwierigkeit, ihre Bedürfnisse in so hohen Preisen zu bestreiten, darin liege, daß unser Thaler mehr Silber hält, als der Preussische, oder als der Conventionsthaler. Wer es merkt, der erfährt es durch die Verbindung, worin wir mit Nachbarn stehen, die leichteres Geld haben. Aber wenn wir ein isolirtes Volk wären, so würde niemand darauf gerathen.

Wenn indessen es auf eines einzelnen Mannes Willkühr ankömmt, der diese Schwierigkeit fühlt, seinen steigenden Bedürfnissen bei immer steigenden Preisen vorzukommen, so wird er dieses Mittel bald ergreifen. Hier zeigt sich die Ursache, worauf ich schon vorläufig oben §. 11. hinausgewiesen habe, warum die Regenten der Staaten den innern Gehalt der Münze von Zeit zu Zeit verringert haben. Man glaubt, die Veranlassung in den Schulden der Regenten zu finden, deren Abtragung sie sich durch die Herabwürdigung ihres Geldes zu erleichtern suchen. Smith selbst baut vieles auf diese Ursachen, und in der That hat dieser Grund zuweilen für die Regenten gegolten. Aber eigentlich ist er nicht historisch wahr. Die Regenten fiengen in so frühen Zeiten an die Münzen zu verringern, als sie zu wenig Credit genossen, um grosse Schulden zu machen. In Deutschland lief es gewöhnlich auf Verpfändungen von Gebiete und Rechten aus, nach welchen von Bezahlung in gleicher oder verringerter Münze selten die Rede war. In andern Staaten wußten sie gewaltsamere Mittel anzuwenden,

um ihre Schulden zu vernichten, oder sich Geld zu verschaffen. Vermehrung ihrer Bedürfnisse war die Haupturſache. Doch war in einer Periode mehrerer Jahrhunderte das Geld in und außer Deutschland äußerst geringhaltig und schlecht in Folge des Misbrauchs welchen die Regenten von ihrem Münzregal machten. Die Brakteaten wurden von so schlechtem Silber oder doch so leicht gemacht, daß man sie weg blasen konnte, folglich durch die Circulation selbst so geschwind unbrauchbar, daß sie oft mehr als einmal im Jahre umgemünzt wurden. Man sehe davon den 1. Band der Zusätze zu meiner Darstellung der Handlung. Daran waren also weder die Schulden, noch die vermehrten Bedürfnisse der Regenten Ursache. Man setze einen Fürsten, dessen Vorweser vor zweihundert Jahren eine Million Thaler jährlicher Einkünfte hatte, der aber durch die Vermehrung seines Kriegs- und Civilstaats und durch eine prächtigere Hofhaltung die Beschäftigung im Volk auf allerlei Art vermehrte, nun zwar stärkere Einkünfte hob, aber auch dadurch mehr Arbeit auf die im folgenden Buch zu beschreibende Weise, und durch dies alles eine Erhöhung der Preise der Dinge veranlaßte. Dieser müßte eben das erfahren, was, wie ich oben gezeigt habe, die kleine bürgerliche Gesellschaft erfahren muß, die mit siebenmaliger Umzählung ihrer 60,000 Thaler den um ein Sechstheil erhöheten Preis der um ein Drittheil vermehrten Bedürfnisse und Dienste bezahlen will. Er kömmt nimmer aus, und wenn nicht ihm, so wie Philipp II. immer neue Zuflüsse aus neuentdeckten Gold-

und Silberminen das Mangelnde ersetzten, wenn nicht auswärtige Handlung neues Geld ins Land zog, oder auch nicht geschwind in seine Casse neue Zuflüsse brachte, so war das scheinbar leichteste Mittel, das Geld auszudehnen, um diesen Abgang ersetzen zu können. Dies half denn immer auf eine Weise, zumal wenn diese Verringerung des Gehalts der Münze nicht sehr beträchtlich war, daß das Volk lange genug in der ihm gemachten Täuschung beharren konnte, und in dem Gebrauch der verringerten Münze keine verhältnismäßige Veränderung des Nominalpreises der Dinge entstand. Wenn diese aber erfolgte, so trat die erste Schwierigkeit auch wieder für die Regenten der Staaten ein.

Friedrich der Einzige griff bald zu diesem Mittel, als er zu Anfange des siebenjährigen Krieges seine Bedürfnisse so sehr vermehrt fand, hatte anfangs großen Vortheil davon bei der in seinem Volke, wie in dem überwältigten Sachsen noch nicht recht erkannten Täuschung, mußte aber diese Täuschung immer erneuern, und immer schlechteres Geld unter die Völker bringen, jemehr der Betrug erkannt ward, und die Nominal-Preise sich dem zufolge erhöheten. Von dem, was die Machthaber Frankreichs durch die Assignaten, Rescriptionen, Mandaten, Inscriptionen gethan haben, ist hier zu reden noch nicht der Ort.

Ein zweites Mittel war das Schuldenmachen, und ward es insonderheit in spätern Zeiten. Von den National-Schulden werde ich in dem dritten Buche viel zu sagen haben. Hier will ich nur vorläufig an-

merken, daß auch dieses eine beträchtliche Wirkung in die Erhöhung der Preise habe, folglich auch die erwähnte Schwierigkeit selbst vermehren hilft, die Verlegenheit der Regenten immer erneuert, und daß eben dies eine Hauptursache wird, warum dieselben, wenn sie einmal sich zur Ergreifung dieses Mittels entschlossen haben, immer weiter darin gehen müssen.

Philipp II, der einen geschwindern Zuwachs der baaren Geldeinnahme genoß, als je ein Monarch genossen hat, erfuhr diese Verlegenheit dennoch geschwinder, als je ein König sie erfahren hat. Montesquieu, wenn er gleich dem gemeinen Vorurtheil zu viel einräumt, und alles gesagt zu haben glaubt, wenn er von dem Golde und Silber auch hier sagt: Jemehr sich beide vermehren, jemehr verlieren sie an ihrem Werth, weil sie weniger Dinge darstellen*), erläutert doch sehr gut am unten a. O. die Verlegenheit dieses Königs und seiner unweisen Nachfolger.

Doch so frei die Regenten ihrem Willkühr und dem Gefühl ihrer Bedürfnisse darin zu folgen scheinen, so können sie doch nicht die durch so verwickelte Ursachen bewirkte Meinung der bürgerlichen Gesellschaft von dem

*) L'or et largent sont une richesse de fiction ou de signe. Plus ils se multiplient, plus ils perdent de leur prix, parce qu'ils représentent moins de choses. Cependant l'argent ne laissa pas de doubler bientôt en Europe; ce qui parut en ce cas le prix de tout ce qui s'acheta, fut environ du double. Esprit des Loix Liv 21. Chap. 22.

Werth des Geldes zwingen, und, wie ich oben schon gesagt habe, es nicht lange dabei erhalten, daß ein kupferner Pfennig lange für deren zwei gilt.

§. 53.

So lange diese Erhöhung der Preise blos die vermehrte Circulation zur Veranlassung hat, steht es gut um ein Volk, und keiner unter dessen Mitgliedern, der arbeiten kann und arbeiten will, findet sich dadurch beschwert. Die Ursache, die vermehrte Nachfrage nach Arbeit, ist gut; wie könnte denn die Folge böse seyn? Ist gleich in der Folge ein scheinbares Uebel und Grund zur Klage für diejenigen, die nicht mit ihren Mitbürgern gleichviel Gutes von der vermehrten Nachfrage nach Arbeit erfahren, so kann doch diese Wirkung nur in einem gewissen Verhältnis der Ursache folgen. Sie muß immer kleiner als die Ursache bleiben. Dies muß sie, dies kann sie, denn der Ursache wirken zu viel andre Gründe entgegen. Es ist z. E. unmöglich, daß, wenn die Nachfrage nach Arbeit um ein Drittheil steigt, der Preis der Dinge auch um ein Drittheil zunehme. Dies muß ich noch erläutern.

Gesetzt, in meinem zum Beispiel gestellten Volke wäre der Eigensinn der Fleißigen im Volk so groß, und sie könnten damit durchdringen, daß, da nun ein Drittheil mehr Arbeit erfodert wird, sie auch ein volles Drittheil mehr Lohn aller ihrer Arbeit bekämen, so ist ja nach §. 50. klar, daß die nun umher gezählten 400,000 Thaler, wie sie nicht einmal zureichten, ein Drittheil mehr Arbeit um ein Fünftheil höher zu be-

zahlen, noch viel weniger ausreichen können, dieselbe ein Drittheil höher zu bezahlen. Wenn die neuhinzukommenden Bedürfnisse und Dienste nach ihrem alten Preise die Circulation von drei bis auf 400,000 Thaler erhöhen, so wird ja wegen des um ein Drittheil erhöheten Geldlohns aller daran gewandten Beschäftigungen der Zahlwerth aller Bedürfnisse und Dienste bis auf 533,333 Thaler steigen, und die 60,000 Thaler müßten nun neunmal circuliren, welches, wie ich gezeigt habe, unmöglich ist, wenn nicht eine neue Nachfrage nach Arbeit entsteht, die eben wieder eine neue Erhöhung der Preise nach sich zieht. Es bleibt vielmehr dabei, daß die Umzählung der 400,000 Thaler nicht weiter reiche, als den um ein Drittheil wegen des gestiegenen Lohns erhöheten Zahlwerth eben derer Bedürfnisse und Dienste, zu bezahlen, die in dem ersten Zustande der Gesellschaft nur mit 300,000 Thalern bezahlt werden durften. Alsdenn fällt die ganze Ursache weg. Die Nachfrage nach Arbeit ist ganz niedergeschlagen, und die Gesellschaft ist in keinem Stücke besser daran, als vorher. Ehe es aber dahin kömmt, wird schon ein jeder merken, daß die Nachfrage nach Arbeit abnehme, und sich zu einem geringern Geldlohn seiner Arbeit bequemen. Alsdann wird etwas von dieser gemehrten Arbeit bleiben, und es wird so gehen, wie ich es §. 50. angegeben habe. Beide Theile werden in einem gewissen Mittel zusammentreffen, doch so, daß immer die Vermehrung der Arbeit größer als die Vermehrung des Lohns, bleibt. Denn laßt uns setzen, dies Mittel stelle sich so, daß zwar der Lohn der Arbeit nun auf ein Fünftheil steige,

aber die entstandene Vermehrung der Arbeit, die ohne diese Hindernis auf ein Drittheil gestiegen seyn würde, auch auf ein Fünftheil herab sinke, so ist es ja wieder ganz wie vorher bei dem Drittheil. Die 60,000 Thaler werden nun zwar sechsmal circuliren, aber nicht mehr, als den um ein Fünftheil erhöheten Preis der Bedürfnisse und Arbeiten, bezahlen können.

§. 54.

Ist es einem Schriftsteller erlaubt, bei irgend einem Theile seiner Abhandlung dem Urtheil seiner Leser über die Wichtigkeit und Neuheit des von ihm Gesagten vorzugreifen, so mögte ich dies bei den letzten vier Paragraphen thun. Ich glaube hier endlich den wahren Grund angegeben zu haben, warum der Preis der Bedürfnisse unmöglich dem Verhältnisse folgen könne, in welchem sich der Vorrath des Geldes im Volke vermehrt. Und, wenn er gleich, wie ich gern einräume, demselben immer von weitem folgt, so ist dies in einem zu weit abstehenden und durch so viele Gründe veränderlichen Verhältnis, als in welchem es gewöhnlich angenommen wird. Denn er kann nicht einmal der Zunahme der Circulation genau folgen, von welcher er doch mehr abhängt, sondern muß immer beträchtlich niedriger bleiben, als er seyn würde, wenn er der erhöheten Nachfrage nach Arbeit genau folgte.

Die praktischen Folgen, durch welche sich diese Sätze wichtig machen, werde ich erst in dem dritten Buche beibringen können. Hier will ich nur eine

Folge ausführen, die für den theoretischen Inhalt dieses Buchs vorzüglich gehört.

Ich habe schon gesagt, daß ich dem Geldesvorrath mehr Einfluß auf den Preis der Dinge einräumen würde, als meine Leser vielleicht erwarteten. Dies ist aus dem 30. §. klar. Ich erdichtete, der Landesherr schenkte dieser kleinen Gesellschaft die ihr zur Bestreitung ihrer Circulation nöthigen 9524 Thaler, und zeigte, daß nach diesem Zuwachs des baaren Geldes die Preise in der Erhöhung um ein Sechstheil, und die Vermehrung der Arbeit im Volk in dem Zuwachs eines vollen Drittheils bestehen könne. Last uns nun setzen, daß diese Gesellschaft Minen habe, aus denen sie in dem Maaße, wie die Arbeit und Preise sich erhöhen, das ihrer Circulation nöthige Geld nach und nach gewinne, oder daß ein Theil Arbeiten zu dem Ausländer gehe, und ein auswärtiger Handel ihr dies Geld zuführe, so wird es eben die Wirkung haben, und die Preise werden in der Erhöhung eines Sechstheils bestehen können, ohne daß die Arbeit sich unter das Drittheil der Zunahme mindern dürfte. Und wenn dann auch die Nachfrage nach Arbeit noch ferner wächst, aber immer neues Geld ins Land kömmt, so werden sich auch dann noch die Preise ferner erhöhen können, ohne daß Verlegenheit für die Gesellschaft entstünde.

Ob dies indessen ein so großer Vortheil für dieselbe sey, als es bei dem ersten Anblick scheint, und ob nicht eine Gesellschaft, die diesen Vortheil nicht genießt, eben so gut durch die innere Circulation bestehen könne, ist eine andere Frage, von der ich in dem zweiten Abschnitt

des letzten Buchs mehr sagen werde. Ich habe oben mein Exempel erweitert, und gezeigt, daß ungeachtet dieser schon bei einer ums Drittheil zunehmenden innern Circulation sich äussernden Schwierigkeit, dieselbe dennoch und mit ihr die Preise der Dinge sich ferner erhöhen können. Wahr ist es, die Gesellschaft, die dieses Vortheils genießt, hat mehr Leichtigkeit, sich bei ihrer Circulation zu erhalten, und der Staatsmann, der dem Lande, für welches er zu sorgen hat, diesen Vortheil nicht zuwenden kann, hat mehr zu überlegen. Er wird insonderheit denen Ursachen entgegen arbeiten müssen, welche die Erhöhung der Preise bewirken, daß sie in dem möglich kleinsten Verhältnisse zu der Vermehrung der Arbeit bleibe. Ich werde hievon in der Folge noch viel zu sagen haben. Insonderheit aber werde ich in dem ersten Abschnitt des letzten Buchs die verschiedene Wirkung zeigen, und durch Beispiele bestätigen, welche die Vermehrung des Geldes und andrer Zeichen des Werths auf ein Volk hat, je nachdem es in einem verschiedenen Zustande der Zunahme, des Stillstandes oder der Abnahme nützlicher Beschäftigungen und productiver Arbeit ist.

§. 55.

Nun bleibt mir noch übrig, von der Wirkung zufälliger Theurung der Preise, die nicht aus der vermehrten Circulation entsteht, etwas zu sagen, wozu die bisher erläuterten Wahrheiten die beste Vorbereitung geben.

Man setze, in dem kleinen Volke, dessen Circula-

tion sich von 3 bis auf 400,000 Thaler erweitert, und in welchem der Preis der gemehrten Bedürfnisse und der Lohn der Dienste sich um ein Sechstheil erhöhet hatte, erhöhe sich durch Miswachs der Preis der Naturproducte um die Hälfte. (Das Beispiel einer nicht aus Miswachs entstandenen Theurung habe ich zu der Anmerkung zu §. 34. beigebracht, aus welchem jedoch hieher sich wenig überziehen läßt.) Laßt uns nun annehmen, ungefähr die Hälfte von jenen 400,000 Thalern sey für Naturproducte, die andre Hälfte für Arbeit aller Art bezahlt worden, so ist klar, daß, wenn noch eben so viel davon, als vorher, verbraucht wird, 100,000 Thaler mehr in der Circulation umher gezählt werden müssen. Die 60,000 Thaler baar Geld müßten demnach noch $1\frac{2}{3}$ mal mehr umgezählt werden. Wäre es mit dem bloßen Umzählen gethan, so wäre es eine Kleinigkeit, dies anzunehmen. Aber kein Thaler wird aus einer Hand in die andre gehen, ohne daß Arbeit dafür geschehe, und was dieser oder jener aus Wohlthätigkeit weggiebt, ist ein Abgang an seinen eignen Bedürfnissen. Ließe sich annehmen, daß die Arbeit im Volk sich zu gleicher Zeit so mehrte, damit nun die Circulation von 400,000 Thalern auf 500,000 Thaler steigen könne, so wäre der Sache geholfen. Der auswärtige Handel kann einem Volke dies Glück zuweilen erwecken, aber dies ist dann doch ganz zufällig. In der innern Circulation kann dem Volke dies Glück nicht entstehen. Die Zeit der Theurung ist keine Zeit, da sich die Nachfrage nach Arbeit so leicht mehren könnte, es sey denn in Kriegszeiten, da der

Krieg, wenn er menschlich geführt wird, und die von den Franzosen neu erfundenen Requisitionen ihn nicht begleiten, wie er die nicht natürliche Theurung veranlaßt, auch die Arbeiten im Volk gewaltig mehrt.

Wie wird sich nun dies Volk in diesen Umständen helfen können, da seine Circulation nicht wohl über 400,000 Thaler steigen kann, und doch, um den erhöheten Preis der Naturproducte gut zu machen, auf 500,000 Thaler steigen müßte, wenn alles in gutem Gange bleiben soll?

1) Eine Hülfe ist der verminderte Verbrauch dieser Producte. Diesen gebietet die Noth. Denn, wenn wir blos bei dem Beispiel eines isolirten Volks bleiben wollen, so dürfen wir keine Zufuhr von außen annehmen, und die Theurung entsteht ja daher, weil der Naturproducte nicht genug da sind. Wir wollen annehmen es fehle ein Fünftheil desjenigen, was in guten Zeiten der nicht selbst producirende Theil der Gesellschaft zu verbrauchen pflegte. So wäre der erhöhete Preis der noch verkäuflichen Bedürfnisse nur 240,000 Thaler, und nun bleiben noch 40,000 Thaler, für welche in der Circulation dieses Volks Rath geschafft werden müßte.

2) Dafür aber muß nun Rath geschafft werden, und dies kann nicht anders geschehen, als indem einzelne und alle es an dem Lohn der Dienste abzubrechen suchen, die sie sonst zu ihren Bedürfnissen rechneten. Sie werden theils an demjenigen sparen, was sie sonst an persönlicher Bedienung und Hülfsleistung brauchten, theils weniger Producte der Industrie verbrauchen. Da-

durch wird das Auskommen im Volke auf der einen Seite gemindert, ohne auf der andern Seite gemehrt zu werden. Zwar werden noch nach wie vor 400,000 Thaler in der Circulation umgezählt, und dem Schein nach nur anders eingetheilt. Der producirenden Volksklasse fließen 40,000 Thaler mehr in dem erhöheten Preis ihrer freilich geminderten Producte zu. Aber diese gehen den übrigen Fleissigen im Volk ab. Wenn sie allen zu gleichem Theile abgiengen, so wäre es leicht zu ertragen. Eine jede der 2000 Familien verlöhre nur 20 Thaler an ihrem vorhin genossenem Auskommen. Allein es fällt die Last zu sehr auf die niedern Volksklassen. Die obern Volksklassen wissen es gar wohl dabei zu erhalten, daß ihre Dienste auch in solchen Umständen nach wie vor gebraucht und bezahlt werden. Aber jene sind es, an deren Diensten und deren Geldlohn die Ersparung geschieht.

Eben hieraus läßt sich beurtheilen, welch eine Wirkung eine erkünstelte Theurung durch hohe Auflagen, Monopolien und andre Kunstgriffe einer schlechten Staatswirthschaft auf den nützlichen Geldsumlauf in einem Volke haben müsse, wenn nicht durch andre Triebfedern die ein Auskommen gebenden Beschäftigungen zu gleicher Zeit gemehrt werden. Freilich vermehrt dem Schein nach eine jede Vertheurung der Preise den Geldsumlauf. Es ist gewiß, daß mehr Geld für eben dieselben Bedürfnisse umhergezählt werden muß, wenn sie theurer gemacht werden, es sey durch welche Ursache es wolle, als wenn sie blos für den Preis verkauft werden, den die daran gewandte

Arbeit und die Nachfrage nach denselben ihnen setzen. Aber, wie schon oft gesagt, nicht das blosse Umzählen des Geldes sondern, daß es als Lohn menschlicher Beschäftigungen umgezählt wird, ist nützliche Circulation.

§. 66.

Doch muß ich aufhören, den natürlichen Gang der Dinge in dem Beispiel eines kleinen Volkes darzustellen, wie in demselben der Vergleich über Bedürfnis und Arbeitslohn eines kleinen isolirten Volks ausfallen könne. Dieses verändert sich bei einem jeden so hochsteigenden Begehr oder Nachfrage nach beiden, daß dieselben nicht ohne Schwierigkeit oder wohl gar nicht hinreichend erfüllt werden können. Alsdann entsteht Theurung oder eine Erhöhung der Preise und des Lohns über das gewöhnliche. Ich will nicht herbeiholen, was Steuart über die Stufen der Nachfrage sagt, die er mit sehr schicklichen Benennungen der starken, der schwachen, der hohen und niedrigen bezeichnet. Schon eine starke Nachfrage kann eine Theurung zur Folge haben. Aber wenn sie etwas lange dauert, so hält sich dieselbe in gewissen Grenzen, weil zur Vergnügung der Nachfrage anhaltend gearbeitet wird. Aber eine hohe Nachfrage entsteht gewöhnlich unerwartet auf zweierlei Weise: Entweder des Begehrten ist zu wenig für das Bedürfnis, oder das Begehr ist zu groß im Verhältnis zu dem vorhandenen Vorrath geworden. Jenes entsteht durch Miswachs, dieses auch ohne Miswachs, durch Krieg oder durch die auswärtige Handlung. Durch

letztere wird das Begehr nach Bedürfnissen gewisser Art von einem Volk zu einem andern versetzt, das, da es dieser Bedürfnisse genug für sein eigenes Begehr hat, nun auch das eines andern Volkes erfüllen soll, und aus Liebe zum Gewinn gern erfüllen will. Dieses alles glaube ich nur kurz sagen zu müssen, weil es bekannte Wahrheit ist. Aber in der Erläuterung durch ein Beispiel kann ich mich nicht eben so kurz fassen. Dies Beispiel giebt mir die Theurung, die ich im Jahre 1795 und 1796 in Hamburg erlebt habe. Ich will mich über diesen Fall als einen solchen verbreiten, welcher in jede Theorie über den Werth des Geldes, folglich auch in die meinige so wenig paßt, als wenn man aus der Vertheurung der Preise in einer blockirten Stadt oder aus dem erzwungenen Gange der Dinge in Frankreich, so lange die Assignaten durchaus noch dem baaren Gelde gleich seyn sollten, und ein Maximum der Preise festgesetzt ward, Beispiele und Erläuterungen für eine solche Theorie herbeiholen wollte. Im Jahre 1789 hatten wir das Vorspiel einer nicht von der Natur herrührenden, sondern blos von der auswärtigen Handlung herbeigeleiteten Theurung gehabt, als die erste Nationalversammlung gegen dessen Ende große Kommissionen auf etwa zwölf Tausend Last Waizen nach Hamburg gab, neben welchen jedoch viele Speculanten nicht blos von der Elbe aus, Korn dahin verführten. Es war nicht mehr Zeit, vor dem Winter dieses Korn von der Ostsee her zu verschreiben, sondern es mußte aus der Nachbarschaft Hamburgs herbeigeschafft werden, welche die gute Erndte des Sommers

in einen grosen Vorrath gesetzt hatte. Aber die plötzlich entstehende grose Nachfrage machte nun den Preis der Last Waizen, (denn auf diese Kornart will ich nur sehen) auf 183 Thaler steigen, welches den Preis des Hungerjahres 1771 bis 1772 um achtzehn Thaler überstieg. Dies fühlte ein jeder in seiner Wirthschaft mehr oder weniger, aber es zeigte sich keine Wirkung davon in der Erhöhung des Arbeitslohns, und alle Folgen waren vorübergehend, weil in den drei nächstfolgenden Jahren die starke noch immer fortdauernde Zufuhr nach Frankreich von allen Ländern und Häfen her, insonderheit an der Ostsee geschah, welche ihren Vortheil dadurch suchten. Späterhin wirkte der Zufuhr von Deutschland aus das Kaiserliche Inhibitorium, und überhaupt auf der See die Brittischen Gewaltthätigkeiten in Folge des von Pitt früh ausgedachten Aushungerungssystems so entgegen, daß die Preise in unserer Gegend nicht übermäßig hoch werden konnten, so groß auch das Bedürfnis der Franzosen noch immer blieb. Die Jahre 1795 und 1796 gaben sehr schöne Erndten in dem nördlichen Deutschland, in Dännemark und längs der Ostsee, aber desto schlechter war die von 1795 für England. Die Regenten in unserer Nachbarschaft hatten aus verschiedenen dem Publikum unerklärlichen Gründen die Ausfuhr des Korns verboten. Friedrich Wilhelm II. hatte durch die Besitznehmung von Danzig sich zum Herrn des Schlüssels zu den Polnischen Kornböden gemacht, und spielte mit diesem Schlüssel so sehr, daß er in den Jahren 1794 bis 1797 dreimal die Kornausfuhr von Danzig aus verbot, und wieder er-

laubte. Nur Meklenburg war den Hamburgern und Lübeckern für die Erfüllung der Brittischen Kommissionen auf Korn offen. Dies trieb den Preis des Waizens auf 26⅓ Thaler, und den des Rockens auf 17⅓ Thaler. Zu gleicher Zeit hatte das Schicksal Hollands die Hamburgische Waarenhandlung, die Thätigkeit der dabei Dienst leistenden geringern Volksklassen, und die Zunahme der Einwohner in allen Klassen schnell vermehrt. Die Miethe stieg unerhört hoch, und drückte insonderheit den geringen Mann neben der Theurung der Lebensmittel. Aber seine Arbeit ward auch so sehr begehrt, daß es in seiner Macht stand, deren Lohn nach Gefallen zu erhöhen. Unter diesen Umständen war und ist von keinem eigentlichen Vergleich über den Lohn des Dienstes und der Arbeit mehr die Rede. Jeder fodert, was er will, es sey für die Miethe der ihm angehörenden Wohnung, oder für seine körperliche Arbeit, oder für die Arbeit seiner Pferde. So ist Hamburg, in welchem es wirklich sonst weniger kostbar zu leben war, als in mancher minder grossen Stadt Deutschlands, einer der theuersten Orte in Europa geworden, und wird es wahrscheinlich lange bleiben, weil es allemal sehr schwer hält, den Vergleich über den Dienst und Lohn der Arbeit, wenn die Gründe desselben durch zufällige Umstände zerrüttet sind, wieder in die alte Ordnung zu bringen. Denn ohne einen solchen Vergleich über den Preis läßt sich weder dingen, noch lohnen, in welchen aber die Polizei in einem freien Staat sich zu mischen nicht unternehmen darf.

Ich habe in meinem Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung über den aus dieser unnatürlichen Theurung entstandenen Geldverlust Hamburgs vieles gesagt, und bewiesen, daß wenn in unserer Stadt 600,000 Thaler von den die Ausfuhr betreibenden Kaufleuten in einem Jahr gewonnen wurden, wenigstens 2 Millionen mehr als gewöhnlich in die Nachbarschaft gezahlt werden mußten. Doch darauf werde ich noch im 4ten Buch wieder zurückkommen.

Bei einer solchen Theurung, deren Ursachen außer den Grenzen des Landes liegen, in welchem sie entstehet, ist von allen denen Gründen nicht die Rede, aus welchen sich die Preise der Dinge bestimmen, nicht von der Landrente, nicht von dem Lohn der von den Producenten angewandten Arbeit, nicht von dem billigen Gewinn derselben als einem Ueberschuß über beides. Wenn indessen die zufällige Theurung vorüber ist, so werden die Producenten wieder auf alles dieses zurückgebracht, oder vielmehr, sie müssen sich den Preis gefallen lassen, welchen die Nachfrage der Consumenten bestimmt. Die Erndte 1797 war keinesweges ergiebig. Aber weil die Nachfrage der Consumenten in unserer Gegend sich nach deren nicht steigendem Bedürfnisse richtete, und keine Korncommissionen von außen her nach Hamburg kamen, so hat der Preis des Waizens sich auf ungefähr 90 Thaler, und der des Rockens auf 60 Thaler gestellt, und wenig geschwankt. Aber nicht so ist es mit dem Lohn der Dienste und Arbeiten gegangen. Ueberhaupt sind die Tagelöhner und Arbeiter

aller Art durch den so hohen Lohn, welchen zu fodern die erzählten Umstände sie berechtigten, verwöhnt worden, und es hat die überaus schädliche Folge, daß sie es besser finden, eben das Geld mit weniger Arbeit, als ehemals mit mehrerer zu verdienen. Der geringe Mann in Hamburg ißt sein Brod nun wieder völlig so wohlfeil, als vor 10 Jahren. Aber ihn drückt noch immer die übertriebene Miethe, die er in jedem Lohn seiner Arbeit einzuholen sucht. Das aber thut denn auch mit ihm der Handwerker, der seine eigene Wohnung hat, oder den sein billig denkender Miethsherr für mäßige Miethe wohnen läßt. Der Tagelöhner fodert übertrieben mit Grobheit das zwiefache des Lohns, mit welchem er vor einigen Jahren zufrieden war. Denn er hat es fast immer mit Leuten zu thun, denen er anmerkt, daß sie seines Dienstes nicht entbehren können. Nicht eben die Gründe hat der Fuhrmann, welcher vom Lande her zu unsern Thoren fährt, und auf den Verdienst von denen wartet, welche zur Lust aufs Land fahren wollen. Er hat nun schon ein Jahr durch die sehr wohlfeilen Preise des Pferdefutters genossen, aber auch die Erfahrung gehabt, daß man ihm viermal so viel für eine Spazierfarth bezahlt hat, als ehemals. Nur zum Versuch, nicht im Ernst frage ich zu weilen einen solchen Menschen, was ich ihm für einen Weg geben soll, welchen zu gehen ich schon entschlossen bin. Er verlangt das vierfache von dem, was ich ihm sonst gab. Das Geld will ich selbst verdienen, sage ich dann. Nur selten weicht ein solcher von seiner Foderung ab, oder er bleibt doch wenigstens bei einer

solchen stehen, welche noch das dreifache des alten Preises ist, und sieht mich gelassen weggehen, wenn ich dennoch das Geld selbst verdienen will. Solchem Menschen steckt jetzt nur der Gedanke im Kopf: fährst du für den alten Preis, so müssen deine Pferde dreimal so viel thun, um dir das Geld zu verdienen, was du mit einer Fuhre gewinnest, wenn du an einen Menschen geräthst, der lieber Geld ausgeben, als seine Füsse brauchen will. Und diese zu finden, zumal wenn sie in Gesellschaft kommen, ist er immer gewiß.

§. 57.

Das ist nur ein Fall aus Hunderten, mögte ich sagen, in welchem der Dienst leistende Theil des Volks auch nach einer solchen Theurung seinen Willen fortdauernd erlangt. Die Handwerker benutzen eine jede solche Periode, um ihr Tagelohn zu erhöhen. In gewöhnlichen Zeiten finden sie immer ihre Meister wider sich, wie Smith ganz richtig sagt. Aber wenn die Theurung so groß ist, daß diese es für nicht mehr thunlich halten, den Foderungen der Gesellen zu widerstehen, so sorgen sie auch für sich oder sind ihnen bereits vorgeeilt. Die Schneidermeister in Hamburg hatten schon lange alle ihre Arbeit wenigstens um die Hälfte höher angesetzt, als ich sie in meiner Jugend kannte — oder wenn sich ihr Machlohn nicht sehr änderte, so galt es nur für eine in Folge der Mode viel geringer gewordene Arbeit. Mein Kleid, mit welchem ich als Jüngling die Universität bezog, kostete, weil die Mode damals ganz auf das Ueber-

flüssige gieng, dem Schneider mehr als die zwiefache Arbeit, die er an das Kleid zu wenden hat, welches ich jetzt als Greis trage, das er aber mir dennoch nicht für dasselbe Geld noch machen will. Mittlerweile hielten die Meister ihre Gesellen noch immer bei einem Tagelohn von 14 Schilling, und da sie sich theils zu einer Erhöhung desselben, theils zur Einwilligung anderer Vortheile haben bequemen müssen, so brauchen sie eben dies zu einem Vorwande, ihre Rechnung uns noch weiter zu erhöhen. Die Zimmer- und Maurermeister hatten sich lange mit dem sogenannten Meistergroschen begnügt, den ihnen die Tagarbeit jedes Gesellen einbringen mußte, aber da diese wiederholt durch Empörungen die Erhöhung ihres Tagelohns erzwangen, so vergaßen die Meister auch ihre Vortheile nicht, und haben es nun dahin gebracht, daß jeder Gesell ihnen jetzt sechs Schilling und jeder Handlanger drei täglich einbringt, wenn gleich mancher Gesell sich auf den Fuß gesetzt hat, daß er seine Arbeit sucht, wo der Bürger, der ihn als einen guten Arbeiter, den Meister selbst aber kaum dem Nahmen nach kennt, sie ihm anbietet, und von diesem gar keine Aufsicht verlangt. In allen solchen Fällen können die Obrigkeiten sich nicht entlegen, den Umständen einstweilen, wie es gewöhnlich heißt, nachzugeben. Aber dann hindert sie auch die Allgewalt des Zunftzwanges und des Gildewesens, einen ernsthaften Versuch zu machen, um den Arbeitslohn bei veränderten Umständen wieder zurück zu bringen. Von allem diesen zeigt sich auch vieles in dem Verdinge auf dem Lande. Nach eben die-

In theuren Jahren wird die Klage in unserer Nachbarschaft immer grösser, daß dem Landmann und dem Güterbesitzer der freie Taglöhner sich immer kostbarer macht, aber auch deswegen schwerer zu haben ist, weil er den grössern Verdienst in Städten mehr als sonst sucht.

Aber ein noch grösseres Uebel ist dieses: Wenn die Theurung aufgehört hat, so hat der Arbeiter auch in den niedrigsten Volksklassen eine Erfahrung gehabt, daß die, welche seiner Arbeit benöthigt sind, ihm einen höhern Lohn geben können. Bei Abnahme der Theurung fühlt er freilich, daß er mit einem geringern Lohn ausreichen könne. Gienge er nun zurück, so würde er ja, um auszukommen, alle die Arbeit für den geringern Lohn thun müssen, die er vorher für den höhern that, aber auch wenn er auf den in der Theurung gesteigerten Lohn noch ferner hält, durch weniger Tage Arbeit sich sein Auskommen verdienen, und mehrere Tage zum Müssiggange frei haben. Dies gefällt ihm so sehr, daß er gewiß darauf hält. Als ich vor 18 Jahren noch von Taube schrieb, wie die Trägheit und Lüderlichkeit des geringen Mannes in Slavonien dort das Tagelohn auf einen Gulden erhöhe, so hatte ich in der That noch keine ähnliche Erfahrung, die in unsern Gegenden sich zeigte. Aber jetzt weiß ich es, daß eben dies das Laster des gemeinen Taglöhners bei uns werde, wenn die vorbemerkten Umstände eintreten. Ja, noch mehr! Ich weiß, daß auch solche menschenfreundliche Anstalten, wie eine gute Armenordnung, diese Folge, bei den arbeits-

fähigen Dürftigen haben, wovon ich im 6ten Buche noch mehr sagen werde. Dies ist um so viel böser, weil nun wirklich ein großer Theil der productiven Kräfte verloren geht, und dieser nicht anders als durch eine gemehrte Bevölkerung ersetzt werden kann, die aber, wenn auch diese in dieselbe Denkungsart hineingeräth, dem Staate lästig und schädlich wird.

Und nun noch eine Hauptanmerkung zu dem bisher Gesagten.

Wenn man auf diese Umstände sieht, so fällt ein großer Theil des Grundes weg, nach welchem man die fortgehende Erhöhung der Preise der Dinge in den policirten Staaten der Vermehrung des Vorraths edler Metalle zuschreibt. Vielmehr scheint mir dieses Steigen des Zahlwerths der Dinge daher zu rühren, daß seit der Entdeckung von Amerika so viele Theurungen hie und da entstanden sind, daß mit jeder derselben der Lohn der Arbeiten in kleinen oder größern bürgerlichen Gesellschaften erhöhet, und in wohlfeilen Zeiten wenig oder gar nicht wieder herabgefallen ist. Demzufolge sind die jetzigen Preise der Dinge in einem jeden Lande mehr oder weniger das Resultat von, wer weiß wie vielen? Theurungen, die seit drei Jahrhunderten hie und dort in Europa entstanden sind. Von dem allen werden sich noch sehr wichtige Folgerungen in dem Verfolge meines Buchs, freilich deswegen in dieser Auflage zeigen, weil ich allererst hier auf die Sache gerathen bin. Hier will ich nur mit Zurückweisung auf §. 25. dies hinzusetzen. Wenn sonst bei jedem Bedingen oder Verdingen um Geld die Ueberle-

stimmungen des Verhältnisses der Quantität und Qualität des Geldes verglichen mit der Quantität und Qualität der verkäuflichen Bedürfnisse und der Dienste ihren ruhigen Gang gehen, so stöhrt sie zuvörderst das steigende Begehr als die unmittelbare Ursache der Theurung. Noch mehr stöhrt und zerrüttet sie die nun aufwachende Gewinnsucht, und diese fährt dann noch fort zu wirken, und will sich nicht wieder an jenes Verhältnis gewöhnen, wenn das Begehr in so weit sich gemindert hat, daß es allein nicht mehr eine Theurung bewirken könnte. Diese strebt dann jenes Verhältnis vergessen zu machen, und es gelingt ihr oft damit auf lange Zeit, zumal wenn ein aufs neue um etwas steigender Begehr ihr einen neuen Vorwand für ihre Foderungen giebt.

§. 58.

Ich muß nun zuletzt noch von der Vorstellung etwas sagen, unter welcher man gewöhnlich von dem Gelde redet, daß es ein Zeichen des Werths der Dinge sey, wiewohl eben diese Vorstellung mir sehr unfruchtbar an nützlichen Folgen scheint, und ich nicht weiß, ob ich irgend etwas weiter fortschliessen werde. Ich bin schon oben §. 30. ff. auf diese Vorstellung des Geldes als eines Zeichens des Werths gerathen, und kann jetzt desto kürzer mich darüber fassen.

Zeichen und Bezeichnetes haben keine weitere Beziehung auf einander, als daß jenes gewählt wird, um mit dessen Vorstellung die Vorstellung von diesem zu verbinden. Dies leistet nun freilich das Geld in

Absicht auf den Werth der Dinge. So wie es von den Menschen zu einem Mittel gewählt ist, um sich Dinge von mehrerer Brauchbarkeit und mehrerem innern Werthe, als das Geld selbst hat, dafür zu verschaffen, so giebt es uns beständig Erinnerungen an den Werth derer Dinge, die wir uns dafür anschaffen, und ein gewisses Geldquantum erweckt jedesmal die Idee von einem bestimmten Werth der dafür verkäuflichen Dinge. So geben mir z. E. in Hamburg zwölf Schillinge die Idee von dem Werth aller Bedürfnisse, die ein erwachsener Mensch braucht, um nothdürftig einen Tag zu leben.

Als Zeichen des Werths wird nun in der Circulation eben dasselbe Geld unendlichemal gebraucht, so wie der Buchdrucker auf jedem neuen Bogen, den derselbe setzt, eben dieselbe Letter A als ein Zeichen eben desselben Schalles anwendet. So lange seine Buchstaben noch nicht abgenutzt sind, wiederholt er diesen Gebrauch der Letter A und aller übrigen Lettern, als Zeichen eben derselben Selbstlauter und articulirter Schälle. Nun wäre es doch wohl eine leere Untersuchung, wie viel Bogen der Buchdrucker mit einem bestimmten Vorrath von Lettern in bestimmter Zeit abdrucken, und wie viel Wörter er daraus zusammen setzen könne, ohne darnach zu fragen, wie fleißig der Buchdrucker sey, und ob er bloß Octav-Blätter oder volle Bogen aus seinem Vorrath setze. Denn in den vollen Bogen werden seine Lettern länger stehen müssen. Die Oktavblätter wird er bald wieder auseinander werfen, und einerlei Lettern öfter brauchen können. So aber

ist es eine noch viel leerere Untersuchung, wenn man fragen wollte, welch ein Werth der Dinge durch einen bestimmten Vorrath des Geldes, als Zeichen (Signes representatifs) des Werths, in gewisser Zeit dargestellt oder repräsentirt werden könne, ohne darnach zu fragen, wie fleißig ein Volk sey, ob das Geld durch Hände gehe; die es im Kleinem empfangen und geschwind wieder verwenden müssen, oder nicht, und wie sich die Veranlassungen in demselben häufen, oft und vielfältig in der Bezahlung ihrer Dienste und Bedürfnisse das Geld als ein solches Zeichen anzuwenden.

Pinto giebt in seinem Traité de la Circulation S. 33. nur Ein Exempel, wornach er sogleich zu den Englischen Staatspapieren überfällt. Von Münchhausen giebt in seiner viel gründlichern Abhandlung von dem Umlauf des Geldes im vierten Theil seines Hausvaters ein viel bessers, wie ein Ducaten in einem Tage durch fünf und zwanzig Hände gehen könne. Giebt nun der Zufall dies mit einem Ducaten, daß er am Abend des Tages wieder in des ersten Hand zurück fällt, so ist an dem Tage der Geldeswerth: Ein Ducaten, fünf und zwanzigmal durch eben dasselbe Zeichen repräsentirt worden. Aber eben diese fünf und zwanzig werden, wenn sie nicht miteinander in so genauer Verbindung und Tausch wechselseitiger Bedürfnisse und Dienste stehen, und doch eben diese Bedürfnisse an diesem Tage bezahlten, mehrere Ducaten, und allenfalls jeder einen besondern Ducaten, als ein Zeichen eben desselben Werths, angewandt haben. Die Sache ist in soweit unverändert, daß durch die ange-

wandten 10, 20 oder 25 Ducaten kein grösserer Werth der Dinge an Einem Tage bezeichnet ist, als durch den einen Ducaten.

Es scheint mehr darin zu liegen, wenn man das Geld einen gemeinschaftlichen Maasstab des Werths der Dinge nennt. Als Zeichen einer Sache kann ich anwenden, was ich will, (signa rerum sunt arbitraria,) ohne auf das Verhältnis der Grösse des Zeichens und der bezeichneten Sache zu denken. Aber durch wiederholte Anwendung eines Maasstabes bestimmt sich die Grösse der dadurch ausgemessenen Sache. Obwohl nun das Geld unendlichemale zur Ausmessung des Werths verschiedener Dinge angewandt werden kann, so mögte doch der Werth der Dinge überhaupt noch immer in einem Verhältnisse zu der Menge des Geldes stehen, das als ein Maasstab zu dessen Schätzung angewandt wird.

Aber auch so ist es nicht bewandt; denn

1) nicht, daß dieser Maasstab häufig vorhanden ist, sondern daß wirklich viel damit gemessen wird, bringt ansehnliche Grösse des damit gemessenen Werths der Dinge heraus. Nicht, daß des Geldes viel bei den Menschen ist, sondern, daß sie geneigt sind, und viel Veranlassung haben, den Werth der Dinge oft und fleissig damit zu messen, macht den Werth aller verkäuflichen Dinge in einer grosen Zahl erscheinen, von welcher man kein Verhältnis zu dem vorhandenen Geldvorrath suchen darf. Wenn in dem Münchhausischen Exempel die fünf und zwanzig Menschen nicht viel Lust haben, ihre Ducaten zur Messung des Werths

der Bedürfnisse und Dienste, die sie einer von dem andern brauchen, anzuwenden, so mögen sie deren Tausende im Ganze haben, und es kommt nicht nur überhaupt keine große Summe des Werths heraus, sondern auch der Werth einzelner verkäuflichen Dinge wird immer klein bleiben. Und doch sind nach Humen, wenn sie ihr Geld nicht ausdrücklich einschliessen, und es nur zum Verwenden bereit halten, ihre viele Ducaten wirklich circulirendes Geld, und das Verhältnis dieser ihrer zwei Ducaten zu den unter ihnen verkäuflichen Dingen und belohnbaren Diensten bestimmt den Geldeswerth der letztern. Wenn sie aber gern und häufig ihr Geld zum Maasstab des Werths der Dinge anwenden, wenn sie es nach Pint'os Ausdruck cascadiren, nicht blos schleichend circuliren lassen, so wird ein ungeheurer Geldeswerth heraus gemessen, und es kann nach Münchhausens Exempel, jeder von ihnen im Jahr 365 Ducaten haben, wenn sie alle nur insgesammt deren zwei im Gebrauche haben, ja sie werden sich einander die Preise der Dinge vertheuren können, und einen kleinern Werth mit eben diesem Maasstabe zu messen genöthiget seyn, als jene mit ihren vielen Ducaten thun. Denn

2) weil jeder den Werth des Geldes groß oder klein in seiner Schätzung, das ist, seinen Maasstab groß oder klein machen kann, so kömmt es, um das Verhältnis von dem Werth des Geldes zu dem Werth der Dinge nur einigermaßen zu bestimmen, darauf an, ob und welche Veranlassungen entstehen, welche eine Gesellschaft nöthigen können, diesen Maasstab groß oder klein zu

machen. Nehmen sie ihn gros, so mindert sich das sich daraus bestimmende Verhältnis zwischen dem Werth des Geldes und der Dinge, und gegen viel Geld wird die Masse der verkäuflichen Dinge kleiner erscheinen. Nehmen sie ihn klein, so steigt das Verhältnis, und gegen eben das Geld erscheint die Masse der verkäuflichen Dinge viel grösser.

§. 59.

Wir können indessen aus dieser Vorstellung des Geldes als eines Zeichen oder Maaßes des Werths noch etwas zur Bestätigung desjenigen nehmen, was ich oben §. 50. ff. zur Entscheidung der Frage gesagt habe: In wie weit hängt der Umlauf und der Werth des Geldes von dessen Menge ab, wenn beide, wie bis dahin gezeigt worden, nicht nach der gemeinen Meinung ganz davon abhängen?

Zeichen und Maasstäbe können sonst zur Bezeichnung und Ausmessung dieser oder jener Sache von eben derselben Person wiederholt angewandt werden. Aber es ist mit dem Gelde ein anders. Wer es als Zeichen oder Maasstab des Werths gebraucht, muß es sogleich in dem Gebrauch an einen andern weggeben, daß er nun ferner es auf ähnliche Art gebrauche.

Fünf und zwanzig Menschen, jeder mit einem Maasstabe in der Hand, können viel messen, wenn sie jeder seinen Maasstab behalten, und ihn so oft anlegen dürfen, als sie wollen. Wenn ich aber diese Menschen in einer Arbeit beschäftige, die Messen erfodert, und nur einer zur Zeit hat den Maasstab, und die übrigen

müssen warten, bis er, von Hand zu Hand gehend, an sie kömmt, so werden sie nicht viel beschaffen. (Alle Gleichnisse hinken zwar. Auch meines hinkt gewaltig; ich habe es ja schon gesagt, daß in der Vorstellung des Geldes als Zeichens und Maasstabes des Werths nicht viel stecke: aber ich muß doch mein Gleichnis noch eine Weile festhalten.) Wenn diese fünf und zwanzig Leute angehalten wären, so wie ein jeder das Maas gerade nur einmal angelegt hat, es weiter zu geben, so wird von allen fünf und zwanzigen mit der größten Eile nicht so viel gemessen werden, als ein einzelner Mann allein messen könnte. Wenn aber Einzelne träge darunter sind, so wird es vollends schlecht gehen, und alles wird stocken, wenn einer unter diesen den Maasstab länger behalten will und darf.

Man gebe aber diesen Menschen zwei Maasstäbe, die sie aber immer, so wie sie einmal angelegt haben, weggeben müssen, so werden sie zwar minder verlegen, aber doch noch oft verlegen seyn, wenn es Träge unter ihnen giebt, die den an sie gelangenden Maasstab lange behalten, ohne was damit zu beschaffen. Je mehr sie der Maasstäbe unter sich haben, desto geschwinder wird ihre Arbeit fortgehen.

Nun näher zur Sache.

Es ist nichts unmögliches in der Vorstellung, daß, wenn die 25 Menschen, mit den zwei Maasstäben in der Hand, recht fleissig sind, sie recht viel, beinahe so viel messen können, als wenn jeder seinen Maasstab beständig in Händen gehabt hätte.

Es ist nichts ungereimtes in dem Münchhausischen Exempel, daß 25 Menschen mit 2 Ducaten einander so geschwind beschäftigen und lohnen, daß jeder täglich seinen Ducaten als Auskommen rechnen kann. Aber werden sie es thun? wird es möglich zu machen seyn?

Aber gebt ihnen vier Ducaten, so wird es leichter; noch leichter, wenn ihr jedem einen Ducaten und immer leichter und leichter, je mehr Ducaten ihr jedem gebt. Dann wird es keinen Aufenthalt mehr machen, wenn Einzelne unter diesen sich begnügen, ihren Ducaten für den Tag eingehoben zu haben, und nicht daran denken, auch nicht gezwungen werden können, ihn weiter an andre zu deren Auskommen zu geben. Es wird sogar Einzelne geben können, die ihren Gefallen daran finden, alle von ihnen verdiente Ducaten einzugraben, ohne daß die übrigen es sogleich merken, und sich bei den wechselseitigen Bezahlungen, durch den Abgang dieser Ducaten, in Verlegenheit finden.

So ist es denn wirklich im Allgemeinen. Je mehr des Geldes, oder andrer Zeichen des Werths, in einer bürgerlichen Gesellschaft ist, desto gewisser sind die Mitglieder derselben, einzeln und alle den Geldlohn ihrer Dienste und Arbeiten in den Händen derer bereit zu finden, denen sie dieselben leisten, ohne daß diese vorher erwarten dürften, daß dasselbe von andern ihnen zufließe; desto geringer sind auch die Erfahrungen von denen Schwierigkeiten, welche einzelne Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft dem Geldumlauf in den Weg legen.

Noch mehr! wo des Geldes viel und immer genug

in den Händen eines jeden einzelnen Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft ist, da wird ein jeder um so viel williger, den andern zu beschäftigen, weil er nicht erst warten darf, bis das Geld zu dessen Lohn in seine Hände komme, und alle Kauflust ist viel lebhafter.

Ein Volk, das an einen großen Geldvorrath gewohnt ist, und dadurch seine Circulation unterhalten hat, wird, wenn es von diesem Geldvorrath ein beträchtliches verliert, sich nicht sogleich gewöhnen können, sich in seinen wechselseitigen Diensten, bei wenigerem Gelde, so zu helfen, als es bei mehrerem that. Der Lohn dieser Dienste wird öfter in der Hand derer, die sie lohnen wollen und sollen, fehlen, als vorhin. Kurz, die Circulation wird hier oder dort stocken, wenn sie bis dahin bei stärkerem und allgemein vertheiltem Geldvorrath lebhaft und ungestört gewesen war. Es wird wenigstens Zeit dazu gehören, ehe eben diese bis dahin verwöhnte Nation lernt, sich auf eben die Art, wie sie vorhin that, unter sich zu beschäftigen, und mit gleicher Leichtigkeit, wie vorhin, Auskommen unter sich zu vertheilen.

Aber noch immer kömmt es darauf an, daß der Veranlassungen zu wechselseitigen Beschäftigungen im Volke viele entstehen, daß die schon vorhandenen nicht gestört werden, und daß diejenigen, welche des Geldes mehr als andre haben, nicht lange nach demjenigen vergebens suchen dürfen, der Lust und Fähigkeit hat, für angebotenes Geld die verlangten Dienste zu leisten.

Ein Staat, dessen Regent mit Aengstlichkeit nur darauf sieht, daß er den Geldvorrath in der Nation

recht groß erhalte, Gut in soferne wohl daran, als er dadurch den Unterthanen das Hülfsmittel wechselseitiger Beschäftigungen und des daraus entstehenden Auskommens erhält. Aber die Hauptsache ist damit nicht bewirkt. Wenn keine allgemeine Lust ist, sich einander zu beschäftigen, und dafür einer dem andern Geld zum Auskommen zu geben, wenn die grössere Zahl der Einwohner sich mit demjenigen glücklich hält, was sie durch eigne Arbeit zu ihren Bedürfnissen beschaffen können, wenn derjenige, der dies nicht kann, vergebens nach demjenigen fragt, der ihm für Dienste, in denen er ausgelernet hat, Geld zum Auskommen gebe, und derjenige, der Geld für Dienste einer gewissen Art ausbietet, den nicht findet, der sie ihm zu leisten fähig ist, so wird es diesem Volk zu nichts nutzen, wenn es ein Potosi fände, und seinen Geldvorrath aufs Ungeheure daraus vermehren könnte.

Man sehe doch nur auf diejenigen Staaten, die bei einer gebesserten Staatswirthschaft, seit etwa einem Jahrhundert, sich im Wohlstand wirklich gehoben haben. Es wird sich leicht erweisen lassen, daß keiner derselben blos durch Zunahme des Geldvorraths, aber wohl alle durch gemehrte Veranlassungen zu nützlichen wechselseitigen Beschäftigungen, zugenommen haben. Wenigstens haben dieselben bei einer gebesserten Staatswirthsschaft in einem ganz andern Verhältnisse zugenommen, als in welchem der Geldvorrath in diesen Ländern zugenommen haben mag.

Doch ich mag mich darüber nicht ausbreiten, da wir in dem nächsten Buche den Gang

der inländischen Circulatio erst näher beurtheilen werden.

Ich darf kaum noch hinzusetzen, daß, wenn sich der Werth des Geldes bei einem stärkern Geldvorrath verringert, dies alsdann nicht sowohl in diesem Vorrath selbst, als in denen Gründen liege, durch welche die Circulation auf denselben wirkt.

§. 60.

Herr Consistorialrath Schmalz ist in seiner 1797 erschienenen Encyklopädie der Cameralwissenschaften auf einen Gedanken gerathen, mit welchem ich mich noch am Schlusse dieses Buchs beschäftigen muß. Zwar würde dieser §. besser auf den 24. folgen, aber ich trage ihn lieber hieher, um nicht die Zahl der §. in der letzten Hälfte dieses Buches verändern zu dürfen und in die künftigen Nachweisungen desselben eine Schwierigkeit mehr hinein zu bringen. Ich werde aber meine Leser bitten dürfen, vor diesem §. den 24 noch einmal wieder zu lesen.

Ich war schon näher daran, jenes Buch auf die Seite zu legen, da es hauptsächlich einen vermuthlich verlohrnen Versuch enthält, dem absterbenden physiokratischen System wieder zum Leben zu verhelfen. §. 50 und ff. sah ich den Vefasser auf einen Gedanken gerathen, der mir deswegen sehr willkommen ist, weil ich ihn unter geänderter Bestimmung besser für meine Theorie zu benutzen hoffe, als er für die Seinige es gethan hat. Er sucht nemlich den Ursprung des Geldes darin, daß er es als ein Faustpfand ansieht,

das der eine Theil zu seiner Sicherheit für die an den andern Theil verabfolgten Sachen empfange, und wobei dieser sich verpflichte, nach einiger Zeit den Preis dafür, nemlich dasjenige, was jener bedarf, gegen die Zurückgabe solches Pfandes an denselben zu liefern. Zwar habe ich in meinem ersten Buche §. 9. genug an der Supposition gehabt, daß in einem isolirten kleinen Volke das Gold und Silber allgemein beliebt werde, um daraus §. 10. als die erste Folge die Erleichterung des Tausches der Bedürfnisse herzuleiten. Wem jedoch daran nicht genüget, der denke sich hinzu, daß die ersten, welche ihr Gold oder Silber zur Erleichterung ihres Tausches anwandten, den Gedanken eines solchen Tauschpfandes daran geknüpft haben. Wir wollen uns daran nicht stoßen, daß eben, nach des Herrn Schmalz Ausdrücken, dabei ein Contrakt geschlossen worden sey, der viel zu verwickelt war, als daß er im Anfange der bürgerlichen Gesellschaften hätte von beiden Theilen gehörig verstanden, und ohne Streit insonderheit von dem erfüllt werden können, welchem nun der Käufer sein Faustpfand wieder abforderte, und ihm dafür Sachen von gleichem Werth mit dem vorhin erkauften anbot. Der Gedanke ist also nur schimmernd, giebt aber doch gar kein Licht. Er gilt auch nicht einmal als historischer Grund des Entstehens der Sache, und läßt die Hauptsache, nemlich den Vergleich über den Werth des Geldes, unter allen denen Schwierigkeiten, die mich in diesem Buche so sehr beschäftigt haben.

Bei dem allem aber soll mir das Geld so wie Herr

G. für ein Faustpfand gelten, aber nicht als ein besonderes, sondern als ein allgemeines Faustpfand, nicht blos zwischen den Mitgliedern Einer bürgerlichen Gesellschaft, sondern zwischen mehrern bürgerlichen Gesellschaften. Dafür gilt es nun wirklich in der ganzen policirten Welt nicht durch obrigkeitlichen Befehl, nicht in Folge des Vergleiches einzelner oder aller, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, auf welchen ich in dieser zweiten Auflage allererst gerathen bin, und welchen ich §. 24. erläutert habe. Es mögen also vor dem Gebrauch der edlen Metalle als Geld, und neben dem anfangenden Gebrauch solcher Faustpfänder, wer weiß wie viel Arten mehr angewandt seyn, wie z. B. in Abessynien das Salz als ein solches noch gilt. Auch die gewöhnliche Ableitung des Worts pecunia von pecus, Vieh, mag als ein unvollkommener Beweis gelten, daß vor der Einführung des Geldes, wozu man doch nur Kupfer anwandte, das Vieh für ein solches Faustpfand gegolten haben mag. Aber das metallene Geld gewann natürlich den Vorrang unter den policirten Völkern, sehr wahrscheinlich aus dem einen Grunde, weil in jedem Handel auf dessen Quantität und Qualität hinaus gesehen werden konnte, so wie die Quantität und Qualität derer verkäuflichen Dinge der Bestimmungsgrund von deren Werth war. Ich halte mich dabei gewiß, daß die allgemeine Vereinigung für diese Anwendung des Geldes nicht durch wiederholte einzelne Vergleiche herbeigeleitet worden sey. Denn was hätte nicht in einem solchen genau vorher bestimmt und beredet werden müssen, wenn er ohne

Streitigkeit gehalten werden sollte, was aber gar nicht ausgemacht werden darf, wenn man eine allgemeine Bereitwilligkeit voraussetzt, für dieses Faustpfand wegzugeben, was man entbehren kann, und anzunehmen, was einem andern entbehrlicher als uns ist, und, ohne daß ein vorgängiger Contract zum Grunde läge, ein jeder sein Geld so weggiebt, wie er glaubt, dafür genug zu bekommen. Hiemit will ich nichts historisch erklärt haben. Mögen immerhin früher oder später die einer gewissen Kultur sich nähernden Völker Gold, Silber und Kupfer schon gekannt und im Gebrauch gehabt haben, so sind sie doch gewiß nicht gleich geschwinde auf die Anwendung desselben als Zeichen des Werths oder als eines Faustpfandes gerathen. Die in §. 9. des ersten Buchs angenommene bloße Vorliebe für diese Metalle mußte schon sehr hoch gestiegen seyn, als sie auf diesen Gebrauch desselben geriethen. Die unglücklichen Einwohner von Haiti und von Mexico liebten das Gold als ein Hülfsmittel zum Putze, brauchten es aber nicht als Geld, gaben es daher gerne den gierigen Spaniern hin, und wunderten sich, wie sie einen so großen Werth darauf setzen konnten. So sehen auch noch die Kaffern und Hottentotten das gediegene Kupfer, welches sie aus ihrem Erdboden brechen, an, zieren sich zwar damit, aber brauchen es nicht als einen Vermittler in ihrem wenigen Tauschhandel. Die Römer kannten lange kein Gold und Silber, weil Italien es nicht hervorbrachte. Für das Kupfer konnten sie doch wohl keine sonderliche Vorliebe fassen. Aber schon sehr frühe erkannten sie es für

das beste Mittelding in ihren Umsätzen von allerlei Gütern der Natur. Ueberhaupt läßt sich annehmen, daß bei allen Völkern, deren Geld zuerst nur Kupfer war, der Gebrauch des Geldes aus reifern Ueberlegungen und aus dem Wunsche, den Vergleich über den Werth der Dinge unter beachteter Quantität und Qualität zu erleichtern, entstanden sey, als bei denen Völkern, welche sich die edleren Metalle früh angenehm werden liessen. Lycurgs Ueberlegungen giengen ganz einen andern Gang, als er das Eisen zum Gelde seines Volks machte, das schon an Gold und Silber gewohnt gewesen war. Er wollte sein Volk nicht reich haben, folglich mußte er ihm den Vergleich über den Werth der Dinge und die öftern Umsätze erschweren, durch welche einzelne Menschen geschwinder als ihre Mitbürger zu einem großen Vorrath von Natur-Gütern gelangen, die zur Hervorbringung der Kunstproducte, zum Behuf des Wohllebens so nöthige Vertheilung der Arbeit befördert wird, und überhaupt Reichthum und ein für Lycurgs Zwecke zu mannigfaltiger Genuß des Lebens entsteht.

§. 61.

Aber dort ist ein Volk, das auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht, und dennoch ohne Geld, ohne andere eigentliche Zeichen des Werths, oder neben demselben, wenn es mit einem Volke zu thun bekommt, welches an diese gewöhnt ist, einen so einfachen und leichten Weg zur Ausgleichung des Werths

der Dinge in allen seinen Umsätzen geht, daß man wähnen mögte, es sey durch einen der weisesten Menschen auf denselben geleitet worden. Dies sind die Neger in Congo. Treten diese mit einander im Handel zusammen, so denken sich beide Theile eine gewisse Einheit des Werths, vielleicht den einer Sache, die beiden Theilen nicht unerheblich ist, weil sie sonst in so große Zahlen hineingerathen würden, und nennen diese eine Makute; doch ist genug, wenn einer von beiden Theilen diese sich bestimmt denkt. Diese denkt er sich als eine Einheit wiederholt in dem Werth der Sache, von deren Verhandlung die Rede ist. Er wird z. B. dem Europäer sagen, der Ochs, den du von mir zu haben verlangst, ist mir zehn Makuten werth. Der Europäer, wenn gleich noch unbekannt mit diesem Begriffe, bietet ihm allerlei Dinge an — Doch wir wollen lieber sie in ein Gespräch treten lassen.

Der Europäer: Was willst du mit deiner Makute sagen?

Der Neger: Das wirst du erfahren, wenn ich sehe, was für Sachen du mir für meinen Ochsen geben willst.

Europ. Sieh da ein Beil.

Neger. Das Beil ist mir vier Makuten werth.

Europ. Da ist ein Messer.

Neger. Gilt mir für zwei Makuten.

Europ. Sieh hier noch einen Spiegel.

Neger. Den nehm' ich nicht für eine Makute, lege die Schnur Korallen dazu.

Europ. Aber hier kömmt noch ein Kessel.

Neger. Den nähme ich gern für drei Makuten, wenn du es zufrieden wärest, und gäbe dir den Ochsen für das alles.

Europ. Nein, das wäre zu viel.

Neger. Gut, ich will dir noch ein Schaaf geben, das ist zwei Makuten mehr.

Europ. So bin ich zufrieden.

Die Makute war also ein Einheitswerth, den der Neger in dem Ochsen und in dem Schaaf zwölfmal und eben so oft in dem Beile, dem Messer, dem Spiegel, den Korallen und dem Kessel wiederholt dachte. Ein zweiter Handel mag der um einen Neger seyn, den der Neger ebenfalls auf zehn Makuten setzt. Denn sein Einheitswerth kann ihm bei einem jeden neuen Handel ein anderer seyn. der Europäer bietet eine Flinte an. Diese gilt dem Neger für sechs Makuten, der nun auch Pulver und Blei verlangt. Der Europäer legt von beiden einen Vorrath hin. Lege etwas mehr bei, sagt der Neger, dies gilt mir noch nicht für Eine Makute. Dort, sagt der Neger, hast du ein paar Pistolen in deinem Gürtel, die nehme ich für drei Makuten, und so sey der Handel geschlossen. Der Europäer schlägt es ab, weil er die Pistolen nicht zum Handel mitgebracht hat, zieht aber einen Beutel mit Kauris und vier große Thaler hervor, und läßt dem Neger die Wahl zwischen beiden. Deine Kauris sind mir noch nicht genug für drei Makuten in diesem unserm Handel, aber dann will ich zwei deiner Thaler noch nehmen. Mir sind sie nichts werth, aber ich denke; ich bekomme von euch Euro-

päern wieder so viel dafür, als was ich dir heute zu einer Makute ansetzen würde.

Das wäre nun freilich eine Art, wie alle Menschen einen jeden Handel mit einander ohne Dazwischenkunft des Geldes schliessen könnten. Aber nun setze man: jene Neger gewöhnten sich an den Gebrauch des Goldes und des Silbers in ihrem Handel. Da würden sie sehr natürlich eine gewisse Masse des Goldes oder des Silbers zu ihrer Makute machen, und diese Masse, die nun den Einheitswerth in ihrem Handel verträte, zu eben einer solchen Gleichheit abzupassen suchen, als diejenige ist, welche sie sich in der Idee der Makute abstrahirten. Aber nun würden sie auch immer bei einer Makute bleiben, und jeden Handel dadurch sehr erleichtert finden, daß sie immer zwei Dinge hätten, die sie der Qualität und Quantität nach mit einander vergleichen könnten. Aber eben das ist es, was wir mehr policirten Menschen thun, eine gewisse Münze ist unsere Makute: im großen Handel die größere und schwerere, im kleinen Handel um die täglichen Bedürfnisse, die kleinere unter äußerst verschiedenen Benennungen. Davon werde ich im sechsten Buche 1sten Abschnitt §. 15. mehr zu sagen haben. Gern mögten wir diese unsere Makuten zu einer völligen Gleichheit bestimmen. Aber dagegen kämpfen viele Schwierigkeiten, wenigstens erhalten sie sich in der abgezweckten Gleichheit nicht lange. Der hamburgische Banco-Thaler ist so wie er nach der jetzigen Verfassung unserer Bank bestimmt ist, die vollkommenste Makute für den großen Handel aller Staaten in

und außer Europa. Dies habe ich in den Zusätzen zu meiner Darstellung der Handlung gezeigt, darf aber hier nicht mehr davon sagen.

§. 62.

Ein Schriftsteller, der voll von seiner Materie ist, glaubt gar zu gerne, daß jeder seiner Leser das von ihm Gesagte eben so gut und genau verstehe, als er es richtig gedacht zu haben glaubt. Dies nehme ich, wenigstens für diesen schweren Theil meiner Abhandlung, nicht so willig an. Ich habe viel niedergerissen und wenig gebauet. Ich mögte also keinem meiner Leser die Frage verargen: was soll ich nun eigentlich als festgesetzt durch diese mühsamen Untersuchungen ansehen und für Wahrheit annehmen?

Ich antworte: dieses, daß

1) das Geld keine Waare wie andre Waaren ist, die zum Verbrauche dienen, und daß daher in dessen Umsatz gegen verbräuchliche Dinge kein Grund entstehe, der einen bestimmten Vorrath desselben nothwendig mache.

2) Daß die Menge des Geldes in einzelner oder aller Händen noch keinen Grund zur Bestimmung des Geldeswerths der Dinge angebe.

3) Daß der höchste Werth des Geldes zwar gewissermaaßen in dem Lohn solcher Dienste erscheine, zu denen kein anders Talent, als Leibeskräfte, nöthig ist, aber doch nicht so bestimmt, daß sich daraus viel folgern lasse.

4) Daß keine offenbare oder stille Vereinigung der

Menschen, auch keine Erfahrung von der Zunahme oder Abnahme des baaren Geldes und darauf gegründete Ueberlegungen, den Werth des Geldes bestimmen, und das Willkührliche in dessen Gebrauch und Schätzung aufheben.

5) Daß auch selbst aus dem Verhältnisse des in die Circulation gebrachten Geldes, zu der Masse aller verkäuflichen Dinge und dem Total aller belohnbaren Dienste, sich nichts schließen lasse.

6) Wenn gleich das Geld ein Zeichen des Werths oder ein gemeinschaftlicher Maasstab des Werths aller verkäuflichen Dinge und lohnfähigen Dienste ist, so läßt sich auch daraus nichts zur Bestimmung des Verhältnisses von dem Werth des einen zum andern folgern. Vielmehr bleibt alles noch ganz willkührlich, wie es in dem Gebrauch eines Zeichens oder Maasstabes allemal seyn muß.

7) Noch nicht die Concurrenz der Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft in dem Ankauf der Bedürfnisse, oder der Belohnung der ihnen nöthigen Dienste allein, enthält den zureichenden Grund, warum das Geld als Zeichen oder Maasstab des Werths, auf eine gewisse Art und in einer bestimmten Größe angewandt werden müsse; sondern

8) aus dem Umlauf des Geldes selbst, das ist, aus der Menge und Mannigfaltigkeit der mit Gelde belohnten Beschäftigungen freier Menschen, von verschiedenen Volksklassen, welche das im Volke vorräthige Geld, oft in jedermanns Hände, viel in einzelner Menschen Hände bringt, entstehen die Gründe, durch welche dem Gel-

de sein Werth bestimmt wird, und diese Bestimmung des Werths so willkührlich zu seyn aufhört, als sie es unter allen andern Voraussetzungen noch immer bleiben könnte. Doch geschieht dies, ohne daß die Menschen, einzelne oder alle, durch ein bestimmtes Urtheil über den Werth des Geldes, oder durch einen bestimmten Entschluß, zu welchem Werth sie das Geld weggeben wollen, geleitet werden dürften.

9) Ein großer Geldesvorrath in einem Volke kann freilich diesen Geldesumlauf erleichtern, aber keinesweges denselben allein bewirken, und die Concurrenz in dem Ankauf der Bedürfnisse und Belohnung der Dienste veranlassen.

10) Selbst in dieser, durch die Lebhaftigkeit wechselseitiger Beschäftigungen bewirkten Concurrenz kann der Werth der Dinge nicht in gleichem Verhältnis mit gemehrten Beschäftigungen steigen, sondern jener muß immer diesen von weitem folgen.

11) Eben deswegen wird ein steigender Geldvorrath dem Volke, dessen Beschäftigungen zunehmen, nützlich, und erleichtert die Schwierigkeit, die aus dem Steigen der Preise bei der Zunahme seiner Beschäftigungen entstehen, und diese stockend machen würde.

12) Eine bloße Zunahme an Circulation durch zufällige Theurung, ohne Zunahme der Beschäftigungen, ist nicht einem Volke zuträglich, sondern vielmehr werden die ein Auskommen gebenden Beschäftigungen niedergehalten, wenn gleich das Geld eben so viel umhergezählt wird.

Wie gesagt: viel eingerissen und wenig gebauet! Ich

habe den Grund, auf welchen ich nun ferner bauen will, nicht tief gegraben. Aber ich habe ihn gut geebnet; und die Materialien, von welchen ich einsah, daß sie nicht tauglich waren, und nicht gut mit einander zusammen halten könnten, weggeräumt. Jetzt werde ich auf meinen Grund nicht mehr bauen, als was er sicher tragen kann.*)

§. 63.

Ich kann jedoch nicht umhin, den Nutzen dieser Untersuchung und ihren wichtigen Einfluß, den sie auf die Maasregeln einer verständigen Staatswirthschaft hat, hier allgemein zu zeigen, ehe ich weiter gehe. Wir werden noch auf viele Anwendungen derselben auf einzelne Grundsätze der Staatswirthschaft in den folgenden Büchern gerathen.

Wir haben in dem Fortgange dieser Untersuchung zu beachten Gelegenheit gehabt, daß, wie der Preis der Dinge von dem Nahrungsstande eines Volks abhängt, so sich vom demselben auf diesen gewissermaaßen zurück schliessen lasse. Es ist gewiß ein Zeichen eines blühenden Landes, wenn es viele Menschen hat, und die Arbeit dennoch in demselben theuer ist, weil der Beschäftigungen in diesem Volke so viele sind. Und das Volk ist gewiß nicht im Wohlstande, das

*) Wie übel Büsching diese Stelle ausgedeutet habe, ist in der Vorrede bereits gesagt.

weniger Menschen hat, und in welchem doch die Arbeit wohlfeil ist. Aber es giebt einen dritten Fall: Ein Volk kann zahlreich seyn, und die Arbeit ist dennoch in demselben wohlfeil; einen vierten Fall, wovon ich oben §. 16. nach Tauben ein Beispiel von Slavonien angeführt habe, da ein Volk zwar an Menschenzahl schwach, ohne Wohlstand, und dennoch die Arbeit und viele Bedürfnisse sehr theuer sind. Diese beiden letzten Fälle sind der Aufmerksamkeit des Staatsmanns vollkommen so würdig, als der zweite. Aber ganz anders wird der Staatsmann verfahren, der von dem Grundsatze eingenommen ist, daß die Preise der Dinge auf den im Lande vorhandenen Geldvorrath deuten, als der, welcher darauf hinaussieht, daß dergleichen Mängel mehr von dem Mangel des Geldesumlaufs, insonderheit des inländischen abhängen.

Jener wird in Folge seiner Theorie annehmen, das Uebel für das Land, in welchem die Arbeit und Bedürfnisse so wohlfeil sind, liege blos darin, daß es zu wenig Geld habe. Er wird glauben, dem Uebel abzuhelfen, wenn er einerseits den Geldverlust hemmt, den das Land durch den auswärtigen Handel leidet, anderer Seits demselben eine Handlung zu verschaffen sucht, die ihm Geld von außen hereinzieht. Er wird dabei die Schwierigkeiten, die sich dessen Erweckung entgegensetzen, übersehen, und der leichtern Erweckung einer inländischen Circulation zu sehr vergessen. In der That sieht man die Anschläge der meisten Regenten und ihrer Rathgeber darauf hinausgehen, wenn

sie ihrem Lande oder einer Provinz desselben, deren Wohlstand schwächer als der übrigen ist, aufhelfen wollen, und andere Hülfsmittel vergessen, die weit wirksamer seyn mögten. Er wird künsteln wollen, wo nichts zu künsteln ist, und aus Vorliebe zu seiner Theorie Mittel anwenden, die aus einem eingebildeten Uebel ein wahres machen, und den wirklich bestehenden Wohlstand eines Volks niederschlagen. Hier ist ein Exempel, wohinaus eben diese Theorie leiten könne. Hume muß nach seiner Theorie lebhaft das Uebel fürchten, daß doch durch die Anhäufung des Geldes; und anderer Zeichen des Werths, die Waaren eines Landes zu sehr im Preise steigen, und dies eine nachtheilige Handelsbalanz veranlassen werde. Sein Rath ist, in diesem Falle große Summen in einem öffentlichen Schatze anzuhäufen, und sie dem Umlaufe zu entziehen. Heißt dies was anders gesagt, als die Circulation selbst schwächen, indem man dem Volke einen Theil von dem Vorrath des Mittels der Circulation entzieht, an welches dasselbe bei seiner bisherigen Betriebsamkeit sich schon gewöhnt hatte? Doch Hume ist überhaupt seiner Theorie so getreu, und rechnet so sehr auf eine nothwendige Einwirkung des Geldesvorraths im Volke, auf den Lohn der Arbeiten, daß er ganz ernsthaft behauptet, der Geldmangel befördere die Industrie, und wenn ein kleiner fleissiger Staat immerhin zwei Drittheile des in demselben umherlaufenden Geldes in die Erde grabe, so könne er nach und nach die Reichthümer der ganzen Erde an sich

bringen. So entscheidend ist dieser Mann in einer so bedenklichen Sache, für den nichts in der Welt Gewißheit hatte. Aber wehe dem Staat, dessen Regent, durch eine solche Theorie verleitet, jemals einen der Industrie seines Volks so gefährlichen Versuch wagt!

Den Staatsmann aber, den keine solche Theorie blendet, wird seine Ueberlegung, in den erwähnten beiden Fällen, bald dahin leiten, den Grund des Uebels in dem mangelhaften Geldsumlauf zu suchen. Er wird, wenn er diesem abzuhelfen bemühet ist, nicht bei dem schweresten anfangen, und den Geldesvorrath dieses Volks zu vermehren bemüht seyn. Dies darf, dies soll er sich zum Zweck setzen, aber nicht als Mittel, sondern als eine Folge, die ihm nicht entstehen wird, wenn seine Entwürfe überhaupt gelingen. Er wird suchen, dies Volk zu leiten, daß es zuvörderst sich in sich mehr beschäftige. Der kleine Vorrath des Geldes in diesem Volke ist vielleicht hinreichend, diese Beschäftigungen zu beleben. Die kleinste Landesmünze, die Einheit in der Circulation, an welche sich das Volk gewöhnt hat, ist vielleicht noch einer kleinern Eintheilung fähig. Aber wenn dies zu viel Schwierigkeiten hat, wenn die Verbindung mit andern Völkern dies Volk schon verwöhnt hat, wenn selbst die zunehmende Circulation eine Erhöhung der Preise veranlaßt, und dann, wie ich §. 50. dieses Buchs gezeigt habe, daß es

gar wohl geschehen könne, der Geldesvorrath zu klein für den Umlauf wird, so wird er noch zuträglichere Mittel suchen, deren die jetzige Einrichtung polizirter Staaten so viele hat. Dann wird es vielleicht gut seyn, diesem Volke auch andere Zeichen des Werths zu geben. Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß die Verbreitung der Banknoten in den hintersten Theilen des russischen Reichs für Völker, die bis dahin nur Kupfergeld kannten, zu eben der Zeit, da man nützliche Geschäftigkeit so sehr bei ihnen zu heben suchte, für eine Zeitlang sehr zuträglich gewesen sey. In der That waren sie, wie wir vor etwa 20 Jahren hörten, ihnen so angenehm, daß sie ein beträchtliches Aufgeld gegen Kupfergeld gewannen. Jetzt bei der zweiten Ausgabe dieses Buchs weiß ich nicht, ob und wie lang sich dies erhalten habe; wenigstens ist es in der Hauptstadt und in den andern Städten des Reichs bald anders geworden. Ich will hier nur vorläufig anmerken, daß ich in dem 24. §., so wie ihn diese Auflage enthält, ein wichtiges Princip aufgestellt habe, welches in der Beurtheilung des Papiergeldes meine Schritte viel sicherer machen wird, als sie bisher in irgend einer meiner Schriften waren, so viel ich auch bereits über das Papiergeld geschrieben habe. Auch wird der Staaatsmann, wenn das Volk der Theil eines größern Staats ist, wo in der Nähe um den Regenten die Circulation lebhaft fortgeht,

den Cirkel des Geldumlaufs bis zu ihm zu erweitern suchen. Er wird so viel Kostgänger des Staats, als nur möglich oder nützlich ist, dahinaus zu vertheilen suchen, und die dort zu Hause gehörigen, die sich ihrem Lande ungerufen und ohne Noth entziehen, dahin zurück weisen; ein Mittel, von dem ich in dem vierten Buche mehr sagen werde. Er wird überhaupt den wahren Gründen der Sache sorgfältiger nachspüren, als der für eine bodenlose Theorie voreilig eingenommene Staatsmann. Findet er z. B. in der politischen Einrichtung Fehler, auf welche ich B. 1. §. 35. vorläufig hinausgewiesen habe, welche den Fleissigern im Volk die Aussicht des Besserseyns, als einer Frucht ihrer Arbeit, stören, so wird er diese zu heben suchen. Und überhaupt wird er zehn Mittel finden, einem solchen Volk zu helfen, wo der Staatsmann, den die Theorie alles einseitig ansehen lehrt nothdürftig Eins findet, das in der Ausführung gewaltsam, und in der Wirkung sehr trüglich ist.

Ich habe §. 53. gezeigt, daß das Steigen der Preise nur von ferne der zunehmenden Circulation und Nachfrage der Bedürfnisse folgen könne. Indessen ist manches Volk gewiß in dem Falle, daß der Preis, wo nicht von allen, doch von vielen Dingen, in ihm, so wie die Circulation, zunimmt, ja wohl gar geschwind dies Verhältnis übersteigt, wenn die Circulation in demselben stärker belebt zu werden anfängt. Der für die humische Theorie eingenommene Staatsmann wird bei diesem Falle nichts denken. Dies deutet, wird er sagen, auf eine Zunahme des Geldreichthums im

Volk. Die Ursache ist gut: in der Wirkung wird er nichts böses finden. Oder, wenn ihm doch diese zu weit zu gehen scheint, so wird er mit Hümen wohl gar der Circulation Geld zu entziehen rathen. Das that wirklich Friedrich der Große, insonderheit nach dem siebenjährigen Krieg. Er entzog der inländischen Circulation einen Schatz; über dessen Belauf man zu eben der Zeit vergebens stritt, als ihn sein Nachfolger sobald verschleuderte, daß eben darin sich der Beweis ergab, daß er nicht übergroß gewesen sey. Aber sey er groß oder klein gewesen, so würden sich die nachtheiligen Folgen davon in der inländischen Circulation bald gezeigt haben, wenn nicht Friedrich in seinen größtentheils gut gewählten Mitteln fortgefahren wäre, die Circulation zu beleben, und sie während des langen, und nur ein Jahr unterbrochenen Friedens bis zu seinem Tode minder gestört angewandt hätte. Auch nach Steuarts Grundsatze deutet es auf nichts böses, wenn das Steigen der Preise geradehin eine Folge der zunehmenden Concurrenz und Nachfrage ist, wenn es dabei unausgemacht bleibt, ob dasselbe in gleichem Verhältnisse zunehmen könne, so wird dem Staatsmann die Sache in ihrem natürlichen Gange zu seyn scheinen. Hat dies Steigen der Preise die Folge, daß die Balanz der Handlung für ein solches Volk nachtheilig wird, und ein andres Volk sich mit seinen nun wohlfeilern Waaren eindringt, dann weiß auch selbst ein Steuart keinen bessern Rath, als die Handlung mit einem solchen Volk ganz abzubrechen. (M. s. dessen 2tes Buch im 23sten Cap.)

Aber ich sage: ein solches Steigen der Preise im Verhältnis zu der Zunahme der Circulation ist nicht natürlich. Es ist die Folge von nachtheiligen Umständen, die man zu heben suchen muß. Das Volk ist in diesen Umständen nicht gut daran. England giebt in dem jetzigen Zustande und Gange seiner Handlung und Gewerbe Beispiele, die auf beiden Seiten anwendbar sind, welche ich zwar sehr benutzen werde, hier aber noch bei Seite setze. Selbst die innere Circulation leidet nur durch die §. 50. erwiesene Schwierigkeit. Für den Staatsmann, der meine Theorie billigt, giebt es demnach hier vieles zu bedenken und zu thun, wie ich schon vorläufig §. 54. gesagt habe. Er wird zu untersuchen haben, ob die §. 51. angezeigten vier Umstände, die dieser Schwierigkeit entgegen wirken, sich für sein Volk benutzen lassen. Er wird sich aber nicht leicht ganz darauf verlassen können, sondern noch mehr zu untersuchen; noch mehr zu handeln haben. Er wird alle verständig gewählte Mittel anzuwenden haben, um der Nachfrage nach Arbeit das Uebergewicht über die Bemühungen der Arbeitenden, zur Erhöhung ihres Lohns, zu geben. Da, wo Trägheit oder niedrige Schwelgerei, wie in Slavonien, machen, daß der Arbeiter durchdringen kann, und in eben dem, ja wohl gar in einem größern Verhältnis seinen Lohn erhöhet, wie der Arbeit mehr gefodert wird, da wird es sehr schwer, und seine

Bemühungen werden einen langsamen Fortgang haben. Er wird darauf arbeiten müssen, daß er das Genie der Nation selbst nach und nach umändre. Er wird ein Gefühl des Besserseyns durch Arbeit, als ohne Arbeit, in demselben zu erregen, er wird in ihnen einen Gefallen an einem schicklichen kleinen Wohlleben zu erwecken, und ihnen die Möglichkeit, dessen zu genießen, fühlbar zu machen suchen. Wenn Ueberbleibsel der Knechtschaft, und etwan unverständig angelegte Auflagen, die Aussicht dieses Besserseyns bei denen stören, die dieselbe noch gern faßten, so wird er ändern müssen, was in seiner Macht steht zu ändern. Kann der Staat die Auflage selbst nicht entbehren, so wird er vielleicht durch Abänderungen, in der Art sie einzuheben, das Uebel schwächen können. Liegt das Uebel an unverständigen Polizeiordnungen, dergleichen insonderheit in Ansehung der Aemter und Gilden in jedem Staat bestehen, so wird er bald wissen, was er zu thun habe. Er wird allenfalls dies alles nach und nach thun, damit die Menschenzahl sich zu mehren Zeit habe, und, was er bei der jetzigen Generation nicht ausrichten kann, bei der folgenden auszurichten oder es vorzubereiten suchen, daß es von seinen Nachfolgern ausgerichtet werde. Scheinbare Anschläge zur Vermehrung der Circulation darf er noch nicht befördern, wenn er einsieht, daß sie das Uebel vermehren, und den Preis der Dinge, zum Nachtheil anderer, schon beste-

henden und schon wirksamen Triebfedern der Circulation erhöhen mögten. Er wird nicht ein jedes Gewerbe als dem ganzen Volk zuträglich ansehen. Er wird z. E. wenn er demselben Manufakturen geben will, diejenigen Stellen des Landes, oder den Theil des Volks aussuchen, in welchem noch Hände genug für eine vermehrte Nachfrage nach Arbeit, oder wo sie nicht schon durch andre nützliche Betriebsamkeit beschäftigt sind, oder durch erzwungene Dienste abgehalten werden: solche Gegenden, in welchen er darauf rechnen kann, daß das Landvolk die Arbeit der ersten Hand noch als ein Füllstück zu seinem Auskommen nöthig hat, und diese Arbeit als ein solches sich recht angenehm seyn läßt. Er wird nicht Manufakturen für den auswärtigen Vertrieb anlegen, in welchem das Land mit einem anderen in Concurrenz stehen würde, das eine leichtere Münze in gleichem Zahlwerth hat *).

Er wird aus eben solchen Gründen richtig zu überlegen im Stande seyn, was er in einer sichern Aussicht auf die Vermehrung der ausländischen Circulation unternehmen könne, oder ob er sich blos auf die Vermehrung des inländischen Geldumlaufs in seinen Entwürfen

*) Hievon werde ich im ersten Abschnitte des letzten Buchs noch viel sagen.

einzuschränken habe. Lauter Dinge, in welchen ihn keine Theorie eines Hume, und derer, die vor oder nach ihm eben das gesagt haben, leiten kann, und auf die ich hier nur vorläufig hinausweise, aber sie einzeln, in einer richtigen Verbindung mit der in diesem Buche gegebenen Theorie von dem Werth des Geldes, darzustellen hoffe!

Drittes Buch.

Von

dem inländischen Geldumlauf.

Inhalt des dritten Buchs.

Von dem inländischen Geldumlauf.

Erster Abschnitt.

Von dem inländischen Geldumlauf, insofern er blos durch die freien Beschäftigungen der Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft veranlaßt wird.

Zweiter Abschnitt.

Von dem inländischen Geldumlauf unter dem Einfluß politischer Einrichtungen.

Drittes Buch.

Von dem inländischen Geldumlauf.

Erster Abschnitt.

Von dem inländischen Geldumlauf, insofern er blos durch die Beschäftigungen der Mitglieder Einer bürgerlichen Gesellschaft veranlaßt wird.

Ich habe viele Gründe, diesem Buche zwei Abschnitte zu geben. Den ersten werde ich der Darstellung des natürlichen und zuträglichsten Ganges des Geldumlaufs widmen, insofern derselbe blos durch die Beschäftigungen der freien Mitglieder Einer bürgerlichen Gesellschaft veranlaßt und unterhalten wird. In dem Zweiten werde ich den Einfluß politischer Einrichtungen auf denselben beschreiben, und vornehmlich von Na=

tional-Schulden, öffentlichen Papieren und Auflagen reden.

§. 1.

Inländische Circulation oder Geldumlauf nenne ich die durch das Geld beförderten Beschäftigungen und wechselseitigen Dienste der freien Mitglieder Einer bürgerlichen Gesellschaft, wodurch dieselben eins von dem andern ihr Auskommen erwerben.

Ich verbitte mir noch alle Rücksicht auf den zusammengesetztern Geldumlauf zwischen verschiedenen Staaten, wodurch ein Volk Tausenden in andern mit ihm in Gewerbe stehenden Völkern Nahrung und Auskommen verschafft, oder auch von denselben für seine Mitglieder zieht. Von diesem werde ich in dem fünften Buche reden.

Ich kann auch hier meine Rücksicht hauptsächlich nur auf die freien Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft nehmen. In einem Volke, dessen arbeitender Theil unter der Knechtschaft liegt, sind der wechselseitigen Dienste nur wenige, sondern Tausende arbeiten, nicht aus Wahl, nicht durch Belohnung gereizt, auch nicht in der Absicht, ihr eignes Auskommen reichlicher zu machen und sich ein Besserseyn zu verschaffen, für das Auskommen einzelner, und müssen sich zu ihrem Auskommen zutheilen lassen, was der Herr gut findet. Für ein solches Volk würde aus meiner Theorie der Circulation weniges anwend-

her seyn. In jenen Zeiten des Feudalsystems würde auch nicht ein Gedanke daran Statt gehabt haben. Indessen werde ich, wegen der Ueberbleibsel der Sclaverei aus diesen Zeiten, in diesem und dem folgenden Buche, von den unfreien Mitgliedern einer bürgerlichen Gesellschaft, und deren erzwungenen unbelohnten Arbeiten, noch vieles sagen müssen.

§. 2.

Ich habe oben in dem zweiten Abschnitt des ersten Buchs neun Folgen allgemein gezeigt, die der Gebrauch des Geldes in Erleichterung der wechselseitigen Beschäftigungen der in Gesellschaft lebenden Menschen hat, aus welchen ein Auskommen für einzelne und alle entsteht. Zwar werden sich nun aus den bisher gegebenen allgemeinen Vorstellungen mehr Folgen der ersprießlichen Wirkung des Geldes entwickeln lassen, die das Auskommen einzelner und aller auf eine Art bewirken, welche nicht eher Statt hat, als wenn ein Volk schon lange an den Gebrauch des Geldes gewöhnt, und beiläufig mehr und mehr polizirt ist. Allein, um jetzt weiter zu gehen, haben wir an den dort gegebenen allgemeinen Vorstellungen genug, welche ich meine Leser zur bessern Einsicht der Verbindung mit dem nun Folgenden noch einmal durchzulaufen bitten mögte.

Es ist also klar, und lange vor mir klar gewesen, daß das Geld in Ländern, wo die Bedürfnisse des Lebens so mancherlei, aber auch so schwer zu erwerben sind, als unter den gemäßigten Himmelsstrichen,

durch die Erleichterung, die es zum Umtausch der Bedürfnisse des Lebens und Lohnung von Diensten aller Art giebt, ein Auskommen für Menschen aller Art neben denjenigen, die unmittelbar von Erdproducten leben, entstehen mache, das nicht in eben dem Maaße Statt haben würde, wenn kein Geld unter den Menschen beliebt und eingeführt wäre, und von denen folglich nicht mehr ihre Existenz fortsetzen, vielweniger andern die Existenz geben würden, als so viel deren entweder die Wohlthätigkeit zu erhalten vermag, oder denen die Knechtschaft ihren Unterhalt verschaffen kann.

Es ist ferner klar, daß der möglich größte Wohlstand einer bürgerlichen Gesellschaft, da nämlich die möglich größte Zahl von Menschen in derselben mit einem hinlänglichen Auskommen lebt, sich da unendlich leichter voraussetzen oder wirklich erlangen lasse, wo das Geld im Umlaufe ist, als da, wo der Gebrauch desselben unbekannt ist.

Das Geld aber ist nichts mehr, als ein Zeichen des Werths der Dinge und des Lohns wechselseitiger Dienste, nichts mehr, als ein Hülfsmittel zur leichtern Abbezahlung derselben. Es ist nicht das Bedürfnis selbst, um dessen Erwerbung die Menschen arbeiten, sondern nur ein unter den Menschen beliebtes Mittel, die Bedürfnisse, um welche es uns eigentlich zu thun ist, uns eigen zu machen, und dasjenige zu genießen, was wir zu unserm Auskommen rechnen. Wer nicht arbeiten will, erwirbt dieses Zeichen des Werths der Dinge nicht leichter, als er sonst ohne Arbeit seine Bedürfnisse erlangen würde, wenn kein Geld im Gebrauche wäre.

Und wer entweder ausser Stand oder ohne Veranlassung ist zu arbeiten, der kann auch diese Zeichen des Lohns seiner Arbeit sich nicht erwerben. Wenn wir also nicht das Zeichen für die Sache selbst nehmen, so kömmt es noch immer, um diesen möglich größten Wohlstand eines Volks zu bewirken, darauf an, daß die in derselben vorfallenden wechselseitigen Dienste und Arbeiten auf den möglich größten Belauf steigen. Nur auf diese Art wird die möglich größte Zahl Menschen in derselben ihr fortdauerndes Auskommen erlangen, oder, welches eben so viel gesagt ist, in derselben existiren können.

§. 3.

Dies ist der erste Grundsatz einer guten Staatswirthschaft, das ist, derjenigen Wissenschaft, welche allen Bedürfnissen einer bürgerlichen Gesellschaft abzuhelfen, und allen Mitgliedern derselben die verhältnißmässige Glückseligkeit verschaffen lehrt.

Dieser Grundsatz würde Statt haben, wenn kein Geld jemals existirte. Er würde bleiben, wenn gleich jetzt das menschliche Geschlecht aufhörte, sich des Geldes als eines Werths zu bedienen. Aller Einfluß, den das Geld auf denselben hat, ist blos dieser, daß die practische Ausführung und Anwendung desselben unendlich leichter wird, als sie es seyn würde, wenn kein Geld oder etwas dem ähnliches ein Zeichen des Werths der Dinge und des Lohns der Dienste wäre.

durch die Erleichterung, die es zum Umtausch der Bedürfnisse des Lebens und Lohnung von Diensten aller Art giebt, ein Auskommen für Menschen aller Art neben denjenigen, die unmittelbar von Erdproducten leben, entstehen mache, das nicht in eben dem Maaße Statt haben würde, wenn kein Geld unter den Menschen beliebt und eingeführt wäre, und von denen folglich nicht mehr ihre Existenz fortsetzen, vielweniger andern die Existenz geben würden, als so viel deren entweder die Wohlthätigkeit zu erhalten vermag, oder denen die Knechtschaft ihren Unterhalt verschaffen kann.

Es ist ferner klar, daß der möglich größte Wohlstand einer bürgerlichen Gesellschaft, da nämlich die möglich größte Zahl von Menschen in derselben mit einem hinlänglichen Auskommen lebt, sich da unendlich leichter voraussetzen oder wirklich erlangen lasse, wo das Geld im Umlaufe ist, als da, wo der Gebrauch desselben unbekannt ist.

Das Geld aber ist nichts mehr, als ein Zeichen des Werths der Dinge und des Lohns wechselseitiger Dienste, nichts mehr, als ein Hülfsmittel zur leichtern Abbezahlung derselben. Es ist nicht das Bedürfnis selbst, um dessen Erwerbung die Menschen arbeiten, sondern nur ein unter den Menschen beliebtes Mittel, die Bedürfnisse, um welche es uns eigentlich zu thun ist, uns eigen zu machen, und dasjenige zu genießen, was wir zu unserm Auskommen rechnen. Wer nicht arbeiten will, erwirbt dieses Zeichen des Werths der Dinge nicht leichter, als er sonst ohne Arbeit seine Bedürfnisse erlangen würde, wenn kein Geld im Gebrauche wäre.

Und wer entweder außer Stand oder ohne Veranlassung ist zu arbeiten, der kann auch diese Zeichen des Lohns seiner Arbeit sich nicht erwerben. Wenn wir also nicht das Zeichen für die Sache selbst nehmen, so kömmt es noch immer, um diesen möglich größten Wohlstand eines Volks zu bewirken, darauf an, daß die in derselben vorfallenden wechselseitigen Dienste und Arbeiten auf den möglich größten Belauf steigen. Nur auf diese Art wird die möglich größte Zahl Menschen in derselben ihr fortdauerndes Auskommen erlangen, oder, welches eben so viel gesagt ist, in derselben existiren können.

§. 3.

Dies ist der erste Grundsatz einer guten Staatswirthschaft, das ist, derjenigen Wissenschaft, welche allen Bedürfnissen einer bürgerlichen Gesellschaft abzuhelfen, und allen Mitgliedern derselben die verhältnißmässige Glückseligkeit verschaffen lehrt.

Dieser Grundsatz würde Statt haben, wenn kein Geld jemals existirte. Er würde bleiben, wenn gleich jetzt das menschliche Geschlecht aufhörte, sich des Geldes als eines Werths zu bedienen. Aller Einfluß, den das Geld auf denselben hat, ist blos dieser, daß die practische Ausführung und Anwendung desselben unendlich leichter wird, als sie es seyn würde, wenn kein Geld oder etwas dem ähnliches ein Zeichen des Werths der Dinge und des Lohns der Dienste wäre.

culation glücklicher, zahlreicher und mächtiger zu machen, werden ohne Plan, ohne Kraft und Nachsatz in der Ausführung unternommen. Dies haben wir viele Jahre durch an Polen gesehen. So viele Anschläge, welche zur Verbesserung des Nahrungsstandes in diesem Volk nach einander hervorkamen, blieben ohne Erfolg. Auch der letzte Plan einer neuen Constitution, welcher den Anlaß der Zernichtung der politischen Existenz dieses zwar ausgedehnten, aber immer kraftlosen Staats gab, mögte nicht viel mehr gutes als die frühern eingeschränkten Versuche bewirkt haben.

§. 7.

IV. Die von dem Landbau verschiedenen, aber von demselben ihr Material erlangenden Beschäftigungen sind einer unendlichen Mannigfaltigkeit fähig. Nicht ein jedes Volk übt diese Beschäftigungen in ihrer möglich größten Mannigfaltigkeit, oder vielmehr, keines kann sie in derselben üben.

Da indessen, wo eine größere Mannigfaltigkeit dieser Beschäftigungen geübt wird, entsteht natürlich auch ein größerer Belauf der Beschäftigungen in diesem Volke, und folglich mehr Auskommen. Das sicherste Mittel, des Auskommens mehr in einem Volke zu machen, ist demnach die Vervielfältigung der Beschäftigungen. Die Grenze, bei welcher diese Vervielfältigung und davon abhängende Menge der Beschäftigungen stille stehn muß, wird in einem Volke, das, wie wir es hier ansehen, ohne alles Gewerbe mit andern Völkern lebt, diese seyn, wenn mehr Beschäftigung neben dem Acker-

bau zu entstehen anfängt, als daß dieser, nachdem er aufs höchste erweitert worden, die Bedürfnisse des in Gelde verdienten Auskommens und die Materialien aller Beschäftigungen hinreichend verschaffen kann. Alsdann mag des Geldes so viel im Lande seyn, als da wolle, so wird doch das Auskommen einzelner und aller in dem Volke sich nicht weiter mehren können.

Wenn es mit dem ganzen menschlichen Geschlechte eben dahin käme, so würde sich die Sache auch da eben so verhalten.

§. 8.

V. Eben so wird auch die Menge und Mannigfaltigkeit der neben dem Landbau betriebenen Beschäftigungen in einem isolirten Volke stille stehen müssen, wenn der Landbau nicht im gehörigen Maaße fortgeht, um die Bedürfnisse des in Gelde verdienten Auskommens und die Materialien jener Beschäftigungen hinlänglich zu liefern. Es ist demnach in diesen Umständen nicht an eine Vermehrung des übrigen Auskommens im Volke zu denken, als bis der Landbau wieder ins gehörige Verhältnis gesetzt wird. Dies geschieht zwar natürlich durch die Anlockung, welche die steigende Nachfrage nach den Producten des Ackerbaues zur Erweiterung desselben giebt. Sehr oft aber sind zufällige oder durch übelverstandene Staatswirthschaft entstandene Hindernisse wegzuräumen.

Diese Gefahr für die neben dem Landbau betriebenen Beschäftigungen, durch den zu hohen Preis der Producte desselben niedergehalten zu werden, entsteht den-

selben durch jede schlechte Erndte. Sie ist unabwendlich da, wo der Landbau in einem zu schwachen Verhältnis gegen die übrigen Beschäftigungen der Nation ist, es sey denn, daß dieselbe sich durch das ausländische Gewerbe mit andern Nationen zu helfen wisse. In diesem Fall ist Holland. Doch wir reden jetzt noch von einer isolirten Nation ohne ausländisches Gewerbe. Wenn indessen die Nation ein ausgedehntes Land bewohnt, so hilft ein Theil dem andern. Dies war der Fall für Rußland, als Pugatscheffs Aufstand die südlichen Provinzen verwüstet hatte, und ihnen die nördlichen aushelfen mußten. Hier aber muß eine gute Kornpolizei zu Hülfe kommen. Insonderheit muß für gute Landstraßen da gesorgt werden, wo die Flüsse nicht zureichen.

In dem natürlichen Gange der Dinge unter freien Menschen bewirkt indessen eins das andre. Wenn die Beschäftigungen außer dem Landbau zunehmen, so wird der Landbau sich deswegen erweitern, weil die Abnehmer mehr, und die Vortheile von demselben gewisser werden. Wenn der Landbau sich sehr erweitert, so wird das Auskommen derer, die durch andre Beschäftigungen leben, erleichtert, und es ist die rechte Zeit alsdenn, die Menge sowohl, als die Mannigfaltigkeit derselben zu erhöhen.

Doch kann dieses nicht sogleich erfolgen, wenn der Ackerbau in fortgehender Zunahme ist, sehr viel Hände beschäftigt, und denen, die für Geld fremden Boden bearbeiten, ein sehr gewisses und reichliches Auskommen giebt. Dies ist der Fall mit Nordamerika bis

daher gewesen, wo aber der Umstand eintritt, daß die Producte des Landbaues durch den auswärtigen, Geld dafür ins Land bringenden Absatz einen höhern Preis erhalten, als sie durch den inländischen Verbrauch allein erlangen würden. Man kann diese Anmerkung in Herrn Schlözers Briefwechsel S. 117 des 20sten Hefts bestätigt lesen, wiewohl sie Smith an mancher Stelle seines Buchs macht und sehr benutzt. Hier macht denn auch die Leichtigkeit der Erlangung aller Producte der Industrie durch die auswärtige Handlung, daß keine Auffoderung zu Arbeiten dieser Art neben dem Landbau recht wirksam werden kann.

§. 9.

VI. In einer isolirten Nation, wo der Landbau zwar verhältnismäßig groß, der übrigen Beschäftigungen aber zu wenig sind, liegt der Fehler gewöhnlich darin, daß die Nation sich zu sehr auf ihre physischen Bedürfnisse einschränkt, die der Landbau allein liefert. Es fallen demnach wenig Dienste und Arbeiten außer diesem vor, und es fehlt denen Menschen das Auskommen, die andere Dienste anbieten können, als welche zur Hervorbringung und Zubereitung der nothwendigsten Bedürfnisse erfodert werden. Es würde vergebens seyn, Menschen, die blos diese nothwendigen Dienste zu nutzen gewohnt sind, aufzufodern, daß sie dieselben mehr, öfter und fleissiger brauchen sollten, um einer desto größern Menschenzahl das Auskommen zu geben. Menschen, die von ihren Voraltern her gewohnt sind, schlecht und zur Nothdurft zu essen, schlecht

sich zu kleiden, schlecht zu wohnen, wird es vergebens seyn, aufzufodern, daß sie ihre schlechten, aber noch nicht vertragenen Kleider wegwerfen, ihr schlechtes Haus, das sie aber noch vor Wind und Wetter schützt, neu bauen sollen, blos, um mehr Arbeit unter den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft entstehen zu machen. Der Reiz, mehr Menschen zu beschäftigen, als sie durch ihre Lebensart zu thun gewohnt sind, kann ihnen nicht anders entstehen, als wenn sie geleitet werden, solche Producte von deren Arbeit zu ihren Bedürfnissen zu rechnen, die ihnen ein Gefühl des Besserseyns geben können. Und dann kömmt es darauf an, daß dieses Gefühl des Besserseyns erst in ihnen erregt werde. Eine besser zugerichtete Speise, ein besseres Kleid, ein bequemeres reineres Haus muß ihnen erst als ein Bedürfnis erscheinen, ehe sie sich entschließen zu arbeiten, um den Geldlohn desjenigen zu verdienen, der ihnen durch seine Arbeit dieses zu verschaffen anbietet. Sie müssen gewohnt werden, selbst diese gemehrten Bequemlichkeiten des Lebens zu ihrem Auskommen zu rechnen, um andern, die ihnen dieselben zu verschaffen sich anbieten, ihr Auskommen zu geben.

§. 10.

Wohlleben ist mehr, als blos leben, blos das genießen, was zur Erhaltung unserer Existenz nothwendig erfodert wird. Ich rechne also alles zum Wohlleben, was nicht zu den physischen Bedürfnissen gehört, und sehe alle Arbeiten als dem Wohlleben dienend an, die etwas mehr, als die Hervorbringung dieser Be-

dürfnisse und deren höchstnöthige Zubereitung zu unserm Verbrauch, zur Absicht haben.

Dieser Begriff des Wohllebens ist sehr ausgedehnt, ausgedehnter, als ihn fast alle Schriftsteller, die des Wohllebens erwähnen, annehmen, aber nicht desto minder richtig. Existiren, so lange als möglich existiren, das will das Thier, das will der Mensch, und beide zeigen ein fortdaurendes Bestreben, das zu ihrer Existenz Nöthige sich zu verschaffen, wie und wo sie nur können. Wenn das Thier sich dieses verschafft hat, so ist es ruhig, und mancher Mensch ist es auch. Doch zeigt schon manches Thier eine Voraussicht auf künftige zu seiner Existenz nöthige Bedürfnisse, und diese Vorsorge zeigt nicht ein jeder Mensch. Desto allgemeiner aber ist bei den Menschen der Wunsch und die Bemühung, sich ihre Existenz so angenehm, als möglich, zu machen. Das Thier läßt sich eine jede angenehme Empfindung gefallen, wenn sie sich ihm darbietet. Nur der Mensch kann Entwürfe darauf machen, sie sich zu verschaffen, sich in einem fortdaurenden Genuß derselben zu erhalten, und eine jede, wenn gleich noch entfernte Aussicht eines Besserseyns macht schon seine jezige Existenz angenehmer für ihn, und erweckt ihn zu einer Thätigkeit, deren Nutzen, wie wir sehen werden, sich nicht blos auf ihn einschränkt. Daß diese Aussichten, daß diese Wünsche und die Entwürfe, um sie erfüllt zu sehen, nach dem verschiedenen Temperament, Leidenschaften und der Lage eines jeden einzelnen Menschen sich ändern, ändert in der Sache nichts. Das Wohlleben der ersten im Volk, wie das von dem nie-

drigsten Arbeiter, wenn ihm dazu von seinem sauer verdienten Tagelohn etwas übrig bleibt, hat nur Einen Grund, den Wunsch des Besserseyns und auf die möglich angenehmste Art zu existiren. Er treibt den einen wie den andern zu einer Wirksamkeit, die sie nicht äußern würden, wenn sie mit ihrer bloßen Existenz zufrieden wären. Nichts elenders, als ein Volk, in welchem kein andrer Trieb rege wird, als den blos die Erhaltung der Existenz veranlaßt! Was wird ein Regent mit einem solchen Volke anfangen können? Und auch das Volk ist gewiß noch sehr elend, wo Wunsch, Aussicht und Gefühl des Besserseyns nur bei einigen wenigen durch Geburt und Glück hervorgehobenen wirksam sind, oder den Umständen nach wirksam seyn können. Was da einmal existirt, wird schon wissen, durch eine blos auf sich beschränkte Sorge seine Existenz fortzusetzen. Aber es wird kein Band unter den Menschen seyn, als das, welches äußerste Noth und oberherrliche Verfügungen erzwingen. Es werden der wechselseitigen Dienste, die einen Menschen dem andern nothwendig machen, äußerst wenige Statt haben. Keinem Menschen wird die Existenz des andern wichtig werden, denn er wird wenig oder gar keinen auf ihn selbst sich beziehenden Nutzen davon erfahren. Nur der Naturtrieb wird einzelne Paare vereinigen. Aber die häuslichen Freuden wenig gekannt und gefühlt werden, welche in einem verfeinerten Volke so viel zum Besserseyn der Menschen beitragen. Selbst der Eigennutz, diese so wirksame Triebfeder menschlicher Handlungen, wird hier erschlaffen, wird keine von allen denen heil-

samen Wirkungen hervorbringen, durch welche die Menschen einer dem andern Auskommen geben. Die Staatswirthschaft wird ihren heilsamen Zweck, die verhältnismäßige Glückseligkeit der Mitglieder des Staats, vergebens zu befördern sich anbieten. Denn sie findet keinen, der mehr als Existenz, keinen, der auch eine glückliche Existenz suchte.

Daß Völker genug in diesem armseligen Zustande existiren, daran wird wohl niemand zweifeln. Wenn in unserm polizirten Europa sich kein ganzes Volk mehr in diesem Zustande finden sollte, so sind doch gewiß noch beträchtliche Theile großer Völker in demselben. In Polen ist es gewiß der bei weitem größte Theil der Nation. Sie finden sich unter den mildesten Himmelsstrichen. Man sehe unter andern ein Beispiel an den Georgianern und den Einwohnern von Imirette in der von Büsching davon mitgetheilten Nachricht *). Solche Völker umzubilden, ist vielleicht kein so schweres Geschäfte des Staatsmanns, als man denken mögte; aber es wird immer Zeit brauchen. Vielleicht sind politische Einrichtungen die schwersten Hindernisse, die er zu überwinden hat. Da, wo diese nicht im Wege stehen, kann man von dem allen Menschen natürlichen Wunsche des Besserseyns alles erwarten. Ein jedes zur Nachahmung sich darbietende Beispiel wird wirksam werden. Auch die rohesten Völker dehnen bald ihre Wünsche über das physisch Nothwendige aus, wenn sie andre Menschen in dem Gebrauch solcher Dinge se-

*) S. dessen wöchentliche Nachrichten.

hen, die ein Gefühl des Besserseyns erwecken. Wie viele dieser Dinge haben nicht z. B. die Wilden in Amerika durch Nachahmung der Europäer angenommen! Nicht nur den Brantewein, sondern selbst den Thee rechnen sie schon lange zu ihren Bedürfnissen. Zwar entsteht dies nicht sprungweise, aber doch nach und nach entsteht es gewiß.

§. 11.

VII. Diese Lust zum Wohlleben oder Besserseyn muß zuvörderst bei dem das Land bauenden Theil einer Nation erweckt werden. Denn wenn gleich das Geld das Auskommen durch alle fleissige Volksklassen auf eine solche Art vertheilt, daß es darauf nicht anzukommen scheint, ob der Landmann selbst diejenigen, die von ihm ihre nothwendigsten Bedürfnisse suchen, beschäftige, sondern nur darauf, ob sie sonst Geld, es sey von wem es wolle, gewinnen können; so ist doch einleuchtend:

1) Daß der Landmann allen diesen Menschen, sie mögen ihr Geld verdienen, von wem sie wollen, ihre Nahrungsmittel reichen müsse.

2) Daß er die dazu nöthige Vermehrung seiner Arbeit williger und geschwinder unternehmen werde, wenn er selbst Lust zu den Producten ihres Fleisses bekömmt, und weiß, daß er diese nicht erlangen könne, ohne auf die Erwerbung eines grössern Vorraths seiner Producte zu arbeiten, als er thun wird, wenn er blos die sich mehrende Nachfrage nach den Producten seiner Arbeit allmählig erfährt. In dem letztern

Fall wird er zuvörderst von dieser sich mehrenden Nachfrage Vortheil zu ziehen suchen. Er wird die Preise derselben und eben dadurch das Arbeitslohn der zunehmenden fleissigen Volksklassen erhöhen. Es wird aber eine Zeit vergehen, ehe er von dem nun in seiner Hand sich anhäufenden Gelde durch Anschaffung neuer Bedürfnisse, die jene ihm zubereiten, Gebrauch zu machen lernt. Er wird wohl gar ein so viel stärkerer Verzehrer seiner eignen Producte werden, mehr Fleisch essen, Brantewein trinken, und dadurch den Preis derselben noch mehr zum Nachtheil jener steigern.

3) Wenn er dagegen selbst geleitet wird, sich die Producte von dieser ihrem Fleisse angenehm werden zu lassen, so erweitert er in dem Maaße seinen Fleiß, in welchem er diese zu gebrauchen sich gewöhnt, und deren mehr und mehr verbraucht. Die Lebensmittel für diese Menschen sind daher schon da, so wie derselben Zahl zuzunehmen anfängt, und jene Erhöhung der Preise findet nicht Statt.

4) Die producirende Volksklasse ist doch immer die zahlreichste im Staat, und muß es vollends in einem isolirten Volke seyn, das alles aus seinem eigenen Boden nehmen muß. Die übrigen fleißigen Volksklassen haben daher in dieser die zahlreichsten Abnehmer der Producte ihrer Industrie zu erwarten. Es ist lächerlich, in einem Lande die Industrie beleben zu wollen, lächerlich, ihren Kunstproducten einen geschwinden Abgang zu versprechen, und dabei zu übersehen, ob der zahlreiche Theil des Volkes, der denn doch endlich je-

nen allen ihre nothwendigen Bedürfnisse herbeischaffen soll, willig oder im Stande sey, Abnehmer dieser Producte der Industrie zu werden, auch nicht daran zu denken, daß, da sich doch um jener willen die Producte der Natur auf den Märkten im Volk mehren sollen und müssen, die Reizung zur Vermehrung der in dieser Absicht nöthigen Arbeit denen, die sie thun sollen, so nahe als möglich gebracht werden müsse.

5) Ich habe Buch I. §. 35. gezeigt, daß das Geld die Menschen nur dadurch thätig zu machen vermöge, weil ihnen die Erwerbung desselben eine Aussicht des Besserseyns giebt. Nun ist es ja jedem Staate um keine Thätigkeit mehr zu thun, als um die an den Landbau gewandte. Dies ist die nothwendigste, aber auch die schwerste aller Arbeiten. Die Noth treibt jeden Erdbewohner zu derselben, auch ohne Aussicht des Besserseyns, wenn er sonst nicht zu seinen Bedürfnissen gelangen kann; aber sie treibt ihn auch nicht weiter, als diese es ihm nothwendig machen. Zu einer für den Verbrauch der freien Hände nöthigen Arbeit wird der freie Landmann sich nicht entschliessen, wenn sie ihm nicht selbst eine Aussicht des Besserseyns giebt. Laß immer so viel Geld im Volke seyn, als da wolle; es wird auf ihn nicht wirken, wenn er nicht in dieser Aussicht es zu verdienen, Lust bekömmt.

Anmerkung.

Man setze, in einer isolirten Nation wären gegen

tausend Bauern hundert Menschen, die ihr Auskommen durch Dienste und Arbeiten neben dem Landbau gewönnen. Nun liessen sich hundert andre neben diesen nieder, böten Dienste und Arbeit zur grössern Bequemlichkeit des Lebens an, und reizten jene hundert zu einem Wohlleben, das sie bisher noch nicht kannten. Wo werden diese hundert das hernehmen, was zum Auskommen dieser neuhinzugekommenen nöthig ist? Sie werden ihnen Geld geben. Aber dies Geld werden sie nicht haben, wenn nicht in dem gemeinsamen Verkehr, worin sie mit dem Landmann stehen, ihnen ein Ueberschuß über dasjenige entsteht, was sie demselben für ihre nothwendigsten Bedürfnisse wieder zufliessen lassen müssen. Dieser Ueberschuß, der bis dahin unter diesen hunderten als ein Lohn derer Dienste und Arbeiten circulirte, welche sie sich unter einander leisteten, müßte nun, da auch diese hundert neuhinzugekommenen sich von demselben nähren, und das gewinnen wollen, was sie dem Landmann für ihre nothwendigen Bedürfnisse werden bezahlen müssen, durch eine Erweiterung ihrer Arbeit und ihres Fleisses beschafft werden. Dies werden sie aber nicht thun können, wenn sie nicht, einzeln und alle, neue Mittel erfinden, um dem Landmann mehr Bedürfnisse abzuverdienen, als sie bis dahin thun konnten.

Man mögte sagen, der Ackerbau werde sich schon dann erweitern, wenn nur diese Hundert anfangen, jene Hundert zu beschäftigen, und ihnen Auskommen zu geben, der Landmann werde, auch ohne selbst Lust an dieser Hundert Diensten und Arbeit zu finden,

mehr arbeiten, weil er auf hundert Abnehmer mehr rechnen kann. Aber so würde doch durch eine Zusammenwirkung mehrerer Ursachen geschehen, was durch Eine geschehen kann, so bald auch der Landmann selbst diese Menschen beschäftigt.

Man erwecke dagegen bei dem Landmann selbst die Lust, nicht blos zu leben, sondern seines Lebens zu genießen, man mache insonderheit die Lust zur Reinlichkeit und zu gewissen Bequemlichkeiten des Lebens bei ihm rege, so entstehen eine Menge Bedürfnisse für ihn, die er nicht anders, als durch fremden Dienst, erfüllen kann. Er muß, um diese zu genießen, unmittelbar Rath zu dem Auskommen derer schaffen, die ihm diese Dienste anbieten. Sie finden daher weit mehr Leichtigkeit des Auskommens, als wenn sie es aus den Händen jener Hundert suchen müßten, die nicht anders fortdaurend zu ihrem Auskommen beitragen können, als wenn es ihnen gelingt, mehr zu ihrem Auskommen von jenem Landbauer zu erwerben.*)

Man setze doch, es wäre kein Geld und keine Circulation, sondern der Landmann gäbe dem, der kein Brod hätte, dieses unentgeltlich, wie jene Landleute in Spanien, B. I. §. 5., so könnten diese hundert Personen eben so gut leben, als wenn sie ihr Brod

*) Ich werde im dritten Abschnitt des sechsten Buchs noch eine nähere Untersuchung desjenigen Ganges anstellen, den das Geld zum Landmann, und von demselben wieder zurück in der inländischen Circulation, nimmt.

durch Dienste und Arbeit erlangen müßten. Aber gesetzt, der Landmann wäre durch Gewohnheit oder Eigensinn geneigt, nur den ersten Hundert ihr Brod und Bedürfnisse zu reichen, und diese hinzugekommenen Hundert müßten das, was sie brauchten, erst von jenen ersten Hundert erbitten, die schon in dem Besitz sind, von dem Landmann gefüttert zu werden, und bekämen es nicht eher, als wenn diese etwas übrig hätten, werden sie auch dann noch leben und bestehen können? Gesetzt aber, es gelänge ihnen, sich dem Landmann eben so angenehm zu machen, als jene, um ihre Nahrung von dessen Wohlthätigkeit zu bekommen — dann würde doch derselbe seine Arbeit vermehren müssen, so wie sich die Gegenstände seiner Wohlthätigkeit vermehren. Nun aber trete das Geld ins Mittel, und es entstehen Gewerbe, durch welche beide Hunderte, die ältern und die hinzugekommenen, von dem Landmann ihre Nahrungsmittel verdienen, so verändert sich in der Hauptsache nichts. — Der Landmann ist es noch immer, der durch seinen erweiterten Fleiß diese hinzugekommenen Hundert nähren muß, und je näher die Gründe, diesen seinen Fleiß zu erweitern, ihm selbst gebracht werden, je mehr sie auf ihn unmittelbar wirken, desto sicherer besteht diese neue Bevölkerung.

Aber, wird man sagen, da das freie Landvolk (denn von diesem rede ich hier nur) aus Grundeigenthümern und Tagelöhnern gemischt ist, so werden es nur jene seyn, welche auch für die Befriedigung ihres Wohllebens arbeiten können, diese aber nicht. Die

nützliche Folge davon für die Gewerbsamkeit im Volke wird daher nur klein seyn, wenn nicht diese durch ein erhöhetes Tagelohn mehr verdienen; allein eben dies wird auch eine natürliche Folge werden. Da, wo der an das Wohlleben gewöhnte Landmann selbst fleissiger arbeitet, oder mehr fremde Arbeit bedarf, steigt das Tagelohn natürlich. Ja es verbreitet sich dieser gemehrte Lohn der Arbeit so gar in die Ferne. Wenn der fruchtbarere, oder mehr cultivirte Landstrich unter seinen Einwohnern nicht Tagelöhner genug hat, so gehen zur Sommerszeit Tagelöhner in Menge aus minder cultivirten oder zu stark bevölkerten Gegenden dort hinüber, und erfreuen sich des reichlichern Lohns, den sie daselbst finden. Ob aus eben demselben, oder aus fremden Gebiete? darf nicht dabei in Betrachtung kommen. In allen grossen Staaten ist es so. In Frankreich giebt eine Provinz der andern Tagelöhner ab. Zwischen den deutschen kleinen Staaten ein Reichsständiges Gebiet dem andern, und es wird dadurch nicht anders werden, daß jenseits des Rheins mehrere dieser Gebiete französisch werden. Batavien hat den sogenannten westphälischen und niedersächsischen Hankemeiern vorlängst vielen Verdienst gegeben, und wird ihn noch ferner geben, der ihnen zu einem Wohlleben bei sich zu Hause die Fähigkeit giebt, das sie sonst nicht sich würden gewähren können. Aber überhaupt wird man bemerken, daß allenthalben, wo der auf einem fruchtbaren Boden lebende Landmann nur seine Landesleute zur Arbeit ruft, der Verdienst für diese groß genug ist, und der Knecht und Tage-

löhner so wie der Herr seinen Wohlstand in Reinlichkeit und in verhältnißmäßigem Genuß seines Lebens zeigt. Einen Beweis davon geben die Marschländer, insonderheit Ditmarsen in unserer Gegend.

§. 12.

Ich gerathe hier auf einen Satz der vielleicht einer der wichtigsten in meiner Abhandlung und in der ganzen Staatswirthschaft ist. Daß er ganz neu und unbekannt sey, behaupte ich nicht. Ob er in dem gehörigen Licht jemals vorgestellt worden, daran zweifle ich. Daß aber weiß ich, daß er in der Staatswirthschaft nur gar zu sehr übersehen werde.

Des Geschreies ist kein Ende, man müsse den Landbau ermuntern. Das sicherste Mittel dazu ist dieses: Ermuntert den Landmann, der Früchte seines Fleisses durch ein seinem übrigen Zustande und Bestimmung gemäses Wohlleben zu genießen. Ein jeder Wunsch, den ihr bei ihm rege macht, besser zu seyn, ist von der Bemühung befolgt, das zu erwerben, wovon sich derjenige nähren kann, der ihm dazu verhilft. Will er besser sich kleiden, will er besser wohnen, so muß er erst das Brodkorn, oder irgend sonst ein Product, seinem Acker abgewinnen, womit er den Lohn desjenigen erwerben kann, der ihm sein Haus bequemer bauet und auszieret, oder der die Wolle spinnt, webt und färbt, mit welcher er sich kleiden will. Ein jeder Gedanke, reinlicher und vergnügter als sonst zu leben, macht ihm Dienste nothwendig, deren Lohn, oder das diesem Lohn gleichgeltende Bedürfniß, sein Acker ihm

schaffen muß. So entsteht der Unterhalt und ein Auskommen vieler Tausende, die nicht das Land bauen, und doch von dem Ertrage des Landbaues leben wollen und leben müssen, unendlich sicherer und geschwinder, als durch alle andre Wege, die ihr wählen möchtet, und die endlich alle darauf hinauslaufen, dem Landmann das Auskommen und die Nahrung derer abzugewinnen, die für dasselbe nur Producte der Industrie anbieten können.

§. 13.

Es wird mir nicht schwer werden, meine Behauptung durch eine Menge Erfahrungen zu bestätigen.

Die erste giebt der Zustand derjenigen Länder, in denen der Landmann ein gewisses Wohlleben liebt, verglichen mit dem Zustand derjenigen, in welchen er dies gar nicht kennt. In jenen ist die innere Circulation lebhaft, in diesen äußerst schleichend. Wer dies nicht glaubt, der setze nur für eine Weile den Fall, daß der holländische und englische Landmann seine Lust zur Reinlichkeit, und zu allem mit seiner Lebensart bestehenden Wohlleben plötzlich aufgäbe. Wie viel tausend Hände würden da im Lande selbst müssig werden! Wie viel Tausenden würde da das Auskommen fehlen! England würde mehr den Verlust davon empfinden, als den von Nordamerika. Holland wird lieber seine Heringsfischerei ganz verlieren können, als den inländischen Betrieb; der blos aus der Reinlichkeit seiner Landleute entsteht. Oder denkt, daß ihr den in so

fruchtbaren Landstrichen lebenden leibeigenen Bauern plötzlich die Gesinnung und Lebensart des holländischen Landmanns geben könntet, wie viel Tausende würden von Stund an sich neben und unter demselben niederlassen, und ihr reichliches Brod ihm abgewinnen können, die es nun vergebens aus den Händen der wenigen Gutsbesitzer zu erwerben suchen, die allein vielleicht in einer ganzen Quadratmeile Wohlleben und Aufwand kennen aber mit diesem nur Wenigen Beschäftigung geben, wenigstens nicht veranlassen können, daß sich viele an Producten der Industrie arbeitende, und eine der andern zu Hülfe kommende Hände in diesen Gegenden neben einander setzten?

Eine andere Erfahrung ist die, daß diejenigen Manufakturen den sichersten Bestand haben, die für die Kleidung und das kleine Wohlleben des Landmanns arbeiten. Davon aber werde ich in der Folge noch mehr zu sagen haben.

Eine dritte Erfahrung ist, daß diejenigen Lande fast ganz von Manufakturen entblößt sind, in denen der Landmann zu sehr im Druck lebt, eine rauhe Lebensart führt und fast gar kein Wohlleben kennt. Alle Länder, in denen die Leibeigenschaft noch besteht, geben die Bestätigung davon.

Gebt diesen armen gedrückten Menschen einen Wunsch zu einem gewissen Wohlleben, benehmt ihnen nicht ganz die Möglichkeit, dessen zu genießen. Bald werden sie selbst ihre vom Ackerbau freie Zeit zur ersten Arbeit anwenden, welche diese Producte der Industrie erfodern, die sie zu ihrem Wohlleben brauchen. Sie

werden die Materialien zu diesen Producten der Industrie ihrem Boden abzugewinnen suchen, und froh seyn, dadurch den Lohn der an dieselben gewandten ersten Arbeit zu gewinnen. Doch ich habe schon vieles darüber im ersten Buche gesagt.

§. 14.

Wenn man bisher diesen wichtigen Grundsatz der Staatswirthschaft so sehr übersehen hat, so liegt dies, wie mich dünkt, an folgenden Ursachen.

1) Man betrachtet den Landmann zu einseitig, nur als den producirenden Theil der bürgerlichen Gesellschaft, der immer gern producire, wenn er Abnehmer findet, und nicht durch eine übelverstandene Staatswirthschaft in seinen Geschäften gestört und muthlos gemacht wird. Es wird zwar nicht übersehen, daß er einen Theil der Producte der Industrie seiner Mitbürger verbrauchen helfen müsse. Dies konnte man nicht übersehen, wenn man blos daran dachte, welch ein zahlreicher Theil der bürgerlichen Gesellschaft er ist. Aber daß er der erste und wichtigste Verbraucher, daß er die erste und stärkste Triebfeder in der innern Circulation sey, und da seyn müsse, wo es wohlstehen soll, daran ist bisher nur wenig gedacht.

2) Man kennt in den meisten Ländern den Bauer als einen gebornen Sclaven, der produciren muß. Der Unterschied ist nur von mehrerem aufs mindere. Da, wo er nicht leibeigen ist, drücken ihn die Hof- oder Frohndienste, und nöthigen ihn, für den Edelmann oder für den Pachter seines Fürsten, dem Erdboden

seine Producte abzugewinnen. Oder die Schatzungen, Zehnten und andere Lieferungen halten ihn an, mehr zu arbeiten, als er es zum Behuf seiner eigenen Bedürfnisse zu thun Lust haben würde.

Wenn der Bauer nicht muß,
So regt er nicht Hand noch Fuß;

ist schon lange ein Sprichwort gewesen. Bei Menschen, von denen man voraussetzt, daß sie müssen, denkt man wenig daran, ob es nicht besser sey, daß sie auch wollen.

3) Man hat zu viel Aufmerksamkeit auf das hohe Wohlleben in den höhern Classen der Menschen gewandt. Der dadurch entstehende Aufwand zeigt sich in größern Summen. In allen Schriften, in welchen man die gute Wirkung des Wohllebens für den Wohlstand des Staats vernünftig vertheidigt hat, ist doch hauptsächlich nur auf dieses Rücksicht genommen. Man nimmt zu geschwinde an, daß es um die Circulation schon gut genug stehe, wenn dieses höhern Wohllebens viel in einem Staate ist. Selbst die Worte: Wohlleben, Aufwand, Luxus, werden nie in Beziehung auf die niedere Classe der Menschen gebraucht. Wie wenig indessen das Wohlleben einzelner unter vielen Millionen beträge, läßt sich an dem Exempel Polens einsehen, wo das Wohlleben und die Verschwendung der Großen sonst keine Grenzen kannte. Nun wurden zwar alle Bedürfnisse dieses Wohllebens, da Polen auch nicht eine Manufaktur für dasselbe hatte, dem Ausländer bezahlt. Aber dennoch entzog dies so hoch getriebene Wohlleben einzelner dem Lande nicht alles das Geld, welches es

durch seinen Productenhandel an sich zog, sondern es war vielmehr bis an die Zeiten seiner letzten Trübsale ein geldreiches Land, weil der ungleich größere Theil der Nation an diesem Wohlleben gar keinen Antheil nahm, und dem Ausländer wenig oder gar kein Geld zuwenden konnte.

4) Das ausländische Gewerbe ist der vornehmste Zweck einer in neuern Zeiten verbesserten Staatswirthschaft geworden. Wie dabei überhaupt die inländische Circulation von manchen zu sehr übersehen ist, so hat man insbesondere dabei zu wenig auf den Landmann geachtet. Alles, was man von ihm in Absicht auf den Handel erwartete, war, daß er die Materialien zu demselben liefern sollte. Damit er nicht, in dem ihm ganz unentbehrlichen Aufwande, das inländische Gewerbe verdürbe, verbot man hier oder dort die ausländischen Manufakturen. Aber ihn selbst zu nutzen, daß er durch ein sich für ihn schickendes Wohlleben dem inländischen Gewerbe aufhelfen, und es in gehörigen Schwung bringen sollte, daran entstand kein Gedanke. Heinrich IV. gedachte gewiß noch nicht daran, wenn er sagte, er hoffe es dahin zu bringen, daß ein jeder Bauer im Königreiche Sonntags ein Huhn im Topfe haben solle. Es war ein Wunsch der Menschenliebe, nach welcher er dem am schwersten arbeitenden Theil des Volks den Genuß eines kleinen Wohllebens wünschte, wozu ihm aber seine Wirthschaft das Product liefern sollte, und wodurch für keinen Mitunterthanen Auskommen entstand. Man weiß, wie sehr eben diesem König die neuen Seidenmanufakturen in seinem Reich am Herzen lagen.

Um deren Betrieb auch außer Landes zu befördern, wies er die Manufakturisten an, die Muster und Art ihrer Arbeiten von Zeit zu Zeit zu verändern, und ihnen einen immer abwechselnden Reiz der Neuheit zu geben. Es fiel ihm nicht ein, zu wünschen, daß ein jedes Bauermädchen Sonntags in einem seidenen Wambs zur Kirche gehen mögte. Hätte er es gewünscht, und hätte er diesen Wunsch zur Wirklichkeit bringen können, so hätte er nicht nur mehr Wohlleben des Landvolks, sondern auch mehr Wohlstand fürs Ganze bewirkt, und das Huhn im Topfe des Bauers würde sich von selbst gefunden haben. Doch auch diesen bescheidenen Wunsch sah er nicht erfüllt. Noch hatte, als er ermordet ward, und noch jetzt hat der französische Bauer kein Huhn zur Sonntagsmahlzeit; ob er nach der Revolution dazu gelangen werde, wird die Erfahrung lehren. Colbert, bei seinen weitgehenden Entwürfen für den ausländischen Handel, und bei der Freude, die er hatte, diese Entwürfe so geschwind gelingen zu sehen, ließ ihn vollends unter dem alten Drucke, und leidet bei der zu undankbaren französischen Nachwelt fast zu viel dafür durch Vorwürfe, die jedoch dem armen französischen Landmann keine Erleichterung erweckten.

5) Man sieht den Bauer als ein Geschöpf an, das gar zu schwer zu ziehen ist, und sich auch nicht einmal durch den Wunsch des Besserseyns leiten läßt. Er ist es auch gewiß da, wo er unter dem beständigen Gefühl seiner Unterwürfigkeit lebt, und sich mit Murren gegen jeden Wink empört, den man ihm zu seinem Besserseyn giebt, welchem aber zu folgen nicht Pflicht für ihn ist.

Solchen Rath nicht anzunehmen, ist einer von denen wenigen Fällen, in welchen er sich als ein freies Geschöpf zeigen kann. Aber in allen freien Staaten ist er vorlängst in den Geschmack eines sich zu seinem Zustande schickenden Wohllebens gesetzt worden, wenn nicht andere Umstände seinen Wohlstand unterdrücken, und selbst die unumschränktern Regenten andrer Staaten muß es nicht trügen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf diesen Zweck richten.*) Eine gute Polizei für die Dörfer, Sorge für eine gewisse Reinlichkeit, die sich in ihnen so gut, als in Städten, erlangen läßt, und verständig angewandte Kosten bringen diese Wirkung, wo nicht auf einmal, doch nach und nach hervor.

Wo ich in den brandenburgischen Staaten eine von dem König, wo nicht ganz, doch guten Theils geschenkte hübsch gebaute neue Kirche gesehen habe, da habe ich auch schon die Bauern, wenigstens um die Kirche her, besser wohnen gesehen, und es ist mir fast vorgekommen, als wenn der holländische Geist der

---

*) Die französischen Colonisten, wie sie überhaupt den Ruhm haben, daß sie ihre Neger am mildesten behandeln, finden ihren großen Vortheil darin, wenn sie dieselben ermuntern, Vieh und Geflügel zu ziehen, ihr Eigenthum und ihren Geldgewinn so groß als möglich zu machen, und wenn sie deren Bedürfnisse mehren, und in ihnen den Geschmack an einem Wohlleben, das sich zu ihrem Zustande schickt, erwecken, M. s. Considerations sur l'etat present de St. Domingue par Mr. H. D. Tome second p. 60.

Reinlichkeit, und ein davon abhängendes stilles Wohlleben, sich zu äußern anfänge. Die Reinlichkeit des russischen Bauers, die mir so viele Reisende oder Einwohner des Landes gerühmt haben, und die doch auch Chappe d'Auteroche, bei seinem vielen ungegründeten Tadel gegen dieses Volk, einräumt, wiewohl sie freilich nicht allgemein seyn mag, giebt mir wenigstens einige Vorbedeutung für das künftige fortwährende Steigen einer vortheilhaften innern Circulation in diesem Volk.

§. 15.

VIII. Die Ungleichheit der Menschen, (deren Veranlassungen hier zu entwickeln, noch nicht der Ort ist,) in Absicht des größern oder minderen Eigenthums ist bei denen, die des Eigenthums mehr haben, natürlich von dem Wunsche befolgt, mehr zu genießen, als was andre von ihrem geringern Eigenthum und Auskommen genießen können. Die Ungleichheit im Rang, Würde und Reichthum kann nicht ohne den Wunsch bleiben, besser daran zu seyn, und unsers Lebens mehr zu genießen, als diejenigen, die unter uns sind. Beide aber sind mit einem Bestreben begleitet, unsre Vorzüge denen kennbar zu machen, welche wir uns ungleich halten, Dies Bestreben äußert sich am natürlichsten in dem Genusse solcher Bequemlichkeiten, und Annehmlichkeiten des Lebens, deren diese nicht genießen können, kurz in einem solchen Wohlleben, dessen die niedern Classen der Menschen nicht fähig sind. Dies Wohlleben, welches aus etwas mehr, als

aus dem Wunsche des Besserseyns, hauptsächlich aus der Ungleichheit der Menschen in Absicht auf Vermögen und Würde entsteht, nenne ich, zum Unterschiede von dem eingeschränkten Wohlleben der niedern Volksklassen, das hohe Wohlleben.

Aus der Entstehungsart dieses hohen Wohllebens ist es klar, daß dasselbe nicht vieler Ermunterung bedürfe. Ob und in welchen Fällen dasselbe vielmehr gewisser Einschränkungen benöthigt sey, davon ist hier nicht der Ort zu reden. Jetzt betrachten wir es nur als eine wirksame Triebfeder zur Erweckung solcher Beschäftigungen, die sonst in dem Volke fehlen würden, und zur Bewirkung eines für viele Tausende nöthigen Auskommens.

§. 16.

IX. Dies Wohlleben aller Stände erfodert Dienste einer Menge Menschen, zu denen theils Leibeskräfte, theils gewisse Fähigkeiten, erfodert werden, theils an einem gewissen Gegenstand vollendete Arbeiten, die wir Producte der Industrie nennen. Die physischen Bedürfnisse sind allen Classen der Menschen gleich unentbehrlich. Ungleichheit der Stände veranlaßt zwar auch in diesen eine größere Mannigfaltigkeit, und eine Auswahl unter den Arten; sie veranlaßt aber keine beträchtliche Verschiedenheit in dem Maaße und Verbrauch derselben, ohne was die körperliche Beschaffenheit eines jeden einzelnen Menschen mit sich bringt. Aber in den für das Wohlleben dienenden Producten der Industrie veranlaßt die Ungleichheit der Menschen

nicht nur eine ins Unendliche gehende Auswahl, sondern auch eine grosse Verschiedenheit in deren geschwinderem oder lansameren Verbrauch.

Anmerkung.

Das Wohlleben ist eine so wichtige Materie für eine Abhandlung vom Geldumlauf, daß ich vielleicht manchem Leser zu geschwind über dieselbe hinzueilen scheinen mögte. Wenigstens wird mancher erwarten, daß ich nicht so unbestimmt dasselbe anpreisen sollte, ohne etwas zur Entkräftung derer Gründe anzufügen, durch welche das Wohlleben noch jetzt von vielen neuern Schriftstellern bestritten, und als dem Wohlstande einer bürgerlichen Gesellschaft höchst nachtheilig beschrieben wird. Ich selbst habe dies in Rücksicht auf gewisse Staaten und Stände bei andrer Gelegenheit gethan*), und bleibe noch dabei, daß ein hochgetriebenes Wohlleben, unter gewissen Umständen, eine dem Wohlstande bürgerlicher Gesellschaften und dem nützlichen Geldumlauf äußerst nachtheilige Sache sey.

Indessen überhebt mich der Mühe einer allgemeinen Vertheidigung des Wohllebens der mir unbekannte Verfasser der 1771, vermuthlich zu Paris, in groß Oktav erschienenen Theorie du Luxe. Er ist fast zu wortreich in der Vertheidigung einer so guten

*) M. s. meine Abhandlungen von dem Wohlleben und dessen Folgen in den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in dem zweiten Theile meiner vermischten Abhandlungen.

Sache. Der Begriff des Wohllebens, von welchem er ausgeht, ist noch weitläuftiger, als der Meinige. Ein jedes Hülfsmittel zur Erwerbung der Bedürfnisse des Lebens, das der von der Natur sich überlassene Mensch noch nicht hat, sondern erst erfinden muß, um sich die Bedürfnisse des Lebens bequemer und leichter zu verschaffen, der Bogen in der Hand des Wilden, der Pflug im Besitz des Landmanns, ist für ihn schon ein Werkzeug des Wohllebens. (M. s. S. 50.) Es wird gewiß eine Zeit kommen, da man von diesem Streit über den Nutzen oder die Schädlichkeit des Wohllebens gar nichts mehr hören wird: schon jetzt ist aller Streit darüber eine leere Theorie, durch welche die Welt sich weder wird leiten noch verleiten lassen. Wenn wir so gerne theorisirende Schriftsteller von heute an es einstimmig ausmachten, daß das Wohlleben eine für das Glück und die Moralität der menschlichen Gesellschaft höchst schädliche Sache sey, so würden wir dem einmal in der polizirten Welt bestehenden Wohlleben nichts dadurch benehmen. Und wenn wir alle uns für das Gegentheil vereinigten, so würde doch ein jeder nach seiner Weise, nach seinen Leidenschaften, und dem Vermögen, das er nach seinen Umständen dazu zu haben glaubt, wohlleben wollen. Denn der Grund der Sache liegt tiefer in dem menschlichen Herzen, als daß Theorie und Raisonnement ihn abreichen könnten, in dem schon oft erwähnten Wunsch des Besserseyns, und seines Lebens so gut als möglich zu genießen. Er entsteht mit dem Vermögen und mit der Gelegenheit, ihn erfüllt zu sehen, welche der jetzige durch den Geld-

umlauf insonderheit bewirkte Zustand der polizirten Welt so häufig anbietet, wie hinwieder eben diese Gesinnung der Menschen den Geldumlauf mächtig belebt, und die Gelegenheit, jenen Wunsch zu vergnügen, vermehrt und vervielfacht.

Ich habe schon oft von der Wirksamkeit dieses Wunsches, in Beförderung des Geldumlaufs, geredet, und werde noch oft von ihm reden, noch oft des Wohllebens und seiner heilsamen Früchte erwähnen. Indessen halte ich diesen Ort für den schicklichsten, um einige allgemeine Regeln in Ansehung des Wohllebens einzufügen, welche einerseits das unbestimmte Lob desselben einschränken, andrerseits den Gesichtspunct des Mannes zu bestimmen dienen können, den die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, daß er seine Mitbürger in dem Gebrauch ihres Wohllebens leiten kann. Denn es bleibt gewiß einer der wichtigsten Gegenstände obrigkeitlicher Vorsorge, den Bürger in dem Gebrauch des Wohllebens, das ihm die Umstände verstatten, zu leiten, daß daraus das möglich größte Total nützlicher, ein Auskommen gebender Beschäftigungen entstehe.

1) Diejenigen Gegenstände des Wohllebens sind vorzüglich zu billigen, in deren Bezahlung die meiste Arbeit ihren billigen, noch nicht durch Concurrenz erhöheten Lohn findet. Von dieser Art sind alle Gegenstände des kleinen Wohllebens des geringen Mannes. Hier wird fast nichts bezahlt, als Arbeit, die in Producirung und Bearbeitung des Bedürfnisses angewandt ist, und keine Leichtsinnigkeit kann deren Preis vertheuren.

durch seinen Productenhandel an sich zog, sondern es war vielmehr bis an die Zeiten seiner letzten Trübsale ein geldreiches Land, weil der ungleich größere Theil der Nation an diesem Wohlleben gar keinen Antheil nahm, und dem Ausländer wenig oder gar kein Geld zuwenden konnte.

4) Das ausländische Gewerbe ist der vornehmste Zweck einer in neuern Zeiten verbesserten Staatswirthschaft geworden. Wie dabei überhaupt die inländische Circulation von manchen zu sehr übersehen ist, so hat man insbesondere dabei zu wenig auf den Landmann geachtet. Alles, was man von ihm in Absicht auf den Handel erwartete, war, daß er die Materialien zu demselben liefern sollte. Damit er nicht, in dem ihm ganz unentbehrlichen Aufwande, das inländische Gewerbe verdürbe, verbot man hier oder dort die ausländischen Manufakturen. Aber ihn selbst zu nutzen, daß er durch ein sich für ihn schickendes Wohlleben dem inländischen Gewerbe aufhelfen, und es in gehörigen Schwung bringen sollte, daran entstand kein Gedanke. Heinrich IV. gedachte gewiß noch nicht daran, wenn er sagte, er hoffe es dahin zu bringen, daß ein jeder Bauer im Königreiche Sonntags ein Huhn im Topfe haben solle. Es war ein Wunsch der Menschenliebe, nach welcher er dem am schwersten arbeitenden Theil des Volks den Genuß eines kleinen Wohllebens wünschte, wozu ihm aber seine Wirthschaft das Product liefern sollte, und wodurch für keinen Mitunterthanen Auskommen entstand. Man weiß, wie sehr eben diesem König die neuen Seidenmanufakturen in seinem Reich am Herzen lagen.

Um deren Betrieb auch außer Landes zu befördern, wies er die Manufakturisten an, die Muster und Art ihrer Arbeiten von Zeit zu Zeit zu verändern, und ihnen einen immer abwechselnden Reiz der Neuheit zu geben. Es fiel ihm nicht ein, zu wünschen, daß ein jedes Bauermädchen Sonntags in einem seidenen Wambs zur Kirche gehen mögte. Hätte er es gewünscht, und hätte er diesen Wunsch zur Wirklichkeit bringen können, so hätte er nicht nur mehr Wohlleben des Landvolks, sondern auch mehr Wohlstand fürs Ganze bewirkt, und das Huhn im Topfe des Bauers würde sich von selbst gefunden haben. Doch auch diesen bescheidenen Wunsch sah er nicht erfüllt. Noch hatte, als er ermordet ward, und noch jetzt hat der französische Bauer kein Huhn zur Sonntagsmahlzeit; ob er nach der Revolution dazu gelangen werde, wird die Erfahrung lehren. Colbert, bei seinen weitgehenden Entwürfen für den ausländischen Handel, und bei der Freude, die er hatte, diese Entwürfe so geschwind gelingen zu sehen, ließ ihn vollends unter dem alten Drucke, und leidet bei der zu undankbaren französischen Nachwelt fast zu viel dafür durch Vorwürfe, die jedoch dem armen französischen Landmann keine Erleichterung erweckten.

5) Man sieht den Bauer als ein Geschöpf an, das gar zu schwer zu ziehen ist, und sich auch nicht einmal durch den Wunsch des Besserseyns leiten läßt. Er ist es auch gewiß da, wo er unter dem beständigen Gefühl seiner Unterwürfigkeit lebt, und sich mit Murren gegen jeden Wink empört, den man ihm zu seinem Besserseyn giebt, welchem aber zu folgen nicht Pflicht für ihn ist.

Solchen Rath nicht anzunehmen, ist einer von denen wenigen Fällen, in welchen er sich als ein freies Geschöpf zeigen kann. Aber in allen freien Staaten ist er vorlängst in den Geschmack eines sich zu seinem Zustande schickenden Wohllebens gesetzt worden, wenn nicht andere Umstände seinen Wohlstand unterdrücken, und selbst die unumschränktern Regenten andrer Staaten muß es nicht trügen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf diesen Zweck richten.*) Eine gute Polizei für die Dörfer, Sorge für eine gewisse Reinlichkeit, die sich in ihnen so gut, als in Städten, erlangen läßt, und verständig angewandte Kosten bringen diese Wirkung, wo nicht auf einmal, doch nach und nach hervor.

Wo ich in den brandenburgischen Staaten eine von dem König, wo nicht ganz, doch guten Theils geschenkte hübsch gebaute neue Kirche gesehen habe, da habe ich auch schon die Bauern, wenigstens um die Kirche her, besser wohnen gesehen, und es ist mir fast vorgekommen, als wenn der holländische Geist der

*) Die französischen Colonisten, wie sie überhaupt den Ruhm haben, daß sie ihre Neger am mildesten behandeln, finden ihren großen Vortheil darin, wenn sie dieselben ermuntern, Vieh und Geflügel zu ziehen, ihr Eigenthum und ihren Geldgewinn so groß als möglich zu machen, und wenn sie deren Bedürfnisse mehren, und in ihnen den Geschmack an einem Wohlleben, das sich zu ihrem Zustande schickt, erwecken. M. s. Considerations sur l'etat present de St. Domingue par Mr. H. D. Tome second p. 60.

Reinlichkeit, und ein davon abhängendes stilles Wohlleben, sich zu äußern anfange. Die Reinlichkeit des russischen Bauers, die mir so viele Reisende oder Einwohner des Landes gerühmt haben, und die doch auch Chappe d'Auteroche, bei seinem vielen ungegründeten Tadel gegen dieses Volk, einräumt, wiewohl sie freilich nicht allgemein seyn mag, giebt mir wenigstens einige Vorbedeutung für das künftige fortwährende Steigen einer vortheilhaften innern Circulation in diesem Volk.

§. 15.

VIII. Die Ungleichheit der Menschen, (deren Veranlassungen hier zu entwickeln, noch nicht der Ort ist,) in Absicht des größern oder minderen Eigenthums ist bei denen, die des Eigenthums mehr haben, natürlich von dem Wunsche befolgt, mehr zu genießen, als was andre von ihrem geringern Eigenthum und Auskommen genießen können. Die Ungleichheit im Rang, Würde und Reichthum kann nicht ohne den Wunsch bleiben, besser daran zu seyn, und unsers Lebens mehr zu genießen, als diejenigen, die unter uns sind. Beide aber sind mit einem Bestreben begleitet, unsre Vorzüge denen kennbar zu machen, welche wir uns ungleich halten, Dies Bestreben äußert sich am natürlichsten in dem Genusse solcher Bequemlichkeiten, und Annehmlichkeiten des Lebens, deren diese nicht genießen können, kurz in einem solchen Wohlleben, dessen die niedern Classen der Menschen nicht fähig sind. Dies Wohlleben, welches aus etwas mehr, als

aus dem Wunsche des Besserseyns, hauptsächlich aus der Ungleichheit der Menschen in Absicht auf Vermögen und Würde entsteht, nenne ich, zum Unterschiede von dem eingeschränkten Wohlleben der niedern Volksklassen, das hohe Wohlleben.

Aus der Entstehungsart dieses hohen Wohllebens ist es klar, daß dasselbe nicht vieler Ermunterung bedürfe. Ob und in welchen Fällen dasselbe vielmehr gewisser Einschränkungen benöthigt sey, davon ist hier nicht der Ort zu reden. Jetzt betrachten wir es nur als eine wirksame Triebfeder zur Erweckung solcher Beschäftigungen, die sonst in dem Volke fehlen würden, und zur Bewirkung eines für viele Tausende nöthigen Auskommens.

§. 16.

IX. Dies Wohlleben aller Stände erfodert Dienste einer Menge Menschen, zu denen theils Leibeskräfte, theils gewisse Fähigkeiten, erfodert werden, theils an einem gewissen Gegenstand vollendete Arbeiten, die wir Producte der Industrie nennen. Die physischen Bedürfnisse sind allen Classen der Menschen gleich unentbehrlich. Ungleichheit der Stände veranlaßt zwar auch in diesen eine größere Mannigfaltigkeit, und eine Auswahl unter den Arten; sie veranlaßt aber keine beträchtliche Verschiedenheit in dem Maaße und Verbrauch derselben, ohne was die körperliche Beschaffenheit eines jeden einzelnen Menschen mit sich bringt. Aber in den für das Wohlleben dienenden Producten der Industrie veranlaßt die Ungleichheit der Menschen

nicht nur eine ins Unendliche gehende Auswahl, sondern auch eine grosse Verschiedenheit in deren geschwinderem oder lansameren Verbrauch.

Anmerkung.

Das Wohlleben ist eine so wichtige Materie für eine Abhandlung vom Geldumlauf, daß ich vielleicht manchem Leser zu geschwind über dieselbe hinzueilen scheinen mögte. Wenigstens wird mancher erwarten, daß ich nicht so unbestimmt dasselbe anpreisen sollte, ohne etwas zur Entkräftung derer Gründe anzufügen, durch welche das Wohlleben noch jetzt von vielen neuern Schriftstellern bestritten, und als dem Wohlstande einer bürgerlichen Gesellschaft höchst nachtheilig beschrieben wird. Ich selbst habe dies in Rücksicht auf gewisse Staaten und Stände bei andrer Gelegenheit gethan*), und bleibe noch dabei, daß ein hochgetriebenes Wohlleben, unter gewissen Umständen, eine dem Wohlstande bürgerlicher Gesellschaften und dem nützlichen Geldumlauf äusserst nachtheilige Sache sey.

Indessen überhebt mich der Mühe einer allgemeinen Vertheidigung des Wohllebens der mir unbekannte Verfasser der 1771, vermuthlich zu Paris, in groß Oktav erschienenen Theorie du Luxe. Er ist fast zu wortreich in der Vertheidigung einer so guten

*) M. s. meine Abhandlungen von dem Wohlleben und dessen Folgen in den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in dem zweiten Theile meiner vermischten Abhandlungen.

2) Schädlicher ist das Wohlleben, dessen Gegenstände durch die Seltenheit, Liebhaberei und dadurch veranlaßte Concurrenz einen Preis erlangen, in welchem der Lohn der wenigen daran gewandten Arbeit derer, die dies Bedürfnis herbeischaffen, den kleinsten Theil ausmacht.

Man mögte einwenden, diejenigen, welche diesen hohen Preis empfangen, und sich dadurch über die Gebühr bereichern, werden doch auch dies Geld wieder verwenden, und, zumal wenn auch sie Lust zum Wohlleben haben, andern wieder Arbeit geben. Es sey also nur eine Zwischenhand mehr in der Circulation. Dies ist wahr; aber diese Circulation ist doch bei weitem nicht so vortheilhaft, als die durch die Gegenstände der ersten Classe veranlaßte. Dies wird durch ein Exempel klar werden.

Man denke einen thätigen Manufakturisten in Gold- und Silbertressen und einen Juwelenhändler neben einander. Um nicht von dem Hauptinhalt dieses Buchs abzugehen, der die inländische Circulation ist, um noch nicht daran denken zu dürfen, daß beide das Geld für den Ankauf der Materialien ihres Gewerbes außer Landes schicken, wollen wir annehmen, was doch für ganz Europa nicht Statt hat, daß selbst die Edelsteine ein Landesprodukt seyn. Laßt uns setzen, beide werden gleich reich durch ihr Gewerbe. Der Manufakturist wird es nicht anders, als durch den billigen Gewinn, den er sich zueignet, nachdem er tausend Menschen Arbeit und Auskommen gegeben hat. Die Edelgesteine aber, deren Verkauf dem Juwelierer Tausende in den

Beutel bringt, haben nur einzelnen Menschen, die sie in fremden Dienste suchten und fanden, hinlängliches Auskommen gegeben, und nähren in seiner Werkstätte nur wenige Hände, die sie schleifen und fassen. Der Manufakturist wird von einem Theil seines Verdienstes leben. Das wird der Juwelierer auch; und in so weit ist die übrige bürgerliche Gesellschaft gleich gut daran. Der Manufakturist wird den größern Theil seines Gewinnes in seinem Gewerbe anlegen, dies allenfalls noch erweitern, und mehr Hände in Arbeit setzen. Der Juwelierer wird auch sein Gewerbe fortsetzen, Geld in grossen Summen dem Verkäufer der rohen Edelgesteine, oder dem Eigner der Diamantgruben, zuwenden, der die Aufsucher der Edelgesteine kärglich davon lohnen wird. Wenn nun auch dieser gleich endlich den größten Theil seines Verdienstes in seinem Aufwande verwendet, so ist es doch klar, daß dies eine so lahme Circulation veranlasse, als jene lebhaft ist, die der Manufakturist veranlaßte. Man denke sich doch ein Volk, in welchem der Geschmack bei den Reichen einreisse, sich in schlechte grobe Zeuge zu kleiden, aber einen jeden schlechten Rock durch eine Garnitur diamantene Knöpfe zu verherrlichen. Des Geldes würde eben so viel, ja mehr ausgegeben, als vorhin und die Juwelenhändler verthäten das ihrige auch wieder, trügen aber auch, um ihrem Gewerbe Ehre zu machen, jeder seinen Rock mit Knöpfen von Edelgesteinen. Das mögte eine jämmerliche Circulation abgeben. Aber dort ist Adrast. Ihm wird ein Juwelenschmuck für sein Weib angeboten. Er hat das Geld dazu, und nach seinem Stande sollte sein

Weib billig mit vielem Geschmeide behangen seyn. Aber zu gleicher Zeit wird ihm ein Grundstück vor der Stadt zu Kauf angeboten. Um es zu seinem Vergnügen zu benutzen, muß er ein Landhaus darauf bauen. Dazu entschließt er sich und bezahlt Materialien, und Handwerkern und Malern und Bildhauern den billigen Lohn ihrer Arbeit. Sein Geld ist in einem Sommer verthan, und wieder verthan, und abermals von den zweiten Empfängern verthan, das, wenn er es an den Juwelierer bezahlt hätte, vielleicht in vielen Jahren nur wenig Arbeit belohnt, nur wenig Auskommen verbreitet haben würde.

Der Verfasser der Theorie du Luxe erklärt sich S. 186. des ersten Theils lebhaft wider den Aufwand der Regenten des Staats, wenn derselbe höher geht, als es die Majestät des Throns, die Handhabung der öffentlichen Ordnung und überhaupt das gemeine Wohl erfodert. Denn, sagt er, das Geld dazu wird dem Volk abgenommen, ohne ihm etwas dafür wieder zu geben. Dieser Grund ist falsch, wenigstens in einem großen Staate, in welchem die Gegenstände des Wohllebens des Hofes sich alle antreffen lassen, und die, welche demselben dienen, nicht fehlen. Die 180 Millionen welche eine du Barry ihrem königlichen Liebhaber in wenig Jahren kostete, die 25 Millionen, welche die Hochzeit Ludwig XVI. als Dauphin wegnahm, sind doch gewiß fast ganz in Frankreich verwandt. Mit Beiseitesetzung derer Gründe, welche ich künftig über diesen Gegenstand noch beibringen werde, will ich nur einen hieher gehörigen anführen, der den übertriebenen Auf-

wand der Großen der Erde dem Volk nachtheilig machen kann. Er ist dieser: In diesem Aufwande werden zu wenig Arbeiten, oder einzelne Arbeiten werden übertrieben belohnt. Das Geld kömmt immer zuletzt unter das Volk, aber durch einen weit trägern Umlauf, als durch welchen eben dies Geld in einem beschäftigten Volke sich würde wieder vertheilt haben, wenn es nicht in des Regenten Casse gezogen, und an die übermächtigen Diener seines Wohllebens von ihm verwandt wäre. So war es nicht mit Friedrichs Aufwande bewandt. Wenn dieser den Ueberschuß seiner Einkünfte wieder unter das Volk verwenden wollte, so vermehrte Er nicht etwan seine Dienerschaft über das Nothwendige, sondern er verschönerte seine Residenz, oder ließ abgebrannte Städte schön wieder aufbauen, oder ließ Canäle graben, oder schenkte es weg an die Güterbesitzer, oder noch besser an das Landvolk einer Gegend, das durch allerlei Unfälle in seinem Nahrungsstande gelitten hatte, die sein Geschenk bald wieder verwenden mußten. Kurz, Er bezahlte nur Arbeit, viele Arbeit damit im richtigen Verhältnis des Werths, den sie im ganzen Volk hatte. Wenn der dänische Hof, seit dem mit dem Jahre 1785 angefangenen Ersparungssystem, die Kosten der eigentlichen Hofwirthschaft von 240,000 Thalern auf 65,000 Thaler eingeschränkt hat, wenn er den Pensions-Etat, der vorher 900,000 Thaler betrug, fortdauernd mindert, und statt der ehemaligen reichlich Begünstigten, nach deren Absterben nur wenig aufs neue begünstigt, so ist daraus eben so wenig eine Stokkung der Circulation und des Nahrungsstandes im

Ganzen erfolgt, sondern dieser hat bekanntlich mehr und mehr im ganzen Lande zugenommen. Und eben so wenig hat sich von der Zerstreuung von beinahe 4 Millionen, die der kurze Feldzug wider Schweden veranlaßte, eine sich weit verbreitende Zunahme des Wohlstandes bei der Bereicherung mancher einzelnen gezeigt. Doch werde ich über die Folgen der guten Wirthschaft sparsamer Regenten weiter unten noch mehr zu sagen haben. Der ungeheure Aufwand der Römer in den letzten Zeiten der Freiheit, von welchen Arbuthnot in seinem bekannten Buche on ancient Coins so viele Beweise mit berechneten Preisen angiebt, war aus eben dem angeführten Grunde eine sehr fruchtlose Circulation. Die gewöhnlichen Bedürfnisse, in deren Preise die meisten Dienste bezahlt werden, hatten einen sehr mäßigen Werth. Aber ein seltener Fisch, dessen Futter oder Fangen nur wenig Arbeit gekostet hatte, galt nach dort angeführten Zeugnissen 48 bis 64 L. S.

3) Derjenige durchs Wohlleben veranlaßte Aufwand ist vollends verderblich, welcher dem Mann, der durch nützliche Geschäftigkeit erst sich ein Auskommen erwerben, und dann es unter seine Mitbürger verbreiten sollte, die Kräfte dazu nimmt, seinen Nahrungsstand schwächt, und denen das Auskommen entzieht, die es mit und durch ihn erwerben sollten. Diese Anmerkung trifft insonderheit den handelnden Bürger, zumal denjenigen, der, noch ehe er recht zu erwerben anfängt, durch großthätiges Nachahmen solcher Mitbürger, die ihm im Reichthum weit vorgeeilt sind, sein Vermögen

schwächt. Doch ich kann hievon nichts mehr sagen, ohne dasjenige wieder auszuschreiben, was ich in der oben angeführten Abhandlung darüber geschrieben habe.

4) Einem Volke, das im Anfange der Aufnahme ist, oder in einem solchen, in welchem der Gang der schon gewohnten Gewerbsamkeit plötzlich zu gewinnvoll wird, kann ein zu schnell steigendes Wohlleben verderblich werden. Die Lust dazu bemächtigt sich zuvörderst derjenigen, welche den Fleiß des Volks in Bewegung setzen sollen, und davon ihren Gewinn ziehen. Ihr Wohlleben wird sie bald über die Grenzen hinausführen, welche ihnen dieser Gewinn verstattet. Sie werden denselben durch alle mögliche Künste zu übertreiben suchen, sie werden betrügerisch werden, und theils den Fleissigen im Volk, deren Hände sie in Bewegung zu setzen anfiengen, den Lohn ihrer Arbeit so schmälern, daß sie die schon fleissigen Hände wieder sinken lassen, theils die inländischen oder ausländischen Käufer übersetzen und hintergehen, daß sie nicht mehr mit ihnen handeln können, und der angefangene Vertrieb der inländischen Producte der Industrie wieder abnimmt. Und wenn sie endlich gar bankerott machen, so wird der Schaden um so viel größer seyn, da in einem Lande, wo Handel und Gewerbe schon alt sind, sich bald einer oder mehrere anfinden, die das verfallene Gewerbe eines Verschwenders an sich nehmen, aber nicht da, wo nur einzelne dies eine kurze Zeit betrieben hatten. Ich könnte hier sehr weitläuftig werden, wenn ich Beispiele anführen, und nur die allgemeinsten Regeln der Vorsicht angeben wollte, durch

welche ein Staatsmann, der das Glück hat, in Folge kluger Maasregeln sein Volk aufblühen zu machen, denen Hindernissen eines bleibenden Erfolgs seiner guten Absichten zu begegnen hat, die aus einem zu geschwind steigenden Aufwande entstehen können. Dies bleibt jedoch einleuchtend, daß er am sichersten dabei fährt, wenn er dem kleinen Wohlleben des großen Haufens vorzüglich fortzuhelfen, und das hohe Wohlleben der größern Gelderwerber so viel möglich niederzuhalten sucht. Jenes kann nicht leicht die Grenzen überschreiten. Es muß sich immer nach dem wirklichen Erwerb richten. Denn der geringe Mann findet keinen Credit. Dieses kennet bei demjenigen, der sich demselben überläßt, keine Grenzen, als den fehlenden Credit. Wenn aber dieser zu fehlen anfängt, so ist schon das ganze Uebel da, und die schlechten Folgen davon sind dem Ausbruch nahe.

Dies Uebel haben diejenigen Staaten am meisten zu fürchten, deren vornehmste Handelsstadt die Hauptstadt selbst ist. Hier werden die Kaufleute, die ersten Erwecker der inländischen Betriebsamkeit, durch die Nachahmung des Hoflebens zu leicht in ein für ihren Stand und Beschäftigungen nicht schickliches Wohlleben hinein geleitet. Vollends schlimm ist es, wenn der Stolz sie zur Rang- und Titelsucht verleitet, und der Hof derselben fugt. Es wäre der Mühe werth, Beehrungen einer solchen Art für den zum Nutzen des Staats betriebsamen Kaufmann zu erfinden, die zwar Kraft genug, ihn weiter zu ermuntern, aber gar keine Rücksicht oder Beziehung auf

die sonst im Staat üblichen Rang und Würden hätten *). Wenigstens sollte kein Staat, der noch weitere Aufnahme seines Handels wünscht und nöthig zu haben glaubt, den handelnden Bürger jemals, auch nicht einmal den Sohn eines Kaufmanns, adeln, wenn er gleich in dieser Aussicht sein väterliches Gewerbe niederlegte.

5) Kleine Staaten haben ein übertriebenes Wohlleben mehr als größere zu fürchten. Alles, was man zur Anpreisung des Wohllebens sagen kann, gilt nur unter der Voraussetzung, daß die Menge und Mannigfaltigkeit der dadurch veranlaßten Beschäftigungen dem Mitbürger zu Gute komme. Der Verfasser der Theorie du Luxe setzt gleich im ersten Capitel sehr gründlich voraus, daß man, um dem Wohlleben seinen rechten Werth zu setzen, die Folgen desselben in keinem andern als einem großen Staat beachten müsse. Dies ist völlig wahr, wenn von dem hohen Wohlleben die Rede ist, für dessen mannigfaltige Gegenstände nur ein großes Volk, doch nie ganz, Rath schaffen kann. Ein kleiner Staat wird dies nur in sehr geringem

*) Ein sicheres Mittel, dem Kaufmann seinen Stand und Geschäfte ehrwürdig zu machen, ist gewiß, wenn der Staat ein mit zweckmäßigen Beschäftigungen belästetes Commerzcollegium hat, und nur die geschicktesten und angesehensten Kaufleute in dasselbe wählt Wenn diese durch Titel ausgezeichnet werden, die ihren Beschäftigungen gemäs sind, so müssen diese Titel nie aus Gunst, oder, um die Rangsucht zu vergnügen, andern gegeben werden. Der Titel eines Commerzienraths muß dem Regenten heiliger, als andere mit viel höherem Range belegte Titel seyn.

Maaße thun können, und der Lohn derer Beschäftigungen, die das hohe Wohlleben fodert, wird größtentheils zu den Ausländern gehen. Der größere Staat wird durch sein mannigfaltiges Gewerbe das, was dem Ausländer gegönnt wird, wieder herbei zu holen im Stande seyn, und den in Absicht aufs Ganze kleinen Verlust an nützlicher Arbeit nicht achten dürfen. Der kleinere kann dies nicht in gleichem Maaße erwarten. Doch ich gerathe hier in eine Materie, die noch nicht für dieses, sondern für das fünfte Buch gehört, und dies nöthigt mich, hier abzubrechen.

6) Ueberhaupt aber gehört weniger dazu, die Lust zum Wohlleben in einem Volke zu erwecken, das einigen Wohlstand fühlt, als es niederzuhalten und ihm entgegen zu wirken, wenn es damit zu weit geht, und man schädliche Folgen desselben in dem Nahrungsstande, und selbst in der Moralität des Volks bemerkt. Auch die geringern Volksklassen beharren in demselben mit einem Eigensinne, welchem keine Verfügungen der Obrigkeit so leicht entgegen wirken können. Das sieht man insonderheit an dem Gesinde, ungeachtet dasselbe zwischen sich und der Obrigkeit noch seine Herrschaft hat, die, wenn sie recht denkt, ihm das Wohlleben sollte verbieten können, in welchem es zu weit geht, dadurch in eine Immoralität verfällt, die für die Herrschaft selbst, so lange sie dienen, aber auch für ihr künftiges Fortkommen äußerst schädlich ist. Wer Hamburg so lange gekannt hat als ich, und selbst darin gewirthschaftet hat, weiß, wie viel schlechter das Gesinde unserer Zeit bei uns geworden ist,

blos weil es in seiner Dienstzeit sich an ein Wohlleben gewöhnt hat, welches es für seinen künftigen Nahrungsstand durchaus verdirbt. Aber ein sehr wirksames Mittel, dasselbe zu bessern, ist die seit so vielen Jahren bestehende Versorgungsanstalt geworden, worin dasselbe seinen aufgesparten Verdienst bei zehn Thalern niederlegen, und durch die ihm berechneten Zinsen anschwellen lassen kann. Dies führt diese Leute wieder zu einer gewissen Frugalität zurück, und man kann ziemlich sicher darauf rechnen, einen guten Dienstboten an einer solchen Person zu haben, die schon angefangen hat, oder auf den Rath ihrer Herrschaft anfängt, das, was sie erübrigt, in diesem Institut niederzulegen.

§. 17.

X. Ich habe oben B. 1. §. 5. der Schwierigkeit erwähnt, die in Ermangelung des Geldes für diejenigen entstehen würde, die an Producten der Industrie arbeiten wollen, wodurch sie bei den Alten großentheils ein Werk der Knechte wurden. Diese Schwierigkeit mindert sich zwar durch den Gebrauch des Geldes. (B. 1 §. 11. ff.) Allein sie vermehrt sich wieder durch die Mannigfaltigkeit aller derer Bedürfnisse, welche eine aus so vielen verschiedenen Classen bestehende bürgerliche Gesellschaft zum Leben sowohl als zum Wohlleben braucht. Der Arbeiter leidet zu vielen Zeitverlust, wenn er seinen Abnehmer aufsuchen soll. Dem Verbraucher wird es schwer, den aufzufinden,

der gerade die Art von Producten der Industrie bearbeitet, um welche es ihm zu thun ist.

Dieser Schwierigkeit abzuhelfen, entschliessen sich natürlich einzelne im Volk, einen Vorrath dieser Bedürfnisse des Lebens und des Wohllebens sich eigen zu machen, in welchem jedermann nicht nur eine hinlänglich große Menge, sondern insbesondere eine hinlängliche Mannigfaltigkeit von dem, wessen er benöthigt ist, finden kann.

Auch die Mühe, diesen Vorrath gesammelt zu haben, ist ein Dienst, der nicht ohne Lohn bleiben kann; ein Dienst, der bis dahin nicht in der bürgerlichen Gesellschaft Statt hatte, und der auch immer in dem Maaße weniger Statt hat, je geringer die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und der Beschäftigungen in einem Volke ist.

So entsteht Handlung, so entsteht Auskommen für einzelne aus der Handlung. Denn handeln heißt: „einen Vorrath von Producten der Natur oder Kunst „oder von beiden anschaffen, die uns selbst entbehrlich „sind, und sie andern mit Vortheil oder den Umständen nach mit Verlust wieder abtreten."

§. 18.

XI. Dem Staate und seinen Regenten könnte es gleichgültig seyn, ob und wo diese Menschen insgesammt vertheilt leben, wenn sie sich nur hinlänglich einander beschäftigen, und einer dem andern sein Auskommen geben.

Allein natürlich entstehen aus eben dieser Mannig-

faltigkeit von Beschäftigungen Gründe, welche einzelnen Classen der Menschen es vortheilhafter machen, in Gesellschaft neben einander, als vertheilt in einem großen Lande, zu leben.

Diese Gründe entstehen

1) Für diejenigen, die an der Regierung der bürgerlichen Gesellschaft Theil nehmen. Es sey in einem freien Staat, oder unter der Oberherrschaft eines Fürsten, so kann, auch nicht einmal für kleinere Theile eines großen Landes, alles, was zur Regierung der Einwohner gehört, von einzelnen Menschen allein geleistet werden, sondern es ist eine Theilnehmung und ein Mitwissen mehrerer nöthig, welches bei einem zerstreuten Aufenthalt derselben im Lande zu sehr erschwert werden würde.

2) Für alle diejenigen, welche an Producten der Industrie arbeiten, die nicht zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Landmanns gehören, der sie folglich einzeln nur braucht, und lieber länge entbehrt, wenn er wegen dieses Bedürfnisses allein einen weiten Weg zu gehen hat. Stecknadeln sind z. E. ein Bedürfniß einer jeden Bauern- wie einer Stadt-Familie. Wenn aber ein jeder Landmann blos, um sich Stecknadeln zu holen, eine Meile gehen sollte, so würde er dieses Bedürfnisses entbehren lernen.

3) Für alle diejenigen, welche nur für das hohe Wohlleben arbeiten, wird es zur Nothwendigkeit, denjenigen nahe zu wohnen, die dieses treiben.

4) Für beiderlei Arten Handwerker entsteht ein Grund, sich an einem Orte zusammen zu halten, um

auch dem Landvolk die Mühe zu erleichtern, die es sonst haben würde, wenn es jedes Bedürfniß dieses kleinen Wohllebens meilenweit von einander aufsuchen müßte. So steht z. E. der Nadler sich gut dabei, neben dem Seidenweber oder Goldschmidt zu wohnen. Denn, wenn der Landmann zur Stadt kommt, um ein seidenes Tuch oder ein wohlfeiles Silberstück für sein gutes Weib zu holen, so kann er nun, ohne viel weiter zu gehen, auch Stecknadeln für sie mitbringen.

5) Der Kaufmann, der den Vorrath macht, sucht den Ort, wo er die meisten Abnehmer schon vereint findet; und wo nur ein Haufen von Menschen nahe beisammen zu wohnen anfängt, da entsteht schon ein Grund, mehr Vorrath von deren Bedürfnissen zum Handel zu sammlen.

Kurz, auf diese Weise entstehen Städte.

Anmerkung.

Zwar ist die Geschichte des Entstehens der Städte, insonderheit in unserm Deutschland, so viel dessen nicht den Römern unterworfen gewesen war, nicht allerdings hiemit einstimmend. Der Krieg und die Furcht vor gewaltthätigen Nachbaren hat, insonderheit unter König Heinrich dem Vogler, die deutschen Städte entstehen gemacht. Aber auch die ältesten Oberherren Deutschlands sahen, so wie sie diese Städte des Krieges wegen anlegten, ein, daß das, was die Städte hatte entstehen machen, deren Einwohner keinesweges allein könne bestehen machen. Heinrich konnte bei dem damaligen fast gänzlichen Mangel al-

ler inländischen Circulation kein andres Mittel zum Unterhalt seiner neuen Städter, die er aus dem Adel gezogen hatte, ausfindig machen, als daß er den im Lande wohnenden Adel anwies, für deren Bedürfnisse unmittelbar zu sorgen. Da mußten davon sieben Landjunker einen dieser Stadtjunker, wie einen Vogel in seinem Käfich, füttern. Wie lange dieses genau so bestanden sey, weiß ich nicht zu entscheiden. Nach der Zeit sahen die Oberherren Deutschlands sich nach andern Wegen um, dem Städter Nahrung zu verschaffen, und gaben den Städten Vorrechte, die alle nur eigentlich zum Zweck hatten, die Vortheile des inländischen Gewerbes für sie zu erzwingen. Das Wichtigste von diesen war, bei der Liebe der Deutschen aller Classen zum Trunk, und bei einer sonst noch immer schwachen Circulation, der Zwangbrau.

§. 19.

XII. Wenn indessen diese Städte entstanden sind, so trägt eben diese Versammlung so vieler fleißigen Menschen sehr vieles zur Vermehrung des inländischen Geldumlaufs bei. Denn

1) so natürlich die Lust, seines Lebens zu genießen, einem jeden Menschen ist, so gehören doch Erfahrungen und Beispiele dazu, um uns die verschiedenen Arten des Wohllebens kennen zu lehren. Ignoti nulla cupido. Der Landmann erfährt von tausend Dingen nichts, durch welche der Städter sich das Leben angenehm macht, und hat eben deswegen keine Begierde darnach.

2) Die Beschäftigungen der Industrie bieten bei ihrer ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit eine der andern auf eine ganz andre Art die Hand, als die Geschäfte des Ackerbaues. Je näher nun diejenigen sich einander leben, die einander zu- und vorarbeiten, desto ungehinderter können sie ihre Beschäftigungen vollführen, da sie sonst mit vielem Zeitverlust einer des andern Beistand suchen müßten.

3) Das Anschauen mehrerer mit einander verwandten Beschäftigungen reizt theils zur Nachahmung, theils nährt es die Erfindsamkeit und macht Arbeiten entstehen, die das Wohlleben bald nützen lernt, belohnt und Auskommen dafür giebt.

4) Hier ist auch der Abnehmer dem Arbeiter nahe, nicht nur derjenige, der das Product der Industrie zu eignem Verbrauche kauft, sondern auch der Kaufmann, welcher einen Vorrath davon zu fremdem Verbrauch sammelt.

5) Es kömmt in Beförderung der innern Circulation alles darauf an, die Menschen von dem Wege abzuleiten, in welchem sie sich selbst überlassen so gern leben, da ein jeder nur für sich selbst sorgt, und den Landbau als ein Subsistenzmittel treibt. Mit denen wenigen freien Händen, die sich freilich bald unter dem Landvolk einfinden, um an einzelnen Bedürfnissen für dasselbe zu arbeiten, ist noch nicht viel gethan. Denn auch diese halten sich bald mit an den Landbau, als ein Subsistenzmittel. Aber die Einwohner der Städte müssen anders leben und handeln. Wenn diese so eingerichtet sind, wie sie es seyn müssen, wenn

sie nicht etwan, wie viele unserer kleinen alten deutschen Städte, viel Land zum Eigenthum haben, so kann hier kein Mensch für sich bestehen. Alle dort betriebene Geschäfte müssen ein Gewerbe werden, und können nicht bloße Subsistenzmittel bleiben. Da wird den Menschen eine heilsame Gewalt angethan, und der Landmann selbst, bei dem sie ihre Bedürfnisse, durch Nothwendigkeit getrieben, suchen, wird in eben diesen Weg hinein genöthigt, und muß seinen Landbau zu einem Gewerbe machen. Er muß die viele freie Zeit, die ihm der Landbau übrig ließ, als er nur für sich arbeitete, zu nützlicher Arbeit anwenden lernen. Denn nun sind die Menschen da, die ihm seine Zeit und Arbeit bezahlen. Man sehe sich doch in solchen Landgegenden Deutschlands um, welche außer dem Bezirk der für beträchtliche Städte nothwendigen Zufuhr liegen. Wie müssig ist da nicht der Landmann, zumal im Winter! Welch eine Menge nützlicher productiven Arbeit, die doch geschehen könnte, unterbleibt da ganz! Da lebt er fast ganz außer dem Cirkel der innern Circulation, kennt wenig mehr, als die einfache, zu seiner eignen Subsistenz nöthige Arbeit, und nimmt an der zweifachen Arbeit, von welcher ich zu Ende des ersten Buchs so viel gesagt habe, fast gar keinen Antheil.

Nur die Städte sind das wirksamste und sicherste Mittel, um den Cirkel des Geldumlaufs, so wie ich §. 31. des ersten Buchs angegeben habe, zu erweitern, daß dadurch die gedoppelte Arbeit des Landmanns, sowohl diejenige, durch welche er das zu seinen Nebenbedürfnissen nöthige Geld verdient, als die, durch wel-

che er wieder zurück verdient, was ihm diese seine Bedürfnisse gekostet haben; aufs sicherste veranlaßt werde. Ich habe oben a. a. O. gezeigt, daß sie da nicht willig entstehe, wo diese beiden Volksklassen zu nahe neben einander und unter einander wohnen. Ich habe eingestanden, daß der träge Geldumsatz, der unter denselben vorgeht, sich der Natur eines bloßen Tausches gar sehr wieder nähere. Es ist für das Volk einer bürgerlichen Gesellschaft äußerst nothwendig, diese Menschen so aus einander zu rücken, daß sie nicht mehr einander so nach den Händen sehen, nicht immer einer sein Auskommen aus der Hand des andern bestimmt erwarten, und sich als die alleinigen bestimmten Abnehmer der Producte ihrer Arbeit fortdaurend kennen. Dies wird am sichersten durch die Versammlung der übrigen Volksklassen in die Städte bewirkt. Der Landmann bringt dahin seine Producte, um Geld zu haben, das ihm zur Bestreitung seiner Nebenbedürfnisse nothwendig ist. Aus welcher Hand ihm dies Geld zufließen werde, davon ist er ungewiß, und es ist ihm gleichgültig. Nun hat er die erste Arbeit gethan, und dafür Lohn empfangen: er verwendet ihn an Menschen, die für seine Nebenbedürfnisse arbeiten; und wie er sie dadurch in den Stand setzt, Bedürfnisse, die nur er ihnen liefern kann, zu bezahlen, so wird er natürlich zu einer zweiten Arbeit veranlaßt, zu einer Arbeit, die nicht für ihn entstehen würde, wenn er eben diese Bedürfnisse ihnen zum Lohn ihrer Arbeit gereicht, oder ihnen zu nahe gelebt hätte, daß sie mit dem gestern von ihm verdienten Gelde heute ihr Brod-

korn und andere Bedürfnisse wieder von ihm zu holen gekommen wären, und er bei der ersten Arbeit nur immer auf diese Menschen, als die einzigen Abnehmer des Ueberschusses seiner Producte, hätte sehen müssen. Es lockt ihn ganz anders zur schweren Arbeit des Landbaues, wenn er auf einen von vielen Tausenden besuchten Markt einer großen Stadt rechnen kann, wo ein jedes Product seiner Landwirthschaft Geld gilt, wo er mit der Hoffnung hingehen kann, zuweilen durch die Concurrenz dieser vielen Käufer einen Preis zu ziehen, der seine Arbeit über seine Erwartung belohnt, als wenn er nur bloß auf die wenigen Menschen zu sehen hat, welche, weil sie für ihn arbeiten zwar das erste Anrecht an das Product seiner Arbeit haben, von denen er aber das Maas sowohl, als die Art ihrer Bedürfnisse, so genau kennt.

Doch lege ich diesem Grunde nicht das Gewicht bei, daß ich deswegen alle die Arbeiten, deren der Landmann am meisten benöthigt ist, mit Gewalt in den Städten beisammen gehalten zu sehen wünschen mögte. Ich werde in dem vierten Buche noch viel Wichtiges dagegen zu sagen haben. Es leidet aber auch um so viel mehr Einschränkung, da diese für die nothwendigen Nebenbedürfnisse arbeitenden Handwerker bei weitem die kleinste Zahl derjenigen Käufer ausmachen, die der Landmann auf dem Markte der Stadt findet, und noch so viel andre Volksklassen übrig sind, mit denen in polizirten Völkern die Städte besetzt werden. Meine Behauptung geht nur darauf, daß die Städte, da sie dem Landmann einen so

che er wieder zurück verdient, was ihm diese seine Bedürfnisse gekostet haben, aufs sicherste veranlaßt werde. Ich habe oben a. a. O. gezeigt, daß sie da nicht willig entstehe, wo diese beiden Volksklassen zu nahe neben einander und unter einander wohnen. Ich habe eingestanden, daß der träge Geldumsatz, der unter demselben vorgeht, sich der Natur eines bloßen Tausches gar sehr wieder nähere. Es ist für das Volk einer bürgerlichen Gesellschaft äußerst nothwendig, diese Menschen so aus einander zu rücken, daß sie nicht mehr einander so nach den Händen sehen, nicht immer einer sein Auskommen aus der Hand des andern bestimmt erwarten, und sich als die alleinigen bestimmten Abnehmer der Producte ihrer Arbeit fortdaurend kennen. Dies wird am sichersten durch die Versammlung der übrigen Volksklassen in die Städte bewirkt. Der Landmann bringt dahin seine Producte, um Geld zu haben, das ihm zur Bestreitung seiner Nebenbedürfnisse nothwendig ist. Aus welcher Hand ihm dies Geld zufließen werde, davon ist er ungewiß, und es ist ihm gleichgültig. Nun hat er die erste Arbeit gethan, und dafür Lohn empfangen: er verwendet ihn an Menschen, die für seine Nebenbedürfnisse arbeiten; und wie er sie dadurch in den Stand setzt, Bedürfnisse, die nur er ihnen liefern kann, zu bezahlen, so wird er natürlich zu einer zweiten Arbeit veranlaßt, zu einer Arbeit, die nicht für ihn entstehen würde, wenn er eben diese Bedürfnisse ihnen zum Lohn ihrer Arbeit gereicht, oder ihnen zu nahe gelebt hätte, daß sie mit dem gestern von ihm verdienten Gelde heute ihr Brod-

korn und andere Bedürfnisse wieder von ihm zu ho-
len gekommen wären, und er bei der ersten Arbeit nur immer auf diese Menschen, als die einzigen Abnehmer des Ueberschusses seiner Producte, hätte sehen müssen. Es lockt ihn ganz anders zur schweren Arbeit des Landbaues, wenn er auf einen von vielen Tausenden besuchten Markt einer großen Stadt rechnen kann, wo ein jedes Product seiner Landwirthschaft Geld gilt, wo er mit der Hoffnung hingehen kann, zuweilen durch die Concurrenz dieser vielen Käufer einen Preis zu ziehen, der seine Arbeit über seine Erwartung belohnt, als wenn er nur bloß auf die wenigen Menschen zu sehen hat, welche, weil sie für ihn arbeiten zwar das erste Anrecht an das Product seiner Arbeit haben, von denen er aber das Maas sowohl, als die Art ihrer Bedürfnisse, so genau kennt.

Doch lege ich diesem Grunde nicht das Gewicht bei, daß ich deswegen alle die Arbeiten, deren der Landmann am meisten benöthigt ist, mit Gewalt in den Städten beisammen gehalten zu sehen wünschen mögte. Ich werde in dem vierten Buche noch viel Wichtiges dagegen zu sagen haben. Es leidet aber auch um so viel mehr Einschränkung, da diese für die nothwendigen Nebenbedürfnisse arbeitenden Handwerker bei weitem die kleinste Zahl derjenigen Käufer ausmachen, die der Landmann auf dem Markte der Stadt findet, und noch so viel andre Volksklassen übrig sind, mit denen in polizirten Völkern die Städte besetzt werden. Meine Behauptung geht nur darauf, daß die Städte, da sie dem Landmann einen so

sichern Markt für den Absatz der Producte seiner Wirthschaft verschaffen, ihn von der kleinen Zahl der Abnehmer, die er sonst nur haben würde, abziehen, ihm die Erfahrung geben, daß ein jeder Zusatz zu seiner Arbeit einen Lohn finde, den er von diesen Wenigen vergebens erwarten würde, ihn also zu der zweiten Arbeit sicher veranlassen, wenn ihm der Lohn der ersten Arbeit durch den Ankauf seiner nothwendigen Bedürfnisse schon entzogen ist, und ihm die Gewißheit eines Geldgewinns geben, für welchen er auch minder dringende Bedürfnisse sich verschaffen kann, wenn sie zu seinem Besserseyn ihm beizutragen scheinen.

§. 20.

Auf die Frage, ob nicht gar zu große Städte einer Nation schädlich werden? gestehe ich zwar, daß ich keine Schädlichkeit großer Städte im Ganzen annehme. Eben der Zusammenfluß menschlicher Industrie, welcher die Städte groß macht, wird auch sie auf eine Art erhalten, die in eben der Anzahl Menschen, wenn sie weiter aus einander lebten, nicht Statt haben würde. Wenn ich die großen Gassen von London durchgehe, und die ungeheure Menge und Mannigfaltigkeit von Producten der Industrie ansehe, die in denselben feil geboten werden, da wird es mir ungereimt zu denken, daß eben diese Menschen, wenn sie weiter aus einander lebten, wenn sie nicht fast mit einer Million von Menschen zusammen lebten, die ihnen theils zu ihren Arbeiten die Hand bieten, theils

Abnehmer derselben sind, den Gedanken fassen, und, wenn sie ihn faßten, die Mittel finden sollten, diese Producte ihrer Industrie hervorzubringen, und fähig seyn würden, den Abnehmer derselben zu finden.

So ist es überhaupt mit jeder großen Stadt bewandt. Der allgemeine Vortheil, den der Staatsmann durch alle mögliche Mittel zu bewirken suchen muß, daß des Auskommens im Volk so viel, als immer möglich, sey, daß alle Mitglieder desselben sich einander durch die möglich größte Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen Auskommen geben, und von einander nehmen, wird um so viel leicher bewirkt, in je nähere Verbindung diejenigen, welche nicht den Landbau treiben mit einander gerückt werden, und diese nähere Verbindung entsteht um so viel leichter, je näher sie einander wohnen, und jemehr derselben auf einen Platz zusammen gebracht werden. Das Total derer Beschäftigungen, die in einem solchen Volke vorgehen, wird dadurch unstreitig viel größer, als es sonst seyn könnte. Man denke sich nur für eine Weile den Gegenfall, daß die große Menge Menschen, die jetzt London bewohnt, durch den Befehl eines Despoten, der wider die großen Städte, als schädlich, eingenommen wäre, genöthigt würde, sich durch ganz England zu zerstreuen, daß sie jedoch die alte Neigung, sich unter einander zu beschäftigen, und ihre ganze Lebensweise mit dahin nähmen. Wird es ihnen dabei wohl möglich werden, alle diese Beschäftigungen wieder in Gang zu setzen, die jetzt in und um London bestehen? Die Handlung mögte sich vielleicht in andre

Häven des Königreichs vertheilen. Aber wie viele andre Beschäfrigungen, die jetzt den, der sie betreibt, hinreichend nähren, würden wegfallen? Ich will nur von einigen der unerheblichsten reden. Von denen 1200 Miethkutschern, die jetzt London hat, von denen drei tausend Watermen, die mit ihren leichten Booten auf der Themse Menschen und leichte Güter hin und wieder führen, von den Anzündern der Leuchten, den Reinigern der Straßen, und was sonst noch von der Polizei dieser ungeheuren Stadt beschäftigt wird, würde nicht der zehnte Mann sein Brod wieder finden.

Ich werde bald von dem Entstehen des nutzbaren Eigenthums und Nationalreichthums durch die Circulation reden. Hier darf ich nur vorläufig bemerken, daß der in und um große starkbevölkerte Städte entstehende hohe Werth der Grundstücke ein wahrer Vortheil für den Staat ist. Die hohe Nutzung dieser Grundstücke vermehrt das Total des Auskommens im Volke ungemein über das, was es sonst seyn könnte. Man nehme an, man könnte die Häuser Londons durchs ganze Reich versetzen, daß die Nation nicht einen Stein davon verlöhre. Nun könnten sie zwar ihren Eignern eben die Dienste thun, die sie jetzt davon haben. Aber die Geldnutzungen davon mögten sich auf den fünften Theil herabsetzen. Wir wollen annehmen, daß jetzt von denen achtzig tausend Häusern, die London gewiß hat, jedes im Durchschnitt 50. L. St. Miethe giebt, welches 4 Millionen L. St. jährlicher Nutzung geben würde. So würden nach

dieser Versetzung mehr als drei Millionen L. St. jährlichen Einkommens für die Eigner verschwinden.

Diese große Menge der Bewohner einer großen Stadt will und muß eben so gut durch die Producte des Landbaues genährt werden, als die von einer kleinen. Enthält sie tausende von Menschen, für die kein Auskommen auszumachen seyn würde, wenn nicht die große Stadt wäre, so veranlassen diese einen Zuwachs der Landarbeit, der ohne deren Existenz gar nicht Statt gehabt haben würde. Die Folge davon ist, daß um diese großen Städte her Landbau und die Bevölkerung aufs höchste steigt, und, so wie man sich von derselben entfernt, abnimmt, wohl so sehr abnimmt, daß es einem schwer zu glauben wird, man sey noch in eben dem Lande und in dem Bezirk eben der Staatswirthschaft, unter welcher die große Stadt mit ihrer Gegend steht. Von England läßt sich dies nicht sagen. Auf zweihundert englische Meilen von London erscheint das platte Land eben so, wie um London, und dies hat in seiner Nachbarschaft häßlichere und durchaus vernachlässigte Commons, z. E. Blakeath, als ich in dem hohen und wenig fruchtbaren Derbyshire angetroffen habe. Aber in andern Staaten zeigt sich dies desto mehr. Niederösterreich hat, wie ich aus den politischen Abhandlungen des Herrn v. Sonnenfels lernte, den mehrsten Theil Volks von den weitläuftigen Oesterreichischen deutschen Provinzen. Und wie ernsthaft klagt nicht v. Taube in seiner Beschreibung des Königreichs Slavonien die Güterbesitzer in diesem Lande an, daß sie durch

ihren Aufenthalt in der Hauptstadt dies Land niederhalten!

§. 21.

Wahr scheint es demnach zu seyn, daß ein nachtheiliges Uebergewicht in der Circulation für den kleinen Theil des Staats entsteht, in dem die große Stadt liegt. Unstreitig wahr ist es, daß der Staat noch fern von seinem möglich größten Wohlstande sey, in welchem nur ein Zehntheil die möglich größte Bevölkerung zeigt, und die übrigen neun Theile so öde erscheinen.

Dagegen aber frage ich, wenn die große Stadt vernichtet, und ihre Einwohner durchs ganze Land umher zerstreuet würden, wird es damit besser seyn, wird das Total der nun wirklich statthabenden Beschäftigungen im Volk damit größer werden? Doch ich habe die Antwort hierauf schon selbst gegeben.

Und nun wage ich zu sagen: der so sehr verschiedene Zustand der Gegend um die Hauptstadt, und der entferntern Gegend, ist mir ein Beweiß, daß die Staatswirthschaft für das Ganze noch nicht hinlänglich gesorgt hat. Wahr ist es, daß, wenn diese Staatswirthschaft auch noch so gut beschaffen ist, sie erlaubt aber dem Adel und andern geldreichen Unterthanen, nach Herzenslust in der Hauptstadt zu leben, noch immer ein nachtheiliges Uebergewicht in der Circulation zwischen der Hauptstadt und den Provinzen entstehen müsse. Keine, wenn gleich noch so sehr ausstudirte Staatswirthschaft wird es dahin bringen,

daß sich durch ein grosses Land der Wohlstand gleichförmig verbreite, sondern die Hauptstadt mit ihrer Gegend wird immer etwas voraus behalten. Aber in jedem Staate, von dessen guter Staatswirthschaft ich noch nicht überzeugt bin, würde ich nicht so leicht annehmen, daß der Zusammenfluß der reichen Güterbesitzer in die Hauptstadt die einzige Ursache sey, welche die Provinzen nieder hält. Da, wo der Bauer nicht leibeigen, von den Hofdiensten frei ist, und nicht etwan durch unverständige Auflagen zu sehr gedrückt wird, kann der Edelmann viel Geld aus den Einkünften seiner Güter wegziehen und in der Hauptstadt verzehren, ohne daß der Wohlstand der Provinz sehr dabei leidet. Man glaubt nicht, was ein Land leisten kann, wenn es von freien, fleißigen Leuten bewohnt ist, deren Gewerbe, und insonderheit deren Ackerbau, seinen freien Gang geht. Vor 20 Jahren sah ich zuerst das Herzogthum Oltenburg, ein Ländchen, dessen Boden von sehr ungleicher Fruchtbarkeit ist. Aber seine Einwohner sind frei, und treiben den Ackerbau und den davon abhängenden Productenhandel äußerst fleißig. Damals hatte es seit beinahe einem Jahrhundert seinem entfernten Landesherrn 130,000 Rthlr. jährlich baar eingesandt. (Denn die andern 50,000 Rthlr. die der Elsflether Zoll einbrachte, gehören nicht hieher.) Auch an die großen Güterbesitzer, die sich, weil im Lande wenig Glück in landesherrlichen Bedienungen zu machen war, in fremden Diensten erhielten, gieng immer viel Geld. Und dennoch hatte sich dieses Land in einem fast immer gleichen Wohl-

stände und bei einer beträchtlichen Bevölkerung, diese ganze Zeit durch erhalten. Die Grundstücke hatten selbst in den minder fruchtbaren Theile einen guten Werth behalten. Jetzt hört dieses Land auf, einen Beweis für meine Behauptung abzugeben, da sein weiser und musterhafter Regent das Winterhalbejahr in demselben, den Sommer aber in Eutyn zubringt, und, wie ich auf zwei spätern Reisen gesehen habe, den Wohlstand des Landes nicht nur durch Verwendung eines großen Theils seiner Einkünfte, sondern auch durch sein näheres Einschauen in alle Mittel, welche dem Nahrungsstande aufhelfen können, denselben gar sehr vermehrt hat. Ostfriesland sendet, seitdem es unter preußischer Herrschaft ist, einen großen Theil derer Einkünfte, die sonst sein Fürst gutentheils im Lande verzehrte, baar aus. Der Civiletat und die wenige im Lande liegende Mannschaft erhält nur einen Viertheil derselben im Lande. Sollte man nicht denken, daß es in einen fortgehenden Verfall gerathen müsse? Aber so ist es nicht, sondern man hat mir selbst im Lande versichert, daß im Ganzen der Wohlstand des Landes größer geworden sey, seitdem es unter preußischer Herrschaft ist, und der Unterthan sich keineswegs über den Verfall des Nahrungsstandes beklagen dürfe. Den englischen Adel saugt sein hohes Wohlleben, das er Winters in London führt, über alle Vorstellung aus. Millionen, die ihm sein Pachter zahlt, fließen in die Circulation dieser Stadt und ihrer Gegend. Aber bei der übrigen Staatswirthschaft Englands, bei der Freiheit aller Stände in ihrem Gewerbe, bei dem überall

verbreiteten Geschmack eines gewissen Wohllebens, entsteht daraus kein so gar merklicher Unterschied, zwischen dem Wohlstande in Middlesex und den entfernten Provinzen. Der Landeigner und der Pächter trinkt hier so gut seinen Porter und Aele aus einer schweren silbernen Kanne, als bei London.

Es ist ein anders, einem Theil der bürgerlichen Gesellschaft Geld entziehen; ein anders, ihm die Arbeit nicht geben, die ihm Auskommen geben könnte; und wieder ein anders, die Arbeit, die ihm Auskommen von andern, als von uns, geben könnte, unterdrücken, und das Auskommen schwächen, das sich eben diese Menschen unter einander geben könnten. Der Eigner großer Güter, wenn er in der Hauptstadt lebt, entzieht der Provinz, in welcher er zu Hause gehört, viel Geld, aber Geld, wovon er doch nur einen kleinen Theil in der Provinz verwenden könnte. Es kömmt nicht leicht mit einem Staate dahin, daß jede kleine Landstadt für die Bedürfnisse des hohen Wohllebens viel arbeitete, das doch nun einmal der reiche Landadel führen soll und muß. Er bleibe nun in der Provinz, oder nicht, so muß doch immer ein großer Theil seiner Einkünfte der großen Stadt, wo nicht gar den Fremden, zufliessen. Eben dadurch entzieht er demnach der Provinz wenig Arbeit, die Auskommen geben könnte. Er mögte also leben, wo er will. Der Schaden wäre unbeträchtlich, wenn wir dem Adel in vielen Staaten nicht das dritte zu Schulden bringen müßten, daß er nehmlich durch Frohndienste und Leibeigenschaft das Auskommen überhaupt in seiner

Provinz erschwere. Und wenn er denn nun vollends das wenige Geld, was er noch wieder in die Circulation bringen könnte, in die Ferne verschleppt, so ist es nicht zu verwundern, wenn der Nahrungsstand und die Bevölkerung überhaupt in einer solchen durch Frohndienste ausgesogenen Provinz leidet, und in den Landstädten sowohl, als auf dem Lande, kein Wohlstand aufkommen kann.

In einem Lande, wo es so bewandt ist, scheint mir der Wohlstand und die Bevölkerung um die Hauptstadt her auf nichts mehr zu deuten als darauf: Im Lande überhaupt ist der innere Betrieb nicht im rechten Gange und hat allgemeine Hindernisse. In der Gegend der großen Hauptstadt würde es nicht besser als sonst überall stehen. Aber die Versammlung so vieler Menschen an einem Orte erzwingt Beschäftigungen, die sonst nicht Statt gehabt haben würden, und unterdrückt die Wirkung jener Hindernisse, entzieht aber den Einwohnern des übrigen Landes nichts von dem Glücke, das sie bald auch genießen würden, wenn die Staatswirthschaft auch für sie gehörig sorgte.

Um etwas mehr Entscheidendes über diese für die innere Circulation so wichtige Sache zu sagen, mögte ich behaupten:

1) Daß die Vergrößerung der Städte, insofern sie sich auf Handel und Gewerbe gründet, höchst nützlich sey, und das Total der ein Auskommen gebenden Dienste und Arbeiten, auch des nutzbaren Eigenthums zum Vortheil des Ganzen sehr vermehre.

2) In so fern sie durch den Zusammenfluß der an

dem Regiment Theil nehmenden Personen bewirkt wird, ist sie nothwendig. Wenn gleich dadurch viel Geld zur Hauptstadt hingezogen, und ein nachtheiliges Uebergewicht in der Circulation bewirkt wird, so ist dies ein nothwendiges Uebel, aber ein Uebel, das durch diese Veranlassung allein nicht sehr hoch steigt, wenigstens in einem billigen Verhältnisse zu der Größe und dem Reichthum des Landes bleibt.

3) Insofern sie von dem Zusammenfluß des Adels und der Güterbesitzer herrührt und unterhalten wird, ist sie gewiß schädlich. Schädlich in aller Rücksicht. Denn man muß nicht nur bedenken, wie viel Auskommen, das sie selbst unmittelbar geben könnten, sie der Provinz entziehen, sondern, was für ein Wechsel von Beschäftigungen unterbleibt, von welchen diese Leute die erste Triebfeder seyn könnten und sollten. Doch am schädlichsten ist sie da, wo die Provinzen, welche der Edelmann verläßt, wenig freie Einwohner haben, die sich durch freie Beschäftigungen Auskommen geben und von einander nehmen können. Für das vorstechende Glück, in solcher Gegend der einzige beträchtliche Gelderwerber und Geldverzehrer zu seyn, mögte man den, welchen nicht der Staat in seinem Dienst zur Hauptstadt ruft, fest an seinem Grund und Boden halten, und ihm sagen: Entweder gieb die Leibeigenschaft und Frohndienste auf, und verwandle sie in Geldabgaben, oder bleibe unter denen Menschen, von deren Schweiß und saurer Arbeit du lebst, wenigstens eilf Monate des Jahrs.

§. 22.

Bei diesen in Städten versammleten Menschen drängt sich die Industrie so sehr zusammen, daß nicht ein Vorfall in dem Staate entstehen kann, welcher neue Beschäftigungen und folglich neues Auskommen für eine große Menschenzahl giebt, ohne daß die Wirkung davon sich in den Städten zeigte. Aber eben so gewiß leiden deren Einwohner durch die Abnahme dieser Beschäftigungen.

Der wirksamste unter diesen Vorfällen ist der Krieg zumal in dem jetzigen Zustande von Europa, bei der Art Krieg zu führen, der man nach dem 30jährigen Kriege gewohnt war, und hoffentlich wieder gewohnt werden wird. Denn freilich haben in diesem Kriege die französischen, auch von andern Krieg führenden Partheien nachgeahmten Requisitionen die städtischen Gewerbe so zerrüttet, daß von keiner eigentlichen Circulation des Geldes die Rede dabei war. Wiewohl wir können auch in dem ältern Zustande Europens die Bestätigung finden. Wie wäre es sonst möglich, daß die italiänischen Städte in den Zeiten der Guelfen und Gibellinen, da sie nicht nur in beständiger Fehde mit einander begriffen, sondern auch durch innerlichen Zwiespalt beunruhigt waren, dennoch in einem so großen Flor bestanden wären, wenn nicht eben diese Händel den Geldumlauf durch die dadurch gemehrte Menge der Beschäftigung verstärkt hätten? Aber wenn Tausende ins Feld rücken, so entstehen für Zehntausende Beschäftigungen, die vorhin nicht da waren. Es wird eine ungeheure Menge und Mannig-

faltigkeit von Producten der Industrie für die ins Feld Rückenden erfodert, an denen eben diese wenig oder gar keine Arbeit thun können. Eben diese werden durch die Zufälle des Krieges oft in kurzer Zeit zerstört, und müssen wieder herbeigeschafft werden. Es müssen Vorräthe von Bedürfnissen aller Art gemacht werden, zu deren Anschaffung der städtische Kaufmann den besten Rath weiß. Der Lohn dieser durch den Krieg veranlaßten Dienste und Arbeiten mag sich vertheilen, wie er will, so muß doch der größte Theil desselben den Städten zufließen, wo die Industrie derer, die für den Krieg arbeiten, am stärksten vereint ist.

In diesen Vortheil ziehen nicht nur die Städte der Nation, deren Heere ins Feld ziehen. Der sanfte Zug der Industrie und der Handlung wird auch das Geld des Feindes in die Handelsstädte des bekriegten Staates zu ziehen vermögen. Hier ist ein Beispiel davon. Als Philipp der Zweite Holland bekriegte, gieng das amerikanische Silber millionenweise in die spanisch gebliebenen Niederlande, wo es in die gröbste Landesmünze, den Dukaton, vermünzt ward. Aber eben diese zur Bekriegung der Holländer geschlagene Münze häufte sich bei diesen so sehr an, daß, als Amsterdam im J. 1609 seine Bank errichtete, es den Fonds derselben aus Millionen dieser spanischen Dukatons machte.

§. 23.

Wo viel Auskommen durch wechselseitige Beschäftigungen entsteht, da ist so wenig die Ungleichheit im

Erwerben und Uebersparen zu verhüten, als sie in Ansehung des Eigenthums überhaupt Statt hat. Für Einzelne entsteht ein größerer Gewinn aus dem Lohn ihrer Dienste und dem Werth der Producte ihrer Industrie, als sie zu ihrem Auskommen nöthig haben. Es kömmt hiezu, daß der sonst so wirksame Hang zum Wohlleben nicht in gleichem Verhältnis mit dem Gewinn der Industrie Einzelner steigt, sondern vielmehr der fleissigere Theil des menschlichen Geschlechts desselben am leichtesten vergißt, und selbst durch seine anhaltenden Beschäftigungen von dem Genuß desselben abgehalten wird. Dieser Ueberschuß wird von denen, die ihn erwerben, natürlich auf den Ankauf solcher Dinge oder die Erwerbung solcher Rechte verwandt, aus denen eine fortdaurende Nutzung entsteht oder sich hoffen läßt. Oder er wird zu solchen Verbesserungen des Eigenthums verwandt, wodurch dasselbe eine größere Brauchbarkeit erlangt.

XIII. In einem Volke, das den Gebrauch des Geldes nicht kennt, können die Nutzungen eines an andre überlassenen Eigenthums, oder irgend eines Dinges, woran wir ein Anrecht mit und neben dem Besitzer haben, nicht anders als in Natur bezahlt, oder es müssen Dienste dafür geleistet werden, die uns eben so wichtig sind, als die Nutzung der zum Gebrauch abgetretenen Sache. Dies gab in jenen Zeiten, da der Gebrauch des Geldes selten oder nicht genug beachtet war, den Zehnten aller Art und den Frohndiensten den Ursprung. Und eben deswegen entsteht noch jetzt in Völkern, die wenig Geld im Umlaufe haben, nur selten eine Veranlassung, sich Eigenthum in der Absicht zu erwerben oder

sein Eigenthum zu verbessern, um es zu fremdem Gebrauch auszugeben, weil es schwer wird, die Nutzung oder den Dienst zu bestimmen, welchen derjenige, dem wir es zum Gebrauch abtreten, uns dafür leisten soll. Da bauet z. E. ein jeder nur seine eigene Hütte. Denn was soll ihm derjenige geben, für den er etwan eine Hütte bauen und sie ihm vermiethen wollte? Da bauet keiner mehr von seinem eignen Felde, als was ihm seine eignen Bedürfnisse gewiß reichen kann; und hat er des Ackers zu viel, so giebt er ihn lieber seinem Vieh zur Weide, als daß er ihn einem andern vermiethete, und vermehrt dem zu Folge seinen Viehstand selbst mit Verminderung seines bisherigen Landbaues.

Das Geld aber schafft hier eben die Erleichterung, die es im Kauf und Verkauf und in Bezahlung des Lohns der Dienste schafft. Ich werde alles mein Eigenthum, selbst mein Geld, das ich nicht zu benutzen weiß, nun demjenigen zum Gebrauch geben können, der mir für diese Nutzung meines Eigenthums Geld zu zahlen anbietet. Der Vergleich darüber wird unendlich leichter, weil nun nicht mehr die Frage ist, ob und was derjenige, an den ich mein Eigenthum austhue, mir an Naturalien oder Dienstleistungen wieder geben kann, und ob das, was er mir für die Nutzung anbietet, auch mir nützbar sey. Er giebt mir Geld, wofür ich alles, was zu meinem Leben und Wohlleben gehört, mit der freiesten Wahl erlangen kann.

§. 24.

Hieraus entsteht also ein mächtiger Reiz, sein Eigenthum auch ohne Rücksicht auf den Gebrauch, den man selbst davon machen kann, zu vermehren und zu verbessern. Das Feld, welches wir brach liegen lassen würden, die Wiese, welche wir nie gehörig austrocknen mögten, verspricht uns eine Nutzung; ein ererbtes Haus, das wir verfallen lassen würden, ein Platz in Städten, den wir nie bebauen würden, versprechen uns eine Nutzung, die uns allgemeiner brauchbar ist, als Brodkorn, als Heu und als Dienste einer bestimmten Art sind, die wir uns von unserm Miethsmann bedingen könnten, wenn wir sie in den Stand setzen, oder darinn erhalten, in welchem andre sie nutzen können.

Die Folge davon ist

XIV. Daß die Industrie, deren erster Gegenstand sonst nur Dinge zum geschwinden Verbrauch sind, einen neuen Gegenstand bekömmt, und Dinge zum langwierigen Gebrauch einzurichten und zu verbessern angewandt werden kann. Und da, bei einer lebhaften Circulation oder wechselseitigen Beschäftigung der Menschen, sich nothwendig die Zahl derjenigen mehrt, die nicht alles das in ihrem Eigenthum finden, was ihnen theils zu ihren Bedürfnissen, theils zur Ausübung ihrer Industrie nöthig ist, und die folglich dazu fremdes Eigenthum zu nutzen suchen, so mehren sich die Gelegenheiten, sein Eigenthum zu fremder Nutzung auszugeben. Es mehrt sich der Reiz, unser Eigenthum zu mehren, alles, was wir können, zu demselben zu ziehen, und zu einem nutzbaren Eigenthum zu machen.

Auf diese Weise wird denn das allgemeine ursprüngliche Eigenthum der Nation, deren liegende Gründe mehr und mehr verbessert, und zu denen Zwecken, in welchen es der bürgerlichen Gesellschaft allein brauchbar ist, tüchtig gemacht.

§. 25.

XV. Selbst das Geld wird in den Händen derer, bei welchen es sich stärker anhäuft, als daß sie es zu eignen Bedürfnissen verwenden könnten, ein auf eine neue Weise, die nicht unmittelbar in dem ersten Gebrauch desselben sich zeigt, nutzbares Eigenthum, wenn sie es demjenigen, der es in der Beschäftigung seiner Industrie besser, als sie selbst, zu nutzen weiß, zu seinem Gebrauch hingeben, und sich für diese Nutzung ihres Geld-Eigenthums mit Gelde bezahlen lassen.

Anmerkung.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich, um meiner Abhandlung ein größeres Ansehen der Vollständigkeit zu geben, von denen Veranlassungen, welche die Industrie hat, fremdes Geld für eine jährliche Abgift zu nutzen, von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Zinsen, und von denen Grenzen, in welchen dieselben zum Vortheil der Industrie billig erhalten werden müssen, schon hier vieles beifügen wollte. Es wird mir selbst unangenehm, mich bei Dingen, wovon so vieles gesagt und geschrieben ist, lange aufzuhalten, blos um sie in einer neuen Verbindung, aber nicht deswegen in einem neuen Lichte, vorzutragen. Doch

werde ich in zureichender Vollständigkeit davon noch in dem vierten Abschnitte des sechsten Buchs reden.

§. 26.

XVI. Auf diese Art entsteht eine neue Quelle des Auskommens, auch ohne eigentliche Dienste und Arbeit, die bei einem geldlosen Volke nicht Statt haben kann, die aber doch eben so wichtig, als wirkliche Arbeit ist. Denn sie setzt nicht nur einzelne Menschen in den Stand, selbst in der bürgerlichen Gesellschaft von dieser Nutzung ihres Eigenthums zu leben, sondern macht sie auch fähig, zu dem Auskommen des beschäftigten Theils der bürgerlichen Gesellschaft aus einem zwiefachen Grunde mehr als andre beizutragen. Denn

a) Bei diesen Menschen, die des Eigenthums mehr haben, als sie selbst zu ihren Bedürfnissen benutzen können, und die daher sich entschliessen, von dem durch fremde Industrie bewirkten Ertrage ihres Eigenthums zu leben, ist nichts natürlicher, als eine Entwöhnung von denen Diensten und Arbeiten, durch welche sie ihre eignen Bedürfnisse sonst sich erwerben mußten. Sie werden also in allen ihren Bedürfnissen des Lebens und des Wohllebens mehr fremde Dienste und Arbeit nutzen, als andre mit ihren eignen Bedürfnissen mehr beschäftigte Menschen.

b) Selbst diese Entwöhnung von Diensten und Arbeiten läßt ihnen mehr Zeit, des Wohllebens zu geniessen, und erweckt in ihnen mehr Erfindsamkeit, um es in der möglich größten Mannigfaltigkeit zu genießen,

als zu welcher der fleissigere Theil der Nation Zeit hat, auch, wenn ihm das Vermögen, eben so viel, als diese, zu geniessen, nicht fehlt. Selbst das Beispiel, das diese Müssigen geben, wird durch den Einfluß auf diese die sonst vielleicht an kein Wohlleben denken würden, äusserst nützlich.

§. 27.

In einer Nation, die an den Gebrauch des Geldes gewöhnt ist, wird man zwar alles zum Reichthum rechnen, was einen Geldeswerth hat, und, wenn von dem Reichthum der ganzen Nation die Rede ist, so mag man dies alles darunter verstehen. So scheint es auch Smith zu nehmen, der ein starkes lehrreiches Buch von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums geschrieben hat, ohne eine bestimmte Definition von diesem Gegenstande seines Buchs zu geben. Doch sieht man aus der zu Anfang gegebenen Einleitung deutlich, daß er alle Producte menschlicher Arbeit, durch welche ein Volk mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens versorgt wird, sowohl den verbrauchbaren Reichthum, als den, der eine fortdaurende Nutzung giebt, darunter verstehe. Indessen hat das Wort Reichthum einen eingeschränktern Verstand, an welchem man überhaupt mehr gewöhnt ist, als an jenen allgemeinern. Da bedeutet es nur dasjenige nutzbare Eigenthum, dessen Nutzung entweder im Gelde gegeben wird, oder einen sichern Geldeswerth hat, folglich zum Auskommen von dessen Besitzer etwas beiträgt; und dabei übersieht man alles sonst nutzbare Eigenthum,

dessen Besitz sich durch den Verbrauch endigt. Denn die Nutzung eines Eigenthums durch den Verbrauch läßt sich nicht zu Gelde rechnen, und hebt allen Geldwerth der Sache selbst am Ende auf. Ich werde keinen Mann deswegen reich nennen, weil er eine schöne Garderobe und ein kostbares Hausgeräth hat. Denn deren Verbrauch trägt nichts zu seinem fernern Auskommen bei. Aber den Mann, der liegende Gründe hat, die ihm entweder die Geldeinkünfte geben, oder deren Ertrag er für Geld verkaufen, und daraus sein Auskommen nehmen kann, den Mann, der den Zahlwerth vieles Geldes in der Handlung oder anderm Gewerbe anwendet, und aus dem Gewinn an den dadurch ihm eigen gemachten Producten der Natur und Industrie sein Auskommen gewinnt, den Mann nenne ich reich. Solche natürliche Körper, die zwar nicht verbraucht werden, aber doch in ihrem Gebrauch kein Auskommen geben, rechnen wir nur insofern zum Reichthum eines Mannes, als wir auf die Möglichkeit hinaussehen, durch Veräußerung dieser Dinge uns Geld, und für dies Geld anderes nutzbares Eigenthum, welches uns Auskommen geben kann, zu verschaffen. Mich z. B. machen meine Bibliothek und viele andere brauchbare Dinge, die ich besitze, nicht zu einem reichen Mann. Aber insofern vorausgesetzt werden kann, daß sie veräußerlich sind, und durch deren Verkauf mir oder meinen Erben Geld einkommen kann, das zur Erwerbung eines nutzbaren Eigenthums angewandt werden mag, sind sie Vermögen, sind sie vergleichungsweise Reichthum. Ein Mann, der viele Juwelen besitzt, ist reich,

aber nur in Rücksicht auf die Möglichkeit, Geld durch deren Verkauf zu gewinnen, und dadurch sein Auskommen zu finden, oder zu vermehren.

Mich dünkt, eben diese Vorstellung erhalte sich noch immer, wenn wir von dem Reichthum eines ganzen Volks, wenn wir von dem sogenannten Nationalreichthum reden. Man setze, ein Volk bewohne eine Insel, deren Boden voll edler Metalle steckt, und die gar Diamantengruben hat, aber sonst unfruchtbar ist. Wird dies ein reiches Volk zu nennen seyn? Aber setzt eine andere fruchtbare Insel darneben, deren Einwohner den Ueberfluß ihres Landbaues diesem Volke reichlich bringen, und Geld und Edelsteine dafür nehmen. Welches von beiden Völkern hat den wahren Reichthum? Gewiß das letztere; und jenes ist nur in so fern reich, als sein Geld und Edelsteine ihm zu einem Mittel des Auskommens durch dieses Volks guten Willen werden, das dieselben für die gelieferten Bedürfnisse einnimmt, und allenfalls einen Theil seines Bodens dafür abtritt. So hört denn selbst das Geld auf, wahrer Nationalreichthum zu seyn, wenn es nicht ein Mittel bleibt, Bedürfnisse und nutzbares Eigenthum dafür zu erwerben. Güter, die ein Volk für Geld oder allenfalls durch Krieg und Raub sich zu seinem Verbrauch herbeischafft, sind auch noch kein Reichthum, und wenn es auch deren mehr herbeischafft, als einem andern Volke eine reichliche Erndte einträgt, das einen fruchtbaren Boden fleissig bearbeitet, und durch dessen Anbau sowohl, als durch anhaltenden Fleiß in nützlichen Gewerben, von einem

fortdaurenden Vorrath an allen ihm nöthigen Producten menschlicher Arbeit gewiß ist.

Auf diesen eingeschränkten Begriff sollte man, wie ich glaube, den Ausdruck: Nationalreichthum zurück bringen. Smith mögte mehr Licht und Ordnung in seine Abhandlung gebracht haben, wenn er gleich Anfangs den verbrauchbaren Reichthum einer Nation, wenn er ja diesen auch Nationalreichthum nennen wollte, von demjenigen, der eine fortdaurende Nutzung giebt, wohl unterschieden hätte. So ist sein Buch eine lehrreiche, auf richtigen Beobachtungsgeist gegründete Beschreibung des Ganges, der Vortheile und Hindernisse menschlicher nützlicher Betriebsamkeit. Aber die Ausführung entspricht dem Titel nicht, und ich finde den Gegenstand, welchen derselbe anzeigt, nicht gehörig kenntlich gemacht, und nicht standhaft genug verfolgt. Ich werde nun in der Folge, wenn ich vom Nationalreichthum rede, alles Eigenthum einzelner und aller Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft darunter verstehen, dessen Nutzung entweder in Gelde gegeben wird, oder einen Geldeswerth hat.

Liegende Gründe sind der vornehmste Theil dieses Nationalreichthums. Aber sie müssen in den Stand gesetzt seyn, daß sie eine fortwährende geldeswerthe Nutzung gäben. Es können Dinge zu diesem Grundstück gehören, die für den Gebrauch des Besitzers sehr gut sind. Z. E. eine Quelle schönes Trinkwassers, oder ein Steinbruch. Wenn sie aber keine Geldnutzung geben, so vermehren sie den Reichthum des Besitzers

auf keine Weise. Das Geld selbst ist ein wichtiger Theil desselben, aber doch nur, in so fern es eine Nutzung giebt, oder in Geschäften angewandt wird, die einen Geldgewinn und Auskommen geben. Edle Metalle, die nicht auf diesen Zweck angewandt werden, mögen wir auch noch als einen Theil des Nationalreichthums ansehen; in sofern sie immer zu diesem Zweck anwendbar bleiben, wenn es deren Besitzern gefällt. In einem Volke, wie das mexikanische war, (I. B. §. 16. Anmerk.) welches die edlen Metalle nur in einigen Kunstarbeiten, Verzierungen und Geräthen, die bei uns sehr kostbar seyn würden, und es jetzt in eben dem Lande wirklich sind, aber selten und blos zufällig zur Anschaffung nothwendiger Bedürfnisse, wenigstens nicht als ein Mittel des Auskommens, brauchte, würde ich sie nicht als einen wesentlichen Theil des Nationalreichthums ansehen. Alle andre Mittel des Erwerbs, z. B. ein Schiff, die Geräthschaft nützlicher Gewerbe mögen wir auch noch dazu rechnen. Aber verbrauchbare Dinge sind die Nutzung selbst, die aus jenem nutzbaren Eigenthum entstehen, und wir würden, wenn es auf die Schätzung des Nationalreichthums ankömmt, in eine seltsame Verwirrung gerathen, wenn wir zu dem Werth des nutzbaren Eigenthums selbst auch den Werth der verbrauchbaren Nutzung noch rechnen wollten.

Anmerkung.

Nun würde zwar in einer geldlosen Nation ebenfalls ein Nationalreichthum Statt haben, und es las-

sen sich in einem polizirten Volk auch ohne Geld Einrichtungen gedenken, bei welchen die Masse alles nutzbaren Eigenthums sehr hoch steigen kann.

Es ist jedoch klar,

1) Daß in einem Volke ohne Geld der Maasstab fehle, nach welchem dieser Nationalreichthum desselben gehörig geschätzt werden kann. So haben z. E. die Einwohner von Otaheiti einen so großen Vorrath des Privat- und gemeinen Eigenthums, als der kleine Boden, den sie bewohnen, ihnen für ihre Lebensweise nur immer gewähren kann, welchen Vorrath wir ebenfalls ihren Nationalreichthum nennen können. Aber wo ist der Maasstab, um diesen zu schätzen?

2) Dies wäre nun zwar gleichgültig. Aber bei uns, die wir in dem Gelde einen Maasstab zur Schätzung unsers nutzbaren Eigenthums haben, entsteht ein Reiz, den jene Völker nicht empfinden können, unser nutzbares Eigenthum zu vermehren. Wir können den Werth desselben besser bestimmen, wir bemerken den Zuwachs desselben geschwinder und bestimmter, und erfahren sogleich die Belohnung unsrer Thätigkeit, die wir zur Verbesserung unsers Eigenthums anwenden.

3) Das Geld aber giebt uns auch eine weit größere Leichtigkeit in Anwendung der Mittel zur Vermehrung und Verbesserung unsers Eigenthums. Fällt uns z. E. ein, einen Morast zur Weide zu machen, um schon im künftigen Jahre das Gras derselben zu nutzen, so lockt der in Gelde gegebne Lohn so viel Arbeiter herbei, als wir brauchen. In Otaheiti würden wir diese Arbeit selbst thun müssen, und Jahre darüber verlieren, oder

wir würden unsre Schweine, für welche wir diese Weide nutzbar machen wollen, denen zum Lohn anbieten müssen, die uns dabei hülfreiche Hand leisten.

§. 28.

XVII. Das Geld wird also ein wirksames Mittel zur Vermehrung des Nationalreichthums. Wo des Mittels mehr ist, da kann der Wirkung mehr werden. Es scheint also, wenn der Nationalreichthum in einem gewissen Verhältnisse zu der Menge des in demselben vorräthigen Geldes stehe.

Ich sage jedoch: er steht in keinem bestimmbaren Verhältnisse zu dem Geldvorrath in der Nation. Denn

1) das Geld ist nur der Maasstab zur Schätzung der Größe des Nationalreichthums, der aber unzähligemale zur Messung unzähliger Theile desselben angewandt werden kann.

2) Das Geld ist zwar das Mittel zur Erwerbung und Verbesserung unsers nutzbaren Eigenthums. Aber auch als ein solches Mittel kann es von vielen nach einander unzähligemal angewandt werden. Denn es wird selbst in dieser Anwendung als ein Mittel nur gebraucht und nicht verbraucht.

3) Wohl aber hängt die Zunahme und Abnahme dieses Nationalreichthums von der mehreren oder mindern Lebhaftigkeit der innern Circulation des Geldes ab. Je mehr sich die Mitglieder einander beschäftigen, desto stärker, geschwinder und öfter häuft sich in den Händen der Fleissigen im Volke der in Geld gegebene Lohn ihres Fleisses über dasjenige an, was sie zu den

Bedürfnissen ihres Lebens und Wohllebens nöthig haben. Desto öfter entsteht ihnen das Vermögen, ihr Eigenthum zu vermehren. Man sehe zwei Staaten in deren jedem zehn Millionen baares Geld unter einer gleich großen Volkszahl circuliren in dem einen circuliren sie viermal, in dem andern achtmal in dem Lauf eines Jahres. So ist ja klar, daß in dem letztern sich das Geld noch einmal so oft in den Händen der Gelderwerber angehäuft habe, als in dem ersteren. Und wenn dann bei einer lebhaften innern Circulation viele Tausende zugleich eben das Vermögen und eben die Thätigkeit haben, so können sie nicht so sehr auf Gelegenheit rechnen, blos fremdes Eigenthum, das schon einen Theil des Nationalreichthums ausmachte, anzukaufen, sondern sie müssen ihre Erfindsamkeit anwenden, sich neues Eigenthum, das noch nichts zum Nationalreichthum beitrug, zu erwerben, oder altes zu verbessern, und dadurch die Masse des Nationlreichthums zu vermehren.

Z. E. in Holland, wo kein fruchtbares Grundstück mehr ohne einen bestimmten Besitzer ist, wird dem geldreichen Einwohnern die Zeit zu lange, und die Gelegenheiten bieten sich ihm nicht oft genug an, fremde schon nutzbar gemachte Grundstücke durch Kauf an sich zu bringen. Die Concurrenz wird auch zu groß, und für einen, der durch das höchste Bot ein solches Grundstück erlangt, müssen zehn andre zurück stehen. Ein solcher läßt sich also gern auf jeden Vorschlag ein, wo ein ausgegrabenes Torfmoor, oder ein sogenanntes inländisches Meer auszutrocknen vorkömmt, und giebt sein Geld her, um ein zu wenig Procenten nutzbares

Eigenthum zu erwerben, zugleich aber den Nationalreichthum zu vermehren. Oder er bauet auf sein Grundstück eine Windmühle, die ihm eine Fabrik treibt, von welcher er keinen hohen Ertrag erwarten kann. So hat die Gegend von Zanerdam eine Anzahl Windmühlen bekommen, die ich vergebens zu überzählen suchte, die man mir aber für den ganzen Distrikt auf 1400 angab, welche aber ihren Eigenern bei weitem nicht das abwerfen, was ein deutscher Fabrikant als nothwendig voraussetzen würde, um dabei zu bestehen. Eben so mindert sich im Gegentheil der Nationalreichthum bei einer Abnahme des Geldumlaufs. Doch ich muß von dieser Abnahme, in so fern sie von der innern Circulation abhängt, jetzt umständlicher reden.

§. 29.

Alles nutzbare Eigenthum hat seinen Werth im Verhältnis seiner Nutzbarkeit. Nimmt diese ab, so mindert sich der Werth in der Schätzung der Besitzer sowohl, als derer, die sonst in Besitz derselben sich zu setzen bemüht seyn würden.

Ein Acker verliert seinen Werth, wenn der Ertrag desselben nicht mehr mit gleichem Vortheil zu Gelde gemacht werden kann, wenn gleich dessen Fruchtbarkeit gar nicht abnimmt. Ein Haus kann in baulichem Stande seyn; wenn aber kein Bewohner den Miethzins zahlt, und die Hoffnung schwach ist, einen solchen Bewohner zu dem bisherigen Miethzins zu finden, fällt es nothwendig im Preise. Aber eben dies

ist die Folge einer abnehmenden Circulation, zuvörderst der innern, ohne daß der Geldvorrath in der bürgerlichen Gesellschaft sich deswegen mindern dürfte. Man setze z. E., daß in einer nicht gar großen Stadt einige reiche Familien aussterben, da ihr Reichthum denn desto stärker sich bei ihren Erben anhäuft. Aber nun stehen die von ihnen bewohnten Häuser ledig, und werden von den Erben vergebens zu einem geringen Miethzins ausgeboten, weil noch keine andre Familien die Stelle der Abgestorbenen ausfüllen. Oder in einer Stadt, die viel Gewerbe gehabt hat, legen einzelne der sonst thätigsten Bürger oder ihre zu reich gewordenen Söhne ihr Gewerbe nieder. Alsdann wird vielen hundert Händen die Beschäftigung, die ihnen jene gaben, mangeln. Sie werden wegziehen, und ihre schlechten Habseligkeiten, aber kein Geld mit sich nehmen. Wie geschwind fallen nicht da die liegenden Gründen in und um die Stadt her?

Anmerkung.

Diesen Veränderungen in dem Werth des Eigenthums, und folglich des Nationalreichthums, sind die Städte am meisten ausgesetzt, und es gehört kein langes Leben dazu, um dergleichen Revolutionen in einer und derselben Stadt mehrmals zu bemerken. Sie sind aber geschwinder in dem Werth der Häuser, als andrer liegenden Gründe. Denn die Concurrenz der Miethenden schränkt sich blos auf die Einwohner einer solchen Stadt ein, und ist merklich schwächer, wenn nur ein Haus aus hunderten in dieser Stadt ledig stehet.

Den Besitzern der Häuser entsteht eine allgemeine Furcht, einer von denen Unglücklichen zu seyn, welchen ihre Häuser ohne Miethzins ledig stehen. In dieser Furcht lassen sie sich also bald einen geringern Miethzins gefallen, als es im Verhältnis dieser abnehmenden Concurrenz der Bewohner seyn dürfte, so oft ihnen ihr Miethsmann drohet, ihr Haus ihnen aufzukündigen. Der Landmann aber hat mehr Auswege für den Ertrag seines Bodens, und der Werth desselben nimmt nur im Verhältnis der geminderten Leichtigkeit des Verkaufs der Producte in der nächsten Stadt und deren Kosten ab, die es ihm macht, seine Producte einem entferntern Käufer entgegen zu führen.

§. 30.

Aber auch die Zunahme des Nationalreichthums steht eben so wenig in einem bestimmbaren Verhältnisse zu dem wirklichen Geldesvorrathe der Nation.

Ich will, um kurz zu seyn, dies nur durch einige Exempel bestätigen.

Frankreichs Nationalreichthum müßte in einem ungeheuren Verhältnis gestiegen seyn, wenn es im Verhältnis derjenigen Zunahme seines Handels geschehen wäre, welche gewiß seit etlichen und vierzig Jahren für dasselbe Statt gehabt hat, seitdem sein Coloniehandel so ungemein zugenommen hat, dessen Ertrag ihm zwei Drittheile von Europa und selbst die Levante baar bezahlen. Zugleich hat dessen Manufakturhandel sich unstreitig sehr über dasjenige gemehrt, was er vor

etwan funfzig Jahren war. Daß aber der National-reichthum Frankreichs nicht in dem gehörigen Eben-maaße zugenommen habe, ist ja wohl so lange anzuneh-men, als wir noch hören, daß Frankreich so viel frem-des Geld in seinen Staatsschulden willig annimmt, als wir noch nicht erfahren, daß der Ackerbau beträcht-lich zugenommen hat, und daß die üblichen Zinsen nicht unter die schon lange gewöhnlichen fünf Procent fallen*). Denn, wo der Nationalreichthum steigt, da

*) Ich lasse diesen § ganz so stehen, wie ich ihn vor achtzehn Jahren niederschrieb. Damals konnte Frankreich noch Bei-spiele zur Erläuterung des natürlichen Ganges der Circula-tion abgeben. Das kann es aber leider seit 1792 nicht mehr. Eine Nation, die so vielerlei Papiergeld in Ge-brauch gesetzt, bei jedem Wechsel mit demselben den Be-sitzern das Equivalent schuldig geblieben ist, und durch Re-quisitionen seinen eigenen Bürgern ohne Geld ihre Pro-ducte der Natur oder der Industrie abgenommen hat, und die es noch jetzt im Jahr 1798 bei ihren politischen und Kriegsunternehmungen aufs Biegen oder Brechen anlegt, bei dem Gefühl des immer sich erneuernden Deficits in seinen Finanzen immer auf die Ausfüllung desselben durch das Geld seiner Nachbaren hinaussieht, die Vorwände seiner Räuberei auf dem Meere, wo es doch so ganz ohn-mächtig geworden ist, durch nie erhörte Dekrete verviel-fältigt, und durch die regelloseste Verfahrungsart in seinen so genannten Gerichten sich ihres Raubes schnell gewiß zu machen sucht, bei einer solchen Nation ist von keiner Cir-culation, und deren heilsamen Wirkungen noch die Rede. Zwar möchten desto mehr-Beispiele als Contraktionen aus deren jetzigem Zustand und Verfahren sich hernehmen las-sen. Aber um diese richtig darzustellen, und das, was in

wird die Schwierigkeit für diejenigen, welche ihr Eigenthum durch Ankauf oder durch bessere Cultur mehren und bessern wollen, immer größer. Man begnügt sich mit einer weit geringern Geldnutzung von demselben, als an jedem Orte, wo die Sache anders steht. So wird z. E. in Holland ein liegender Grund zu zwei bis drei Procent gern genutzt. Dann aber giebt man gern sein Geld demjenigen hin, der bei einem guten persönlichen oder hypothekarischen Credit uns eben diese Nutzung ohne alle die Mühe anbietet, welche die Aufsicht über einen liegenden Grund erfodert.

Dies Bestreben einer geldreichen Nation, sich nutzbares Eigenthum zu erwerben, ist bei jeder Gelegenheit auch in großer Entfernung wirksam. Von dem in Holland so hoch getriebenen Theilnehmen an fremden Staatsschulden wird weiter unten geredet werden. Die Colonien geben denen Nationen, welche dergleichen besitzen, eine vorzüglich vortheilhafte und auf das Glück der Nation selbst stärker wirkende Veranlassung dazu. Doch auch davon zu reden, werde ich noch einen andern Ort wählen. Hier will ich nur das Beispiel von

ihnen liegt, gehörig zu entwickeln, müßte ich Augenzeuge der neuern Vorgänge in diesem Volke selbst gewesen seyn. Das aber bin ich nicht gewesen, und noch läßt mich alles, was ich darüber gelesen habe, in zu großer Dunkelheit, als daß ich es auch nur versuchen mögte, auf den Grund von dieser oder jener Erscheinung durchzuschauen, und deren Uebereinstimmung oder Abweichung von den Grundsätzen des natürlichen, wohlgeordneten und heilsamen Geldumlaufs aufzustellen.

der französischen Colonie Guadaloupe anführen. Diese hatte sich zwar schon vor dem siebenjährigen Kriege durch Vorschub der Franzosen sehr gehoben. Als aber die Engländer sie in dem Jahr 1759 eroberten, und, bei dem damaligen Fortgang ihrer Waffen, die Nation Rechnung darauf machte, sie zu behalten, so ward das englische Geld auf eine ganz andre Weise wirksam, als es das französische bis dahin gewesen war, und Frankreich bekam in dem Frieden 1763 diese Colonie in einem so gebesserten Zustande wieder, daß es wahrer Gewinn für dasselbe war, dieselbe in den Händen seiner Feinde nur volle drei Jahr gesehen zu haben. Jetzt hat es eine eben so angenehme Erfahrung in dem gebesserten Zustande, in welchem es die Insel Grenada findet, nachdem es England nicht volle zwanzig Jahr im Besitz gehabt hat. Dies ist ein beiläufiger Beweis, daß die Zunahme des Nationalreichthums in Frankreich nicht in so lebhaftem Fortgange ist, als in England. Holland hatte bis zu seiner Zerrüttung in den letzten Jahren nicht Auswege genug für das in den Händen seiner Gelderwerber sich immer anhäufende Geld an seinen Colonien. Es hatte den größten Antheil der dänischen Plantagen auf St. Croix und St. Thomas sich durch seine Vorschüsse zu einem sehr nutzbaren Eigenthum gemacht, und zu eben der Zeit war die Concurrenz in dem Ankauf surinamischer Plantagen so groß gewesen, daß, wie Fermin im eilften Cap. seiner Beschreibung dieser Colonie erwähnt, man sie in den Jahren 1767 und 68 dreißig Procent über den Anschlag kaufte.

Spanien hat gewiß an Nationalreichthum, Catalonien ausgenommen, wenig seit einem halben Jahrhundert gewonnen, ungeachtet dessen baarer Geldvorrath blos aus der Ursache sehr zugenommen haben muß, weil Spanien in dieser Zeit theils wenigere, theils kürzere Kriege, die das Geld Spaniens in die Ferne führten, gehabt hat, als im vorigen Jahrhundert. Gebt aber Spanien mehr innere Circulation, so wird, auch wenn sich ausländische nicht mehren oder zu dessen Vortheil ändern sollte, doch eben das erfolgen, was sich in Catalonien zeigt, dessen innere Circulation nicht durch eben die übel verstandene Staatswirthschaft gestört wird, welche das übrige Spanien drückt. (M. s. Bernard D'Ulloa Retablissement du Commerce des manufactures d'Espagne und die Considerations sur les Finances d'Espagne.)

Hier ist noch ein überzeugendes Beispiel. Die Levante gewinnt in ihrem Handel mit den Europäern fortdauernd viel baares Geld, das sich gewiß in diesen Gegenden mehr und mehr anhäufen muß. Aber daß das nutzbare Eigenthum der Einwohner in so vielen Jahren, da der Geldvorrath dieser Völkerschaften durch die Handlung gestiegen ist, wenig oder gar nicht zugenommen habe, wird niemand abläugnen, der sich aus der Geographie und Reisebeschreibungen von dem Zustande derselben unterrichtet hat.

Daß Englands baarer Geldvorrath nicht übergroß ist, beweisen die siebenzehn Millionen um das J. 1777 umgemünzter Guineen, außer welchen wenig Geld noch im Umlaufe blieb, und das Silbergeld wenig betrug.

(Man sehe darüber meine kleine Schrift; John Bull der Jüngere. Hamburg, 1797. in 8.) Diesen Geldvorrath, wozu freilich die ihm gleichgeltenden Noten ihrer Bank, und anderes leicht verkäufliches Papiergeld kamen, hat die Nation in der Vermehrung ihres Nationalreichthums so wirksam gemacht, daß derselbe in's ungeheure gestiegen ist. Der Ort, von denen Veränderungen zu reden, welche die ungeheure Vermehrung der Nationalschulden und die kritische Lage der Bank im Februar 1797 zur Folge gehabt haben mögen, wird sich in dem jetzt folgenden zweiten Abschnitte finden. Zu dieser schweren und von so vielen im falschen Licht betrachteten Sache will ich jetzt gehen.

Des dritten Buchs

Zweiter Abschnitt.

Von dem inländischen Geldumlauf unter dem Einfluß politischer Einrichtungen, insonderheit der Staatsschulden und Auflagen.

§. 31.

Um in einer so schweren Sache, als der Einfluß der Staatsschulden auf den inländischen Geldumlauf ist, einiges Licht zu finden, müssen wir den Regenten eines Staats, oder in Republiken die regierende Versammlung, eine Weile eben so, wie einen einzelnen Privatmann, betrachten, der für die ganze bürgerliche Gesellschaft eine Menge gemeinnütziger Dienste verrichtet, oder andre sie unter seiner Anleitung verrichten läßt; Lohn für diese Dienste für sich und die unter ihm Dienenden nach Billigkeit empfängt, und nach

Billigkeit sein Auskommen haben und seinen Dienern geben muß.

Diesen Lohn seiner Dienste nimmt er von denen, welchen seine Dienste nützlich und nothwendig sind. Es thut nichts zur Sache, daß dies nicht durch freien Vergleich, sondern auf Befehl geschieht. Nur diejenigen können ihm denselben geben, welche selbst ihr Auskommen haben, die freilich nun das, was sie dem Regenten geben, eben sowohl zu ihren Bedürfnissen, wie ihre übrigen Bedürfnisse des Lebens und Wohllebens rechnen müssen.

Wenn der Staat in Ruhe ist, wenn dessen Regenten nicht mehr zu dem Auskommen des Staats rechnen, als dazu gehört, selbst den geziemenden Aufwand, den sie um ihrer Würde willen machen müssen, mit eingerechnet, so wird die Eintheilung bald erfunden, nach welcher diejenigen, die in dem Staat ihr Auskommen haben, dem Regenten und ihren Dienern hinwieder ihr Auskommen reichen. Gehen Fehler darin vor, und wird Einzelnen mehr, als was sie von ihrem Auskommen geben können, abgenommen, so wird nach und nach deren Subsistenz und Existenz unmöglich, und der Regent muß, wenn er noch ferner sein eignes Auskommen haben will, es von denen suchen, die des Auskommens mehr haben, oder diesen, wenn ich so reden darf, seine Dienste zu einem höhern Lohn anrechnen.

§. 32.

Wenn indessen die Sache in einer guten Ordnung ist, so wird es klar, daß eben dadurch eine höchst wirk-

same Triebfeder der Circulation entsteht, die unter Menschen, die die Menge neben einander, aber im Stande der Natur, und, wenn es möglich wäre, im Frieden lebten, nicht Statt finden würde. Der Regent und seine Diener dienen, und ziehen Lohn ihrer Dienste. Es besteht also eine Classe von Menschen in dem Volke, die in jenem Fall nicht existiren könnte, und die in einer nur halb policirten Nation ohne Geld, wie z. B. in Otaheiti, sehr schwach ist. Aber eben diese müssen den Lohn ihrer Dienste zur Bezahlung der Bedürfnisse ihres Lebens und Wohllebens fortdauernd wieder an diejenigen weggeben, welche ihre Arbeit an Producte der Natur und Industrie wenden, die diese eben deswegen nicht bearbeiten können, weil sie mit dem Dienste, den sie dem Staate leisten, nicht bestehen kann.

§. 33.

Unter diesen Dienern der Regenten ist die Classe derienigen am zahlreichsten, welche zur Erhaltung der innern und äußern Ruhe erfodert werden, und ihre Dienste auf alle Seiten und Vorfälle bereit halten müssen. Für dieser ihre physischen Bedürfnisse muß vorzüglich gesorgt werden. Denn sie müssen wenigstens bei vollen Leibeskräften zu dem Dienst erhalten werden, den der Staat von ihnen erwartet, und die Art ihres Dienstes besteht bei den immer zu vermuthenden Unterbrechungen nicht mit der anhaltenden Arbeit der fleissigen Volksklassen. In dem Feudalsystem, welches

fällen aufgespart hat, so lange an dieses Mittel, als er kann. Allein die plötzlichen Vorfälle des Krieges, die gleich zu Anfang desselben nöthige Anspannung aller Kräfte erregt zu geschwinde das Bedürfnis zu großer Geldsummen, als daß man in diesen erhöheten Abgaben Ressource genug finden könnte, wenn man nicht einzelne wenigstens zu sehr erschöpfen will.

Die Regenten der Staaten nehmen also das Geld derer, bei denen es sich über ihr Auskommen anhäuft, und versprechen denen, die es geben, eine jährliche Nutzung in Gelde, das ist, Zinsen, dafür.

Diese Zinsen werden nun freilich von den übrigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft mit eben dem Rechte und in einer übereinstimmenden Weise gehoben, wie der Staat das, was er zu seinem Auskommen braucht, sonst zu heben gewohnt ist.

§. 35.

Auf diese Art entstehen Staatsschulden, von deren Einfluß auf die Circulation, und ob und wie weit sie einen Theil des Nationalreichthums abgeben, ich jetzt etwas sagen muß, da ich glaube, alles vorbereitet zu haben, was nöthig ist, um dieselben aus dem rechten Gesichtspunct zu beurtheilen.

Wer dem Staate eine Summe Geld über dasjenige, was er in einer Gleichförmigkeit mit seinen Mitbürgern zu zahlen hat, zur Bestreitung von dessen plötzlich steigenden Bedürfnissen giebt, gewinnt dadurch ein Anrecht, von demjenigen, was der Regent zur Be-

streitung seiner Bedürfnisse von dem Volke zu fodern berechtigt ist, einen Antheil zu ziehen.

Wenn er eben dieses Geld einem Edelmann auf sein Gut geliehen hätte, so hätte er ein Anrecht bekommen, einen Antheil von demjenigen zu ziehen, was diesem Edelmann der Fleiß seiner Bauren aufbringen muß. Hätte er es einem Kaufmann oder einem Manufakturisten auf persönlichen Credit geliehen, so hätte er ein Anrecht auf einen Theil des Ertrags der Industrie dieser Leute bekommen.

In einem, wie dem andern dieser Fälle hätte er demnach mit diesem Gelde sich ein nutzbares Eigenthum erworben. Es thut nichts zur Sache, ob es ein Privatmann oder der Regent des Staats ist, der ihm dieses Anrecht auf sich für sein Geld gegeben hat.

Die Meinung von dem Werth eines nutzbaren Eigenthums hängt aber noch von etwas mehrerem ab, nemlich von der Freiheit, unser Eigenthum zu veräußern, und den Werth desselben zu andern uns zufällig entstehenden Absichten anzuwenden.

Auch dieses Recht geben die polizirten Staaten ihren Gläubigern eben so gut, als es ein Privatmann geben muß *) Der Gebrauch dieses Rechtes ist aber

*) Nur Frankreich erschwerte unter der Monarchie dieses Recht seinen Gläubigern; indem es in der Verlegenheit, seine Einnahme der Ausgabe gleich zu machen, jede Veränderung des Besitzers der Cronschulden durch Verkauf oder durch Erbschaft auf Seitenlinien mit einer Abgabe von einem Procent beschwerte.

der französischen Colonie Guadaloupe anführen. Diese hatte sich zwar schon vor dem siebenjährigen Kriege durch Vorschub der Franzosen sehr gehoben. Als aber die Engländer sie in dem Jahr 1759 eroberten, und, bei dem damaligen Fortgang ihrer Waffen, die Nation Rechnung darauf machte, sie zu behalten, so ward das englische Geld auf eine ganz andre Weise wirksam, als es das französische bis dahin gewesen war, und Frankreich bekam in dem Frieden 1763 diese Colonie in einem so gebesserten Zustande wieder, daß es wahrer Gewinn für dasselbe war, dieselbe in den Händen seiner Feinde nur volle drei Jahr gesehen zu haben. Jetzt hat es eine eben so angenehme Erfahrung in dem gebesserten Zustande, in welchem es die Insel Grenada findet, nachdem es England nicht volle zwanzig Jahr im Besitz gehabt hat. Dies ist ein beiläufiger Beweis, daß die Zunahme des Nationalreichthums in Frankreich nicht in so lebhaftem Fortgange ist, als in England. Holland hatte bis zu seiner Zerrüttung in den letzten Jahren nicht Auswege genug für das in den Händen seiner Gelderwerber sich immer anhäufende Geld an seinen Colonien. Es hatte den größten Antheil der dänischen Plantagen auf St. Croix und St. Thomas sich durch seine Vorschüsse zu einem sehr nutzbaren Eigenthum gemacht, und zu eben der Zeit war die Concurrenz in dem Ankauf surinamischer Plantagen so groß gewesen, daß, wie Fermin im eilften Cap. seiner Beschreibung dieser Colonie erwähnt, man sie in den Jahren 1767 und 68 dreißig Procent über den Anschlag kaufte.

Spanien hat gewiß an Nationalreichthum, Catalonien ausgenommen, wenig seit einem halben Jahrhundert gewonnen, ungeachtet dessen baarer Geldvorrath blos aus der Ursache sehr zugenommen haben muß, weil Spanien in dieser Zeit theils wenigere, theils kürzere Kriege, die das Geld Spaniens in die Ferne führten, gehabt hat, als im vorigen Jahrhundert. Gebt aber Spanien mehr innere Circulation, so wird, auch wenn sich ausländische nicht mehren oder zu dessen Vortheil ändern sollte, doch eben das erfolgen, was sich in Catalonien zeigt, dessen innere Circulation nicht durch eben die übel verstandene Staatswirthschaft gestört wird, welche das übrige Spanien drückt. (M. s. Bernard D'Ulloa Retablissement du Commerce des manufactures d'Espagne und die Considerations sur les Finances d'Espagne.)

Hier ist noch ein überzeugendes Beispiel. Die Levante gewinnt in ihrem Handel mit den Europäern fortdauernd viel baares Geld, das sich gewiß in diesen Gegenden mehr und mehr anhäufen muß. Aber daß das nutzbare Eigenthum der Einwohner in so vielen Jahren, da der Geldvorrath dieser Völkerschaften durch die Handlung gestiegen ist, wenig oder gar nicht zugenommen habe, wird niemand abläugnen, der sich aus der Geographie und Reisebeschreibungen von dem Zustande derselben unterrichtet hat.

Daß Englands baarer Geldvorrath nicht übergroß ist, beweisen die siebenzehn Millionen um das J. 1777 umgemünzter Guineen, außer welchen wenig Geld noch im Umlaufe blieb, und das Silbergeld wenig betrug.

(Man sehe darüber meine kleine Schrift: John Bull der Jüngere. Hamburg, 1797. in 8.) Diesen Geldvorrath, wozu freilich die ihm gleichgeltenden Noten ihrer Bank, und anderes leicht verkäufliches Papiergeld kamen, hat die Nation in der Vermehrung ihres Nationalreichthums so wirksam gemacht, daß derselbe in's ungeheure gestiegen ist. Der Ort, von denen Veränderungen zu reden, welche die ungeheure Vermehrung der Nationalschulden und die kritische Lage der Bank im Februar 1797 zur Folge gehabt haben mögen, wird sich in dem jetzt folgenden zweiten Abschnitte finden. Zu dieser schweren und von so vielen im falschen Licht betrachteten Sache will ich jetzt gehen.

Des dritten Buchs
Zweiter Abschnitt.
Von dem inländischen Geldumlauf unter dem Einfluß politischer Einrichtungen, insonderheit der Staatsschulden und Auflagen.

§. 31.

Um in einer so schweren Sache, als der Einfluß der Staatsschulden auf den inländischen Geldumlauf ist, einiges Licht zu finden, müssen wir den Regenten eines Staats, oder in Republiken die regierende Versammlung, eine Weile eben so, wie einen einzelnen Privatmann, betrachten, der für die ganze bürgerliche Gesellschaft eine Menge gemeinnütziger Dienste verrichtet, oder andre sie unter seiner Anleitung verrichten läßt; Lohn für diese Dienste für sich und die unter ihm Dienenden nach Billigkeit empfängt, und nach

Billigkeit sein Auskommen haben und seinen Dienern geben muß.

Diesen Lohn seiner Dienste nimmt er von denen, welchen seine Dienste nützlich und nothwendig sind. Es thut nichts zur Sache, daß dies nicht durch freien Vergleich, sondern auf Befehl geschieht. Nur diejenigen können ihm denselben geben, welche selbst ihr Auskommen haben, die freilich nun das, was sie dem Regenten geben, eben sowohl zu ihren Bedürfnissen, wie ihre übrigen Bedürfnisse des Lebens und Wohllebens rechnen müssen.

Wenn der Staat in Ruhe ist, wenn dessen Regenten nicht mehr zu dem Auskommen des Staats rechnen, als dazu gehört, selbst den geziemenden Aufwand, den sie um ihrer Würde willen machen müssen, mit eingerechnet, so wird die Eintheilung bald erfunden, nach welcher diejenigen, die in dem Staat ihr Auskommen haben, dem Regenten und ihren Dienern hinwieder ihr Auskommen reichen. Gehen Fehler darin vor, und wird Einzelnen mehr, als was sie von ihrem Auskommen geben können, abgenommen, so wird nach und nach deren Subsistenz und Existenz unmöglich, und der Regent muß, wenn er noch ferner sein eignes Auskommen haben will, es von denen suchen, die des Auskommens mehr haben, oder diesen, wenn ich so reden darf, seine Dienste zu einem höhern Lohn anrechnen.

§. 32.

Wenn indessen die Sache in einer guten Ordnung ist, so wird es klar, daß eben dadurch eine höchst wirk-

same Triebfeder der Circulation entsteht, die unter Menschen, die die Menge neben einander, aber im Stande der Natur, und, wenn es möglich wäre, im Frieden lebten, nicht Statt finden würde. Der Regent und seine Diener dienen, und ziehen Lohn ihrer Dienste. Es besteht also eine Classe von Menschen in dem Volke, die in jenem Fall nicht existiren könnte, und die in einer nur halb policirten Nation ohne Geld, wie z. B. in Otaheiti, sehr schwach ist. Aber eben diese müssen den Lohn ihrer Dienste zur Bezahlung der Bedürfnisse ihres Lebens und Wohllebens fortdauernd wieder an diejenigen weggeben, welche ihre Arbeit an Producte der Natur und Industrie wenden, die diese eben deswegen nicht bearbeiten können, weil sie mit dem Dienste, den sie dem Staate leisten, nicht bestehen kann.

§. 33.

Unter diesen Dienern der Regenten ist die Classe derienigen am zahlreichsten, welche zur Erhaltung der innern und äußern Ruhe erfodert werden, und ihre Dienste auf alle Zeiten und Vorfälle bereit halten müssen. Für dieser ihre physischen Bedürfnisse muß vorzüglich gesorgt werden. Denn sie müssen wenigstens bei vollen Leibeskräften zu dem Dienst erhalten werden, den der Staat von ihnen erwartet, und die Art ihres Dienstes besteht bei den immer zu vermuthenden Unterbrechungen nicht mit der anhaltenden Arbeit der fleissigen Volksklassen. In dem Feudalsystem, welches

fällen aufgespart hat, so lange an dieses Mittel, als er kann. Allein die plötzlichen Vorfälle des Krieges, die gleich zu Anfang desselben nöthige Anspannung aller Kräfte erregt zu geschwinde das Bedürfnis zu großer Geldsummen, als daß man in diesen erhöheten Abgaben Ressource genug finden könnte, wenn man nicht einzelne wenigstens zu sehr erschöpfen will.

Die Regenten der Staaten nehmen also das Geld derer, bei denen es sich über ihr Auskommen anhäuft, und versprechen denen, die es geben, eine jährliche Nutzung in Gelde, das ist, Zinsen, dafür.

Diese Zinsen werden nun freilich von den übrigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft mit eben dem Rechte und in einer übereinstimmenden Weise gehoben, wie der Staat das, was er zu seinem Auskommen braucht, sonst zu heben gewohnt ist.

§. 35.

Auf diese Art entstehen Staatsschulden, von deren Einfluß auf die Circulation, und ob und wie weit sie einen Theil des Nationalreichthums abgeben, ich jetzt etwas sagen muß, da ich glaube, alles vorbereitet zu haben, was nöthig ist, um dieselben aus dem rechten Gesichtspunct zu beurtheilen.

Wer dem Staate eine Summe Geld über dasjenige, was er in einer Gleichförmigkeit mit seinen Mitbürgern zu zahlen hat, zur Bestreitung von dessen plötzlich steigenden Bedürfnissen giebt, gewinnt dadurch ein Anrecht, von demjenigen, was der Regent zur Be-

streitung seiner Bedürfnisse von dem Volke zu fodern berechtigt ist, einen Antheil zu ziehen.

Wenn er eben dieses Geld einem Edelmann auf sein Gut geliehen hätte, so hätte er ein Anrecht bekommen, einen Antheil von demjenigen zu ziehen, was diesem Edelmann der Fleiß seiner Bauren aufbringen muß. Hätte er es einem Kaufmann oder einem Manufakturisten auf persönlichen Credit geliehen, so hätte er ein Anrecht auf einen Theil des Ertrags der Industrie dieser Leute bekommen.

In einem, wie dem andern dieser Fälle hätte er demnach mit diesem Gelde sich ein nutzbares Eigenthum erworben. Es thut nichts zur Sache, ob es ein Privatmann oder der Regent des Staats ist, der ihm dieses Anrecht auf sich für sein Geld gegeben hat.

Die Meinung von dem Werth eines nutzbaren Eigenthums hängt aber noch von etwas mehrerem ab, nemlich von der Freiheit, unser Eigenthum zu veräußern, und den Werth desselben zu andern uns zufällig entstehenden Absichten anzuwenden.

Auch dieses Recht geben die polizirten Staaten ihren Gläubigern eben so gut, als es ein Privatmann geben muß *) Der Gebrauch dieses Rechtes ist aber

*) Nur Frankreich erschwerte unter der Monarchie dieses Recht seinen Gläubigern, indem es in der Verlegenheit, seine Einnahme der Ausgabe gleich zu machen, jede Veränderung des Besitzers der Cronschulden durch Verkauf oder durch Erbschaft auf Seitenlinien mit einer Abgabe von einem Procent beschwerte.

bei jedem Staat, der seinen Credit zu erhalten weiß, leichter, als bei Schulden, die wir an einem Privatmann zu fodern haben, weil die Meinung von des Staates Credit durch öffentliche Handlungen bestimmter ist, und weniger dabei zu untersuchen vorkömmt, sowohl was die gegenwärtige als die künftige Sicherheit der Nutzung unsers Eigenthums betrifft.

Nun gehört zum Nationalreichthum nicht blos der zur Nutzung gebrachte Boden desselben, sondern alles nutzbare und alles verkäufliche Eigenthum seiner Mitglieder. In beider Absicht gehören also die Staatsschulden zum Nationalreichthum.

Sie mehren die Menge nutzbarer und verkäuflicher Dinge, sie geben ein Auskommen und vermehren das Auskommen derer, die sich durch ihren Vorschuß das Anrecht an einen Theil der Einkünfte des Staats erworben haben, und geben eine neue Gelegenheit, da der in den Händen des Fleissigen und Sparsamen im Volk über deren nothwendiges Auskommen angehäufte Lohn ihrer Arbeit zur Nutzung angewandt werden kann. Sie sind also, allgemein betrachtet, kein Uebel in einem Staate, wo eine ohnehin lebhafte Circulation besteht, in welcher der Lohn der Arbeiten sich bei Einzelnen oft und in Menge anhäuft.

Anmerkung.

Wem es schwer wird, die vortheilhafte Einwirkung der Staatsschulden, wenn sie in gehörigen Grenzen bleiben, auf die innere Circulation zu erkennen, dem getraue ich mich den Beweis selbst an derjenigen Art

Staatsschulden zu machen geben zu können, bei welcher die wenigste Realität zu seyn scheint.

Diese ist, wenn die Staaten von den in ihnen errichteten Zettelbanken deren Noten anleihen, sich dafür zum Schuldner derselben, als wäre der volle Belauf ihnen in baarem Gelde gegeben, machen, und zu Zinsen verpflichten. Dies ist eine sehr alte Art Staatsschulden zu machen. Der Staat von Genua hat schon vor Jahrhunderten fast alle seine Einkünfte seiner St. Georgenbank verpfändet.

Hier fällt der Vortheil weg, den ich §. 34. angegeben habe. In dem gewöhnlichen Wege sind die Staatsschulden das Product einer Circulation, die schon Nutzen geschafft, schon Auskommen unter das Volk verbreitet hatte. Aber hier ist es nicht der angehäufte Geldgewinn der Fleissigen im Volk, den sie in ihrer Anleihe an den Staat zu einem nutzbaren Eigenthum machen; sondern eine dazu autorisirte Gesellschaft, selbst ein Geschöpf des Staats, giebt Papieren eine Form und Werth, in welchen sie statt baaren Geldes gelten, giebt sie dem Staat zum Darlehn, und erschafft sich ein nutzbares Eigenthum aus Papier. Hier scheint also vollends alle Realität zu fehlen. Indessen gelten doch diese Papiere als vollgültige Zeichen des Werths. Als solche verwendet sie der Staat in denen Ausgaben, welche diese Anleihe veranlaßt haben und verbreitet deren vollen Belauf als neues Eigenthum unter seine Unterthanen. Diese haben daran, so lange die Sache nicht übertrieben wird, alles, was sie an dem baaren Gelde hatten, ein Mittel zur Er-

füllung aller Wünsche des Besserseyns, ein Mittel zur Erwerbung neuen und Verbesserung alten nutzbaren Eigenthums. Freilich werden sie nun genöthigt, die Zinsen dieses Kapitals für den Staat zu verdienen, die derselbe der Bank abträgt. Aber eines Theils werden diese unter sie verbreitete papierne Zeichen des Werths sich bei manchem derselben auch so anhäufen, daß sie mit denselben, wie gesagt, neues Einkommen sich erwerben, folglich diese neue Schatzung leichter tragen können. Andern Theils werden die Eigner der Bank diese ihnen vom Staat gezahlten Zinsen wieder verwenden, und das Auskommen ihrer Mitbürger vermehren.

Wenn nun dies alles nicht geschähe, wäre da die bürgerliche Gesellschaft, in der dies vorgeht, besser oder schlechter daran? Ich setze, der Staat habe für eine Million Banknoten von seiner Bank geliehen, und verzinse sie mit 40,000 Thalern an Geld oder Banknoten. Will man sagen, es wäre besser, er hätte es nicht gethan, um nicht seine Unterthanen mit 40,000 Thalern neuer Abgaben belasten zu dürfen, so fiele erstlich aller Verdienst weg, der für so manchen bei Verwendung dieser Million entstanden ist; zweitens alles das nutzbare Eigenthum, was Einzelne durch ihren Antheil an diesem Verdienst sich erworben haben; drittens die ganze Circulation, welche die jährliche Auszahlung und Wiederverwendung der Zinsen dieser Million veranlaßt. Die letzte allein hebt den Nachtheil von der durch diese Zinsen veranlaßten Auflage gewissermaaßen auf. Die ersten beiden sind reine Vor-

theile für die bürgerliche Gesellschaft, und eben so wahre Vortheile, als wenn der Staat eine Million baaren Geldes aus seinem gesammelten Schatze verwendet hätte. Denn nicht darauf kommt es an, daß er Silber verwendet, sondern daß er Arbeit im Volke veranlaßt, und dafür Lohn zahlt, der dem baaren Gelde gleich gilt, und Einzelne in den Stand setzt, ihr nutzbares Eigenthum zu vermehren.

Ich kann dieses Exempel nur in der Form einer Anmerkung hier einschieben, da ich noch gar nicht von Banken und Banknoten geredet habe. Auch will ich dadurch nicht den Misbrauch rechtfertigen, den mancher Staat von seiner Zettelbank macht. Ich sage dies alles unter zwei Voraussetzungen: 1) daß der Staat seiner Lage nach nicht umhin kann, Schulden zu machen; 2) daß er es nicht zu hoch damit treibt, sondern bei den Punct stehen bleibt, wo noch immer die Banknoten den vollen Werth des baaren Geldes behalten.

§. 36.

Doch hier entstehen eine Menge Einwürfe, denen ich theils begegnen, theils das einräumen werde, was diesen hier angegebenen allgemeinen Nutzen der Staatsschulden mindern kann.

1) Staatsschulden sind doch kein so sicheres und festes Eigenthum, als Grundstücke, und verkäufliche und nutzbare Producte der Industrie.

Ich lasse mir diese Einwendung so wichtig seyn, daß ich, um mich mit meinen Lesern desto besser zu verste-

ben, Anlaß daher nehme, drei Theile des nutzbaren Eigenthums oder Nationalreichthums zu machen, welche zu bestimmen, weder Smith noch mir in meiner ersten Ausgabe eingefallen ist.

Der erste ist der natürliche substantielle Nationalreichthum, dessen Gegenstand vor dem ihn verbessernden oder zu einer Nutzung fähig machenden Fleiß der Menschen schon da war, mit diesem Fleisse fortdauert, und nicht zu seyn aufhört, wenn dieser Fleiß nachläßt, oder ganz verschindet. Dieser hat schon einen Werth durch die natürliche Fähigkeit, etwas aus sich hervorzubringen, einen andern Werth durch die Fähigkeit, mehr hervorzubringen, wenn der Fleiß der Menschen ihn bearbeitet, und gewinnt den höchsten Werth, wenn dieser Fleiß dessen Benutzung aufs höchste treibt. Ich rechne dahin allen einer Kultur fähigen Boden, die Gewässer eines Landes, ja selbst die Meere, die es umgeben, Wälder, Gebirge, kurz alles, was die Erdkugel an ihrer Oberfläche hat, das einer Benutzung fähig ist. Ihm gehören alle Producte der an diese Grundstücke unmittelbar gewandten Arbeit an, die noch nicht die Benennung eines Kunstfleisses führet, z. B. die des Ackerbaues in seiner größten Einfachheit, der Fischerei, der Jagd, der Holzfällung zu allerlei Gebrauch, der rohen Metallurgie u. d. gl. Den zweiten Theil verschaffen die Arbeiten des Kunstfleisses aller Art, durch welche jene natürliche Reichthümer in allerlei Formen, Ausbildung und Zusammensetzungen zum Gebrauch und Verbrauch des bürgerlichen Lebens geschickter gemacht werden, als sie aus der Hand der Natur kommen. Wie-

ke von diesen Kunstwerken geben Erwerbmittel in allerlei Geschäften ab, z. B. ein jedes für die See, oder Flußfahrt dienendes Schiff. Die Abnutzung und der gänzliche Verbrauch von beiderlei Producten ist noch nicht als eine Abnahme des Nationalreichthums anzusehen, so lange noch der Fleiß in beiderlei Arbeiten, um diese Producte wieder hervorzubringen, und so lange die produktiven Kräfte des Volks nicht abnehmen.

Beiderlei productive Kräfte können ohne Dazwischenkunft des Geldes wirksam seyn und bleiben, und daher kann ein Volk beiderlei Nationalreichthum besitzen und geniessen. So besaßen ihn die Mexicaner und Peruaner ohne Gebrauch des Geldes. Ihr Boden war ein substantieller Reichthum von so großem Werth, als irgend ein Volk auf der Erde ihn hatte, und ist es noch für dessen jetzige, für den feinen und vervielfältigten Kunstfleiß anderer Völker noch immer zu träge Bewohner. Der Kunstfleiß, so viel jene desselben hatten, gieng in unbelohnten Diensten und Arbeiten unter einer milden Knechtschaft fort, und diese verschafften ihnen, was wir einen Nationalreichthum der zweiten Art nennen können.

Aber das Geld muß zu Hülfe kommen, um den Reichthum einer dritten Art, den ich Producte der Circulation nenne, entstehen zu machen. Nur durch dessen Gebrauch wird die Sammlung eines Vorraths von Zeichen des Werths der Dinge möglich, welche in anderer Hinaussicht als der des eigenen Verbrauchs zu sammeln und zu verwenden, Schwierigkeit und Verlegenheit macht. Der Sammler und der Spa-

rer des Geldes ist niemals verlegen. Wenn gleich er nicht sieht, wie bald er es auf eine ihm Nutzen bringende Weise werde verwenden können, so sieht er doch mit Zufriedenheit auf seinen Geldvorrath, als auf ein Mittel, eine jede Gelegenheit zu einer ihm nützlichen oder angenehmen Verwendung benutzen zu können. Die reizendeste Gelegenheit dazu giebt ihm das Erbieten derer, die vielleicht besser als er verstehen, Geld mit Gelde zu erwerben, ihn mit periodischer Zahlung eines Theils ihres Erwerbs den ihnen erlaubten Gebrauch seines Geldes zu vergelten, das heißt, eine Rente so lange zu zahlen, bis er das Geld von ihnen zurückfodert, oder sie es ihm wieder zahlen, weil es ihnen entbehrlich wird. Doch diese Rente mag für die Benutzung des Geldes selbst als eines Erwerbmittels, oder eines andern Eigenthums, z. B. eines Hauses bezahlt werden, so deutet sie auf einen Kapitalwerth des geliehenen oder des benutzten fremden Eigenthums, zu welchem diese Rente in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt werden muß. So entstehen Kapitalien, von welchen S m i t h so gern und so oft spricht. Es ist eine Frucht der Circulation, daß ein jedes nutzbares Eigenthum zu Kapital gerechnet werden kann, ohne daß jemals dessen Werth in einer Summe baaren Geldes erschiene. A b e r n i c h t d i e s e, s o n d e r n d a r g e l i e h e n e, v o n d e m A n l e i h e r z e r s t r e u e t e, d a n n v e r z i n s e t e u n d g e g e n d i e Z e i t d e r B e z a h l u n g w i e d e r g e s a m m e l t e S u m m e n G e l d e s s i n d e i g e n t l i c h e P r o d u c t e d e r C i r c u l a t i o n. — Wenn nun gleich, wie gesagt, unter Privatpersonen der Grund der Sache

in der Ueberredung liegt, daß der ein Kapital Anleihende Geld mit Geld zu verdienen verstehe, so ist es doch nicht der einzige Grund. Man leihet ohne Bedenken dem, der selbst nie Geld zu erwerben gelernt, aber es in der Macht hat, aus den Früchten fremden Fleisses uns unsere Rente zu zahlen. So leihet man dem Edelmann, den man für einen Verschwender kennt, so lange gern, als man ihm das Vermögen zutraut, durch die Arbeit der ihm frohnenden Bauern die uns versprochenen Renten zu gewinnen, und so lange sieht man auch das ihm geliehene Kapital so gut für ein nutzbares Eigenthum an, als ein anderes, das der fleissigste Landbauer zu seinem Betriebe geliehen hat. Man leihet auch dem auf den Tod eines reichen Erblassers wartenden Erben, in der Hinaussicht, daß er zu seiner Zeit das Kapital und bis dahin die Zinsen werde abtragen können.

Die Regenten der Staaten leihen nicht, um Geld mit Geld zu verdienen, oder nur äußerst selten, sondern um die Bedürfnisse ihrer Verschwendung, doch öfter die aus ihren Kriegen entstandenen Bedürfnisse zu bestreiten. Das weiß jedermann, aber man kennet auch ihre Macht, ihren Unterthanen das Geld abzunehmen, was zur Bezahlung der von ihnen versprochenen Renten erfodert wird. Man traut ihnen den Willen, von dieser Macht Gebrauch zu machen, und den Unterthanen das Vermögen zu, das zu geben, was von ihnen in dieser Absicht verlangt wird. Beide Voraussetzungen können zwar trügen. Aber so lange sie nicht trügen, ist ein jedes den Obern des Staats

dargeliehenes Kapital eben so gut ein nutzbares Eigenthum, als ein dem fleissigsten Güterbesitzer und Landbauer, oder jedem andern betriebsamen Staatsbürger dargeliehenes.

Dieser Einwurf trifft alles nutzbare Eigenthum in einem Volke, das nicht durch eine Verbesserung des Bodens desselben erlangt wird. Alle Anleihen an Privatpersonen, auch selbst auf deren liegende Gründe sind Veränderungen unterworfen, bei denen sie nutzbar und verkäuflich zu werden aufhören können.

§. 37.

2) Was der Staat seinen Gläubigern giebt, muß er andern Mitgliedern des Staats, ja selbst dem Darleihenden, durch neue Auflagen zur Last legen. Was einer gewinnt, wird dem andern genommen. Es ist also ein bloßer Umlauf des Geldes, wie im Spiel und Lotterie, wovon ich schon oben gesagt habe, daß es eine falsche Circulation sey, die, wenn sie einem mehr Auskommen giebt, andern einen Theil ihres Auskommens nimmt.

Dieser Einwurf ist an sich ungegründet, und widerlegte sich lange durch das Beispiel der brittischen Schulden. Die 400 Millionen Pfund Sterling, für welche die Nation ihren Gläubigern die Zinsen bisher noch bezahlt, bringen noch immer denselben so viel Geld in die Hände, daß bis jetzt jedermann begierig geblieben ist, an dem neuen Darlehen Theil zu nehmen, wenn er Geld dazu hatte, ungeachtet er voraussehen konnte, daß dieselben neue Abgaben zur Folge haben

würden, deren Zahlung sein Einkommen nothwendig schmählern müsse. Denn lange wurden diese Abgaben auf Gegenstände eines sehr allgemeinen Verbrauchs gelegt, bei welchen die geldreichen Darleiher annehmen konnten, daß sie nur einen kleinen Theil der beredeten Zinsen würden beitragen müssen. Stiegen dann auch mit einem spätern Darlehn diese Abgaben, so wurden auch höhere Zinsen angeboten, und diese machten auch dann noch das gut, was die Abgaben mehr wegnahmen, als man schon anfieng, die Gegenstände des hohen Wohllebens mehr und mehr zu belasten. Fühlte dann nun das gesammte Volk auch die immerwachsende Last, so verbreitete sich doch auch unter dieses eine dadurch vermehrte Betriebsamkeit, daß nicht allein die reichen Darleiher ihre gemehrten Einkünfte, sondern auch die welche bei Ausspendung der vielen angeliehenen Millionen gewannen, ihren Gewinn größtentheils wieder verwandten, oder, wenn sie denselben zu Kapital sammelten, mehr Geld zu verwenden fähig wurden. Jedermann weiß, daß neben diesem Steigen der Nationalschuld die für die innere Circulation arbeitende Industrie anhaltend fortgewachsen, und zu dem höchsten Schwunge gelanget ist. Freilich scheint alles nun vor dem Punct zu stehen, da der zu stark belastete Bogen brechen muß. Die großen Geldverwender fühlen es zu sehr, daß die Belastung der Gegenstände ihres Wohllebens ihnen zu stark in den Beutel greift. Bleiben sie gleich immer bereit, an den neuen Darlehen Theil zu nehmen, so suchen sie ihre gemehrten Einkünfte mit dem, was ihnen die erhöheten Abgaben entziehen, durch

Ersparung in dem bisherigen Verhältnis zu erhalten, daß ihnen noch immer ein großer Ueberschuß der vermehrten Einkünfte über die vermehrten Abgaben übrig bleibt.

Aber ich werde bei der jetzigen Krise, in welche Großbritanien durch die Uebertreibung seines Schuldenwesens gesetzt ist, noch sehr vieles darüber, insonderheit bei der Materie von Zinsen und Abgaben, zu sagen haben, und kann diesen Ort meines Buchs noch nicht als denjenigen ansehen, wohinein ich das alles schon eintragen könnte, was ich meinem Zweck gemäß darüber nothwendig sagen muß. Laßt uns indessen unsern Blick auf den mehr gewöhnlichen Gang der Dinge zurückwerfen, in welchem die insonderheit durch Kriege veranlaßten Nationalschulden auf den Geldumlauf wirken.

Man sehe dabei zugleich auf die Verwendung dieser Anleihen in der Bezahlung der Bedürfnisse des Staats und dem Lohn der ihm nöthigen Dienste. Hier entsteht Gewinn für viele Tausende, der sonst nicht Statt haben konnte, und sich bei Einzelnen so anhäuft, daß sie neue Auswege für denselben suchen müssen, um sich nutzbares Eigenthum zu verschaffen, und zugleich den Nationalreichthum zu vermehren.

Ich nehme den Fall unglücklicher oder in der Ferne geführter Kriege aus, wobei diese gute Wirkung freilich geschwächt wird. Wenn aber, wie es in der jetzigen Anspannung der Kräfte europäischer Mächte geschieht, der Krieg nur wenig über die Grenzen rückt, oder wenn es oft nur bei bloßen Zurüstungen

bleibt, so hat diese gute Folge für den ungleich größern Theil des im Kriege verwandten Geldes doch noch immer Statt. Der so bald beigelegte einjährige deutsche Krieg des Jahres 1779 ist gewiß nicht nur Deutschland überhaupt, sondern den theilnehmenden Staaten insbesondre, sehr vortheilhaft gewesen, da er so wenig über deren Grenze gerückt ist. Die Kosten dieses Feldzuges liefen für Friedrich den Großen, wenn ich mich recht besinne, auf 10 Millionen Thaler, wovon der größte Theil in Schlesien, ein kleinerer in dem diesmal verbündeten Sachsen, und der kleinste in Böhmen verwendet ward. Doch ganz anders ist es mit dem größten Theil des von Oesterreich und Preussen in dem Revolutions-Kriege verwandten Geldes ergangen.

§. 38.

3) Aber die Staatsschulden mehren die Zeichen des Werths, und haben alle die bösen Folgen, welche die zu starke Anhäufung des Geldes und andrer Zeichen des Werths unmittelbar auf den Preis der Dinge, und mittelbar auf die Industrie des Volkes, hat.

Ich will hier nicht die Antwort aus meinem zweiten Buche nehmen, oder darauf zurückweisen. Ich läugne vielmehr gerade zu, daß Staatspapiere ein bloßes Zeichen des Werths sind. Ich will hier nur einige, die Staatsschulden besonders betreffende Gründe angeben, da ich im ersten Abschnitte des sechsten Buchs allgemeiner und mit bestimmteren Gründen gegen

Pinto und andre auszumachen suchen werde, was für Dinge wahre Zeichen des Werths neben dem Gelde seyn, und welche es nicht seyn.

Zeichen des Werths, Geld, Banknoten und dergleichen, sollen nie eine Nutzung aus sich selbst geben. Sie dienen mir nur dazu, mir Dinge anzuschaffen, die mir eine kürzere oder längere Nutzung geben oder mich sie hoffen lassen. Wenn ich auf hypothekarischen oder Personalcredit tausend Thaler verleihe, so erwerbe ich mir ein Anrecht auf die Nutzung fremden Eigenthums oder fremder Industrie. Dies Anrecht selbst ist valeur, selbst eine Sache von Werth. Das Geld ist als ein Zeichen dieses Werths der von mir erworbenen nutzbaren Sache in die Hände des Anleihenden übergangen.

Nicht anders ist es mit dem Staatspapiere bewandt. Es ist in meiner Hand ein Beweis meines nutzbaren Anrechts an den Staat, selbst eine Sache von Werth, nicht ein Zeichen des Werths andrer Dinge.

Zwar kann ich mit diesem Staatspapiere andres nutzbares Eigenthum kaufen. Aber das kann ich mit jedem nutzbaren Eigenthum. Das Staatspapier ist alsdenn kein Zeichen des Werths von der gekauften Sache, sondern eine Sache von Werth für eine andre hingegeben, deren gleichen Werth das Geld als ein gemeinschaftlicher Maasstab mit Herbeiziehung aller zur Sache gehörenden Gründe bestimmt. Wenn ich z. E. in Hamburg ein Haus, das 600 Mark jährliche Miethe bringt, mit einem Kammerbrief von 10,000 Mark, der nur 300 Mark Zinsen trägt, bezahle, so ist nicht der Kammerbrief das Zeichen von dem Werth des Hauses, son-

dern mir und dem Verkäufer sind Ueberlegungen entstanden, nach welchen wir das Mark zehntausendmal genommen zur Ausgleichung des Werths, er von einem Anrechte auf den Staat von einer halb so großen aber sicherern Zinse, und ich von einem Grundstücke von doppelt so hohem aber minder sicherem Ertrage anwenden.

Wenn nun gleich eben diese Staatspapiere durch zufällige Umstände ihren Werth verändern, und Schaden oder Vortheil für mich entstehen machen können, so zeigt eben dieses, daß sie keine bloße Zeichen, kein eigentlicher Maasstab des Werths sind, da sie ihren Werth verändern, wenn der Zahlwerth des Geldes, so lange dessen Gehalt eben derselbe bleibt, zu eben der Zeit sich nicht verändert. So verlohren z. E. die sächsischen Steuerscheine in den Jahren 1757 bis 63 fast allen Werth, weil sie alle Nutzung verlohren, und den geringen Preis, den sie hatten, erhielt blos die Hoffnung künftiger Nutzung. Zu gleicher Zeit war Deutschland, und insonderheit Sachsen, mit schlechtem Gelde überschwemmt, das aber immer noch seinen innern Gehalt galt, und dessen Werth sich aus ganz andern Gründen, als der Werth jener Steuerscheine, bestimmte.

Macht der Staat seine Anleihe in baarem Gelde, so wird des Geldes nicht mehr dadurch. Die Darleiher geben nur das Geld her, was schon vorhanden war, und sich in ihren Händen angehäuft hatte. Sie mögen nicht, und dürfen nicht neues Geld münzen, um es dem Staate zu leihen. Werden zum Darlehn

Pinto und andre auszumachen suchen werde, was für Dinge wahre Zeichen des Werths neben dem Gelde seyn, und welche es nicht seyn.

Zeichen des Werths, Geld, Banknoten und dergleichen, sollen nie eine Nutzung aus sich selbst geben. Sie dienen mir nur dazu, mir Dinge anzuschaffen, die mir eine kürzere oder längere Nutzung geben oder mich sie hoffen lassen. Wenn ich auf hypothekarischen oder Personalcredit tausend Thaler verleihe, so erwerbe ich mir ein Anrecht auf die Nutzung fremden Eigenthums oder fremder Industrie. Dies Anrecht selbst ist valeur, selbst eine Sache von Werth. Das Geld ist als ein Zeichen dieses Werths der von mir erworbenen nutzbaren Sache in die Hände des Anleihenden übergangen.

Nicht anders ist es mit dem Staatspapiere bewandt. Es ist in meiner Hand ein Beweis meines nutzbaren Anrechts an den Staat, selbst eine Sache von Werth, nicht ein Zeichen des Werths andrer Dinge.

Zwar kann ich mit diesem Staatspapiere andres nutzbares Eigenthum kaufen. Aber das kann ich mit jedem nutzbaren Eigenthum. Das Staatspapier ist alsdenn kein Zeichen des Werths von der gekauften Sache, sondern eine Sache von Werth für eine andre hingegeben, deren gleichen Werth das Geld als ein gemeinschaftlicher Maasstab mit Herbeiziehung aller zur Sache gehörenden Gründe bestimmt. Wenn ich z. E. in Hamburg ein Haus, das 600 Mark jährliche Miethe bringt, mit einem Kammerbrief von 10,000 Mark, der nur 300 Mark Zinsen trägt, bezahle, so ist nicht der Kammerbrief das Zeichen von dem Werth des Hauses, son-

dern mir und dem Verkäufer sind Ueberlegungen entstanden, nach welchen mir das Mark zehntausendmal genommen zur Ausgleichung des Werths, er von einem Anrechte auf den Staat von einer halb so großen aber sicherern Zinse, und ich von einem Grundstücke von doppelt so hohem aber minder sicherem Ertrage anwenden.

Wenn nun gleich eben diese Staatspapiere durch zufällige Umstände ihren Werth verändern, und Schaden oder Vortheil für mich entstehen machen können, so zeigt eben dieses, daß sie keine bloße Zeichen, kein eigentlicher Maasstab des Werths sind, da sie ihren Werth verändern, wenn der Zahlwerth des Geldes, so lange dessen Gehalt eben derselbe bleibt, zu eben der Zeit sich nicht verändert. So verlohren z. E. die sächsischen Steuerscheine in den Jahren 1757 bis 63 fast allen Werth, weil sie alle Nutzung verlohren, und den geringen Preis, den sie hatten, erhielt blos die Hoffnung künftiger Nutzung. Zu gleicher Zeit war Deutschland, und insonderheit Sachsen, mit schlechtem Gelde überschwemmt, das aber immer noch seinen innern Gehalt galt, und dessen Werth sich aus ganz andern Gründen, als der Werth jener Steuerscheine, bestimmte.

Macht der Staat seine Anleihe in baarem Gelde, so wird des Geldes nicht mehr dadurch. Die Darleiher geben nur das Geld her, was schon vorhanden war, und sich in ihren Händen angehäuft hatte. Sie mögen nicht, und dürfen nicht neues Geld münzen, um es dem Staate zu leihen. Werden zum Darlehn

schon vorhandenes Papiergeld, insonderheit Banknoten angewandt, so entstehen eben so wenig neue Zeichen des Werths. Nur dann, wann der Staat seine Bank misbraucht, und durch sie neue Banknoten erschaffen und sich leihen läßt, ist es wahr, daß die Zeichen des Werths vermehrt werden. Aber dieß ist ein Fall, an welchen wir noch nicht bei der einfachen Frage denken dürfen: Werden durch die Anleihen des Staats die Zeichen des Werths vermehrt, da bei andern Anleihen unter Privatpersonen niemanden diese Frage einfallen wird.

§. 39.

4) Aber wenn die Staatspapiere bezahlt werden, so hört das Anrecht auf, das die Besitzer hatten, aus den Zinsen, die der Staat gab, ihr Auskommen zu nehmen, und das nutzbare dadurch erworbene Eigenthum verschwindet demnach. Ist nicht dieses ein Beweis, daß Staatsschulden im geringsten nicht ein solider Theil des Nationalreichthums sind?

Wenn ich einen Mann auf hypothekarischen oder Personalcredit tausend Thaler geliehen habe, und er sich durch seinen Fleiß so weit hilft, daß er mir dieselben aufkündigen kann und wirklich bezahlt, so verschwindet ein Theil meines nutzbaren Eigenthums. Das Zeichen von dessen Werth habe ich wieder, aber hat mir nicht mein Gläubiger eben damit das Mittel wieder gegeben, mir neues nutzbares Eigenthum wieder zu verschaffen? Werde ich nicht nun allenfalls genöthigt werden, nutzbares Eigenthum aus etwas zu machen, das es vorhin nicht

war, und folglich den Nationalreichthum auf andre Weise zu vermehren?

Eben so ist es mit den Staatspapieren bewandt. Der Staat hatte das Geld verwandt, und Tausende in den Stand gesetzt, nutzbares Eigenthum von dem ihnen zufliessenden Gewinn zu erwerben. Er giebt es wieder. Das nutzbare Eigenthum seiner Gläubiger hört auf. Aber er hat ihnen das Mittel wieder gegeben, andres nutzbares Eigenthum sich zu erwerben. Sie werden alle mögliche Wege dazu suchen, und wenn der Grund und Boden des Staats nicht mehr Raum oder nicht mehr Grundstücke oder Cultur hat, so werden sie die liegenden Gründe höher kaufen, und den Zahlwerth des schon vorhandenen Nationalreichthums steigen machen. Doch damit steigt nicht dessen wahrer Betrag. Eine vortheilhaftere Folge wird seyn, wenn sie genöthiget sind, williger und wohlfeiler ihr Geld auf Personalcredit zur Beförderung der Industrie wegzugeben. Alsdann wird der fleissige Theil der Nation besser als vorhin im Stande seyn, die Menge nutzbarer und verkäuflicher Dinge, folglich den Nationalreichthum, zu vermehren. Eine Folge, die nicht Statt gehabt haben mögte, wenn nicht das Geld diesen zweimaligen Gang, erst in die Hände des Staats, dann in die Hände des Privatmanns, genommen hätte.

Dies beweist die Erfahrung in allen Staaten, die das seltene Beispiel der Abbezahlung ihrer Schulden gegeben haben. Ehe es dazu kömmt, und noch mehr, wenn der Staat den Anfang des Abbezahlens macht, ist der Credit desselben aufs höchste gestiegen. Jeder

mögte gern den Schuldner behalten, der nicht mehr leihet, sondern vielmehr zu bezahlen anfängt. Es ist also anfangs mancher misvergnügt, in der Besorgnis, sein Geld nicht gut anbringen zu können, oder mit niedrigen Zinsen vorlieb nehmen zu müssen. Als die sächsischen Steuerscheine nach dem siebenjährigen Kriege von 4 auf 3 Procent Zinsen herabgesetzt wurden, waren sie freilich eine Zeitlang nur für zwei Drittheil ihres Werths verkäuflich, weil die Zinsen überhaupt in dem Lande noch auf 5 P. C. standen. Als diese auf 4 P. C. fielen, gab man eine Zeitlang nur drei Viertheil ihres Werths. Aber sie stiegen auf 90 P. C., jemehr der Steuerscheine in der Ordnung abbezahlt wurden, und je weiter die Zinsen auch unter Privatleuten sanken. Um diese Zeit schrieb mir ein sehr reicher Einwohner Sachsens: Hoffen und erwarten sie nicht, daß die Zinsen von sicher untergebrachten Kapitalien wieder steigen werden? Unser einer kann jezt nichts anders thun, als Güter kaufen. Ich antwortete ihm, daß ich ihm keine Hoffnung dazu machen könnte, aber selbst wünschte in seiner Verlegenheit zu seyn. Dieser mein Freund hat sich auch bis an sein seel. Ende in dieser Verlegenheit immer zu helfen gewußt, und ich erfuhr von Zeit zu Zeit, daß er ein neues großes Gut angekauft hätte. So wie dann einer seinem vom Staate aufgekündigten Gelde entgegen sieht, hat er Zeit, über dessen neue Unterbringung einen Entschluß zu fassen, mit dessen Ausführung er zufrieden seyn kann. Da heißt es dann zwar: es ist zu viel Geld unter den Leuten. Aber es ist doch im-

mer besser, als wenn es von den entstehenden Staatsschulden oft hieß: es ist kein Geld unter den Leuten, und die Wucherer freies Spiel mit denjenigen hatten, welche durchaus für ihren Betrieb und Industrie fremden Geldes bedurften. Aber würde es auch zu einer so vortheilhaften Veränderung jemals gekommen seyn, wenn der Staat gar keine Schulden gemacht, und wenn er nicht den reichen Geldverwerbern im Volk den Reiz und Anlaß gegeben hätte, sich ein nutzbares Eigenthum, wenn gleich nur für eine Zeitlang, zu erwerben, und Summen Geldes zu einem Kapital zu machen, welches sich sonst in ihren Händen nicht angehäuft haben mögte? Freilich muß dabei auf den Zustand des Volks gesehen werden, ob in demselben die Industrie groß und mannigfaltig genug ist, daß die vom Staat zurückbezahlten Kapitalien mit hinlänglicher Sicherheit untergebracht werden können. Das ist insonderheit da nöthig, wo die Gesetze gebieten, daß die Kapitalien der Unmündigen, oder die, welche milden Stiftungen angehören, in Staatsschulden sollen angelegt werden, oder allenfalls in Hypotheken von der äussersten Sicherheit.

§. 40.

5.) Aber, wo keine Staatsschulden neben einer sonst lebhaften Circulation sind, da wird der geschäftige Bürger sein Uebergespartes geschwinder verwenden, und folglich früher wieder in die Circulation bringen, als wenn er erst für den Staat seine Anleihe sammlet, und dieser sie dann wieder in seinen Bedürfnissen ver-

wendet. Oder er wird das, was jetzt als die Folge wieder bezahlter Staatsschulden angemerkt ist, ohne diesen Umschweif thun, und auf persönlichen Credit an die Fleissigen leihen.

Beides ist nichts weniger als zuverlässig. Er wird theils nicht darauf arbeiten, diesen Ueberschuß zu verdienen, theils nicht geneigter seyn, es zu verwenden, blos um es zu verwenden. Er wird theils nicht geneigt, theils sorgfältiger in Untersuchung der Gründe des bei ihm verlangten Personalcredits seyn, wenn es darauf ankömmt, ein langsam erspartes Kapital zu verleihen, als er es ist, wenn ihm dieses schon Jahre lang Nutzung getragen hat, und dann auf einmal wieder in seine Hände kömmt, da er denn die Last eines unnutzbaren Reichthums plötzlich bei dem Verlust der ihm nun abgehenden Einkünfte fühlt.

Anmerkung.

In dem Canton Zürich, der meines Wissens keine Staatsschulden hat, [illegible]eht das dem Personalcredit sehr nützliche Verbot, gar kein Geld außer Landes bei Strafe der Confiscation zu verleihen. In Holland, wo dies Verbot nicht Statt haben kann, folglich ein jeder Kapitalist noch immer entfernte Auswege für sein Geld suchen darf, hält es sehr schwer, auf persönlichen Credit Geld zu bekommen, ungeachtet der Staat in dem dreissigjährigen Frieden, dessen er bisher genossen, seine Schulden, wo nicht gutentheils abbezahlt, doch gewiß nicht vermehrt hat, so daß der geldreiche Einwohner alle mögliche Aus-

wege für sein Geld außer Landes zu suchen gewohnt ist.

§. 41.

6) Wenn eine Nation der Staatspapiere gar viele hat; wenn es wahr ist, daß der Nationalreichthum dadurch einen wirklichen Zuwachs erhält, und durch die Anhäufung der daraus gehobenen Einkünfte fortdauernd anwächst, wo wird das Ende der Sache seyn? Was wird erfolgen, wenn nun diese Staatsschulden abbezahlt werden, und dieser Theil des Nationalreichthums nach und nach wieder Geld in den Händen der Bürger wird?

Zu einer Antwort hierauf ist schon vieles in dem Vorigen gesagt. Die nützliche Folge wird immer die schon erwähnte seyn, daß der Bürger so viel aufmerksamer auf alle Gelegenheiten seyn wird, zu einem nutzbaren Eigenthum zu machen, was bis dahin noch keines war, und also den Nationalreichthum des Staats auf die gründlichste Weise zu vermehren. Eine andre wird die Heruntersetzung der Zinsen zum Vortheil der Industrie seyn. Eine dritte das Steigen des Werths aller liegenden Gründe. Dieses ist freilich kein wahrer Vortheil für den Staat, doch kann der zufällige Vortheil gar wohl daraus entstehen, daß diejenigen, die nun zu dem erhöheten Preise ihre liegenden Gründe verkaufen, desto mehr Vermögen bekommen, in andern nützlichen Beschäftigungen mehr zum Nutzen des Staats beizutragen, als sie vorhin konnten.

Wir haben ein Exempel einer plötzlichen Bezahlung

grosser Staatsschulden an Frankreich, als nach des Law damals noch ungestörtem Entwurf die Bank der einzige Gläubiger des Hofes ward, und 2000 Millionen Livres alter Währung auf einmal unter die ganze Nation bezahlte. Zwar gab sie nur Banknoten, aber es war, so lange des Law Bank in guter Ordnung blieb, ein eben so brauchbares Zeichen des Werths dieser Schulden, als wenn die Lüge, wodurch nachher die Nation betrog, wahr gewesen wäre, und Missisippi die 2000 Millionen wirklich auf einmal in baarem Silber geliefert hätte. Die Folgen davon waren gerade die eben erwähnten. Die Zinsen fielen auf zwei Procent, wie sie Frankreich nie weder vor noch nachher gehabt hat, und schwerlich jemals wieder haben wird. Die Industrie gieng in vollem Fluge durchs ganze Reich, und die liegenden Gründe stiegen. An Klagen einzelner über ihr durch die geminderten Zinsen geschwächtes Auskommen und die Schwierigkeit, ihre Kapitalien sicher unter zu bringen, mag es nicht gefehlt haben, aber fürs Ganze stand alles besser, wie vorhin.*). Dies war das einzige Beispiel einer grossen Staatsschuld, die durch ein der Nation damals neues Equivalent bezahlt wurde, welches dieselbe wenigstens eine Zeit lang für vollgültig ansah. Freilich lief es damit sehr übel ab, als der Hof die Bank des Law durch sein seltsames Spielen damit zu Grunde richtete, und deren Papiere allen Werth verloren, bis

*) Ich werde unten in dem vierten Abschnitt des sechsten Buchs noch etwas mehr von dieser Sache sagen.

nach dem Tode des Regenten durch die Commission, le Visco genannt, alles wieder in eine Ordnung gebracht ward, mit welcher die Nation zufrieden seyn konnte. Ein zweites Beispiel von der gänzlichen Vernichtung einer Nationalschuld durch ein papiernes Equivalent, das endlich allen Werth verlohr, hat eben dieses Volk sich nach der Revolution von seinen Machthabern müssen gefallen lassen, und nicht nur es selbst, sondern auch alle Ausländer, welche bis dahin ein nutzbares Eigenthum an den unter Autorität der Monarchen ausgestellten Staatspapieren zu besitzen glaubten. Hier ist noch nicht der Ort für mich, von den Assignaten, und den in deren Stelle geschobenen spädern Papieren zu reden. Aber für eine äußerst wichtige Bemerkung wird man folgende nehmen, die ich jedoch schon in meinen Welthändeln der neuesten Ausgabe gemacht habe: Als im Anfange der Revolution noch keine solche politische Zerrüttungen befürchtet wurden, als späterhin aus derselben entstanden sind, besorgte man doch schon in und außer Frankreich, daß eine Zerrüttung in dessen Geldwesen nicht mögte abzuwenden seyn. Wie manchen habe ich damals sprechen hören: welch ein Unglück für das gesammte Europa, wenn Frankreich Banquerot machen, und die Zinsen oder das Kapital seiner Nationalschulden oder beides zu bezahlen, aufhören sollte. Eben dies fürchtete man auch in der Nation selbst so sehr, daß einer der ersten Beschlüsse der Nationalversammlung dieser war, daß das bloße Wort: Banquerot, aussprechen eine Infamie seyn sollte. Und was ist

dennoch geschehen? Ohne das Wort Banquerot hören zu lassen, ist die Sache nun schon fünfmal erfolgt, welches ich jetzt nicht auseinander setzen will, und ein morscher Rest aller alten und neuen Schulden Frankreichs ist jetzt nur noch in den sogenannten Inscriptionen übrig. So sind wenigstens mehr als acht Milliarden Lv. an nutzbaren Eigenthum bis jetzt vernichtet. Ob und wenn sie aus dem Staube wieder werden erweckt werden, mag hier unentschieden bleiben. Aber so, wie es jetzt steht, ist daraus allein kein so großes Unglück entstanden. Wenigstens ist es die unerheblichste von allen denjenigen Folgen, welche die Revolution nach sich gezogen hat.

§. 42.

Indessen gestehe ich gerne, daß eine Nation, die ohne Staatsschulden ihren Nationalreichthum fortdauernd anhäuft, bis alles, was nutzbares Eigenthum werden kann, dazu gemacht ist, eines sicherern Wohlstandes genießt, als wenn sie große Staatsschulden zu ihrem Nationalreichthum rechnen muß. Wehe auch dem Lande, dessen Fürst durch einen Aufwand, dessen Bedürfnisse nicht von seinen Unterthanen herbeigeschafft werden, sich in große Schulden setzt, und, um diese nachher zu bezahlen, die Mittel aus der Arbeit seiner Unterthanen zu erzwingen sucht! Da ist nichts von der ersten Arbeit geschehen, durch welche sich das Geld, welches der Fürst schuldig ward, hätte im Lande vertheilen können, und nun soll durch eine zweite Arbeit eben dies Geld von dem Unterthan erworben, aber

den Fürsten ohne alle Hoffnung hingegeben werden, es ihm wieder durch neue Arbeit abzugewinnen. Hier sehen wir die schädlichste Folge solcher Staats- oder vielmehr Fürstenschulden, unter welcher jetzt mehr als Ein kleiner Staat in unserm Deutschland seufzet, dessen wild verschwendende Fürsten vor Jahren einen Aufwand machten, wovon dem Lande wenig oder gar nichts zu Gute kam, und der wenig oder gar nichts zur Vermehrung des innern Wohlstands und des Nationalreichthums beitrug, deren verständigere Nachfolger nun sich zwar dieser Last zu entledigen, aber die Mittel dazu aus einer Quelle zu schöpfen suchen, die zwar viel geben kann, wenn viel in sie eingeflossen ist, aber nicht geben kann, wenn nichts in sie eingeflossen ist, nicht lange geben kann, wenn das aus ihr Genommene in andre, nimmer wieder in sie zurückleitende Abwege geleitet wird.

Das behaupte ich indessen standhaft, daß Staatsschulden den anwachsenden Wohlstand einer grossen Nation, die aus dem in den Händen der Fleißigen im Volk sich sammelnden Geldverdienst selbst die von ihren Regenten verlangten Summen, wo nicht ganz, doch größtentheils, herbeischaffen kann, und selbst ihre eigne Gläubigerin wird, mächtig befördern, eine starke Triebfeder des Geldumlaufs sind, und nicht nur selbst den Nationalreichthum vermehren, sondern auch dem Bürger ein Mittel werden, mehr nutzbares Eigenthum zu machen, als sonst dazu gemacht werden würde. Wie das alles innerhalb gewisser Grenzen Statt habe, hat sich an dem Beispiel Englands so

dennoch geschehen? Ohne das Wort Banquerot hören zu lassen, ist die Sache nun schon fünfmal erfolgt, welches ich jetzt nicht auseinander setzen will, und ein morscher Rest aller alten und neuen Schulden Frankreichs ist jetzt nur noch in den sogenannten Inscriptionen übrig. So sind wenigstens mehr als acht Milliarden Lv. an nutzbaren Eigenthum bis jetzt vernichtet. Ob und wenn sie aus dem Staube wieder werden erweckt werden, mag hier unentschieden bleiben. Aber so, wie es jetzt steht, ist daraus allein kein so großes Unglück entstanden. Wenigstens ist es die unerheblichste von allen denjenigen Folgen, welche die Revolution nach sich gezogen hat.

§. 42.

Indessen gestehe ich gerne, daß eine Nation, die ohne Staatsschulden ihren Nationalreichthum fortdauernd anhäuft, bis alles, was nutzbares Eigenthum werden kann, dazu gemacht ist, eines sicherern Wohlstandes genießt, als wenn sie große Staatsschulden zu ihrem Nationalreichthum rechnen muß. Wehe auch dem Lande, dessen Fürst durch einen Aufwand, dessen Bedürfnisse nicht von seinen Unterthanen herbeigeschafft werden, sich in große Schulden setzt, und, um diese nachher zu bezahlen, die Mittel aus der Arbeit seiner Unterthanen zu erzwingen sucht! Da ist nichts von der ersten Arbeit geschehen, durch welche sich das Geld, welches der Fürst schuldig ward, hätte im Lande vertheilen können, und nun soll durch eine zweite Arbeit eben dies Geld von dem Unterthan erworben, aber

den Fürsten ohne alle Hoffnung hingegeben werden, es ihm wieder durch neue Arbeit abzugewinnen. Hier sehen wir die schädlichste Folge solcher Staats- oder vielmehr Fürstenschulden, unter welcher jetzt mehr als Ein kleiner Staat in unserm Deutschland seufzet, dessen wild verschwendende Fürsten vor Jahren einen Aufwand machten, wovon dem Lande wenig oder gar nichts zu Gute kam, und der wenig oder gar nichts zur Vermehrung des innern Wohlstands und des Nationalreichthums beitrug, deren verständigere Nachfolger nun sich zwar dieser Last zu entledigen, aber die Mittel dazu aus einer Quelle zu schöpfen suchen, die zwar viel geben kann, wenn viel in sie eingeflossen ist, aber nicht geben kann, wenn nichts in sie eingeflossen ist, nicht lange geben kann, wenn das aus ihr Genommene in andre, nimmer wieder in sie zurückleitenden Abwege geleitet wird.

Das behaupte ich indessen standhaft, daß Staatsschulden den anwachsenden Wohlstand einer großen Nation, die aus dem in den Händen der Fleißigen im Volk sich sammelnden Geldverdienst selbst die von ihren Regenten verlangten Summen, wo nicht ganz, doch größtentheils, herbeischaffen kann, und selbst ihre eigne Gläubigerin wird, mächtig befördern, eine starke Triebfeder des Geldumlaufs sind, und nicht nur selbst den Nationalreichthum vermehren, sondern auch dem Bürger ein Mittel werden, mehr nutzbares Eigenthum zu machen, als sonst dazu gemacht werden würde. Wie das alles innerhalb gewisser Grenzen Statt habe, hat sich an dem Beispiel Englands so

lange gezeigt, bis in dem gegenwärtigen und dem vorigen Kriege die Sache übertrieben ward. Die 140 Millionen Pf. Sterl., von welchen die Nation am Ende des siebenjährigen Krieges gedrückt verblieb, waren noch immer als ein solides nutzbares Eigenthum, und als ein Theil des Nationalreichthums anzusehen, weil deren Industrie und Handel, erhöhet durch den glücklichen Erfolg dieses Krieges, die zu den Zinsen dieser Schuld erfoderliche Summe jährlich mit eben der Gewißheit aufbringen konnte, als mit welcher ein jedes fruchtbares und gut angebauetes Grundstück die Zinsen für den Privatmann aufbrachte, der sein Kapital darauf geliehen hatte. So lange waren noch diese eine reichhaltige Quelle. Aber man hätte sie nie für unerschöpflich halten sollen. Indessen misbrauchte man sie schon in dem nordamerikanischen Kriege, und machte die Staatsschuld auf 240 Millionen steigen, die noch immer von allen, die ihr Geld in dieselbe gaben, als ein ihrem übrigen Vermögen an Sicherheit gleiches Eigenthum angesehen wurde, weil noch immer aus eben derselben Quelle geschöpft werden konnte, wenn gleich sie bereits zu versiegen drohete. Nun aber hatte Pitt vollends Unrecht, wenn er die noch nicht ganz erschöpfte Quelle für unerschöpflich hielt, und je größere Schwierigkeiten seinen Finanzplanen sich entgegen setzten, je öfter sich ein Deficit in den neuerschaffenen Einkünften zeigte, deren manche er auch ganz wieder aufgeben mußte, desto lauter er die Unerschöpflichkeit der britischen Resourcen bis ins Jahr 1796 zu rühmen fortfuhr. Doch ich breche

von diesem nun endlich mehr und mehr verschwindenden Wahne zu reden hier ab, um in dem Abschnitt des 6ten Buchs von den Abgaben einleuchtender davon reden zu können, zumal da man noch manches neue Ereigniß in dieser Sache erwarten kann, bevor ich in meiner jetzigen Nacharbeit bis dahin gelange.

§. 43.

Dies gilt zum Theil auch von solchen öffentlichen oder gemeinen Schulden, welche nicht Schulden der Regenten oder des ganzen Staats sind. Schulden solcher Gemeinen, welche die zu bezahlenden Zinsen durch Abgaben, die der Fleiß der Mitglieder erschwingen muß, heben, sind eben so, wie Schulden des ganzen Staats anzusehen, und ein Zuwachs des nutzbaren Eigenthums, so lange deren Zinsen richtig bezahlt werden. Aber solche Schulden, deren Hypothek liegende Gründe sind, müssen, auch wenn der solidarische Credit einer ganzen Gemeine sie versichert, anders angesehen werden. Dergleichen sind z. B. die in Schlesien, und gewissermaaßen in der Mark, nach dem Entwurf des Königl. preussischen Großkanzlers Herrn v. Karmer eingeführten Pfandbriefe oder durch den ganzen Adel versicherte Schuldverschreibung auf Landgüter.

Diese sind darin von den Staatsschulden unterschieden, daß sie nur einen Theil des schon wirklich vorhandenen soliden Nationalreichthums, nehmlich seiner urbaren liegenden Gründe, darstellen, wenn die Staatspapiere einen ganz neuen Nationalreichthum machen, welcher durch nichts dargestellt wird, als durch das

Recht, das der Staat hat, die Zinsen dieser Schulden als eine Abgabe dem Unterthan aufzulegen. Man kann also nicht sagen, daß sie das nutzbare Eigenthum unmittelbar vermehren, so wenig, als es sich von einer jeden Privatschuld rühmen läßt. Wenn ein Edelmann ein unverschuldetes Gut hat, so ist es ein für ihn allein nutzbares Eigenthum und ein Theil des Nationalreichthums. Wenn er zehn tausend Thaler darauf leihet, so entsteht nichts neues, das den Nationalreichthum vermehrte. Die zehn tausend Thaler waren schon vorher eben so gut da, als das Landgut. Nur ein Theil des Ertrages, der bis dahin ganz dem Eigner zustand, wird dem Darleihenden zu Theil. Ob der Eigner das Geld auf seinen Privat- oder den solidarischen Credit der Gemeine bekommen hat, verändert in der Sache nichts. Aber die Erleichterung des Credits des Privatmannes durch den solidarischen Credit der Gemeine hat nachstehende Folgen auf das nutzbare Eigenthum.

1) Der Gutsbesitzer kann nun mit mehrerer Ruhe fremdes Geld nutzen, um sein nutzbares Eigenthum zu bessern. Wenn er nicht sicher vor plötzlichen Aufkündigungen ist, so kann er das fremde Geld nicht mit Sicherheit zu solchen Verbesserungen anwenden, von denen der Vortheil erst nach Jahren entsteht. Von dieser Art sind die meisten Verbesserungen an Landgütern. Er muß vielmehr immer auf den Fall hinaus sehen, daß ihm das Darlehn wieder zu einer Zeit abgefodert werde, da er nicht Rath schaffen kann, und kann es nur auf solche Aussichten verwenden, wobei er hoffen

kann, Geld wieder einzuziehen, wenn sein Gläubiger es verlangt. Nun aber hört diese Furcht und Verlegenheit auf, und der kluge Güterbesitzer wird nicht etwan aus Noth Geld borgen, sondern aus Ueberlegung fremdes Geld benutzen dürfen, um sein Eigenthum zu verbessern, und den Nationalreichthum zu vermehren.

2) Eben dadurch wird der Werth der liegenden Gründe vor denjenigen Schwankungen gesichert, deren ich oben erwähnt habe, und welche äußerst schädliche Wirkungen auf den Nationalreichthum haben. Selbst die Wirkung von Landplagen, welche sonst den Werth dieses so vorzüglichen Theils des Nationalreichthums so gewaltsam herunter setzen, und fast verschwinden machen, werden dadurch wo nicht ganz gehoben, doch so lange geschwächt, als diese Landplagen nicht die ganze Gemeine in gleichem Maaße betreffen. Dieser Umstand ist so wichtig, daß zu wünschen wäre, man könnte auch für andre Theile des Nationalreichthums ähnliche Verfügungen treffen, um diese so nachtheiligen Schwankungen in dem Werth derselben zu verhindern. Doch sind die für ganze Landschaften errichteten Credit- und Brandkassen als solche Institute anzusehen. Vorzüglich aber können als solche zwei in Hamburg errichtete freiwillige Institute dafür angesehen werden. Das erste ist die im J. 1783 zu Stande gebrachte Creditcasse für die Grundstücke in der Stadt und deren Gebiet. Das 2te ist die im Jahr 1795 entstandene große Association zur Versicherung beweglicher Güter, und des nicht von der schon bestehenden Brandkasse versicherten Theils der

Gebäude wider Feuersgefahr, welche jetzt für einen sehr mäßigen Beitrag das Eigenthum von 80 Millionen Mark Banko ihren Interessenden versichert. Man kann davon ein mehreres in meiner Geschichte der Handlung Hamburgs nachlesen. Doch gehören Brandassociationen eigentlich nicht hieher. Durch sie entsteht kein neues nutzbares Eigenthum, sondern das schon vorhandene wird nur gegen Vorfälle gesichert, die ihm Zerstörung drohen. Eben das gilt von andern Assecuranzen und Associationen für dieselben. Durch Creditcassen aber wird deren Werth in einem möglichst kleinen Bestande erhalten.

3) Je leichter unser nutzbares Eigenthum verkäuflich ist, desto fester und bestätigter ist der Werth desselben. Dergleichen Schuldbriefe, die durch solidarische Bürgschaft ihre Sicherheit bekommen, werden eben dadurch leichter verkäuflich, und es kömmt dahin, daß ein solches Landgut, ohne vielleicht in Jahrhunderten im Ganzen verkäuflich zu werden, Theilweise von Tage zu Tage veräußert wird. Ein sichrer Pfandbrief von tausend Thalern setzt mich in ein Anrecht auf einen gleichgeltenden Theil des Werths von diesem Gute, und der, dem ich ihn abtrete, ist eben so anzusehen als hätte er von mir diesen Theil des Landgutes gekauft.

§. 44.

Es giebt noch andre öffentliche Papiere, welche sich auf keine Schuld des Staats oder einer Gemeine beziehen und ebenfalls Nutzung tragen und verkäuflich sind.

Ich rede von den sogenannten Actien oder Beweisbriefen eines zu einer nutzversprechenden Unternehmung eingelegten Kapitals und des Anrechts an die daraus entstehende Nutzung. Ihr gewöhnlicher Gegenstand sind solche Handlungsunternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Privatleute zu groß und zu schwer gehalten wird. Ihr Misbrauch zeigt sich in Anwendung eben dieser Einrichtung auf solche Geschäfte, die besser und vortheilhafter durch Privatindustrie fortgehn, und gewiß von derselben bald unternommen werden, wenn sie wirklich nutzbar sind, und ihr freier Lauf gelassen wird. Verderblich und nicht blos gemisbraucht werden sie, wenn man sie bei solchen Beschäftigungen einführt, welche wirklich schon unter der Privatindustrie gut fortgehen, sie dieser entzieht, und in neue Hände wirft, welche niemals zum Nachtheil der Privatindustrie damit beschäftigt werden sollten. Sie sind eine Erfindung neuerer Zeiten, welche die Neuheit der Sache und die Thätigkeit manches kurzsichtigen, aber zu unternehmenden Kopfes, wie auch manches eigennützigen Betrügers, fast zu beliebt gemacht hat. Es war insonderheit eine Zeit, da man in dem halben Europa, vornehmlich in England fast alle Gegenstände der Privatindustrie unter diese Einrichtung zwingen wollte.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier von der Schädlichkeit großer Handlungscompagnien, der auf Actien errichteten Monopolien, von der unverständigen Verschwendung in deren ersten Unternehmungen

u. dgl. m. weitläuftig reden wollte. Ich habe mehr davon in dem zweiten Bande der Zusätze zu meiner Darstellung der Handlung gesagt. Hier will ich nur anmerken:

1) Daß diese Actien, wenn sie auf eine gründliche Unternehmung sich beziehen, ein wichtiger Theil des nutzbaren Eigenthums sind.

2) Daß sie aber ein Eigenthum von veränderlicherem Werthe sind, als andre öffentliche Papiere. Ihre Nutzung soll durch menschliche Industrie in solchen Unternehmungen gewonnen werden, deren Erfolg dem Glück sehr unterworfen, und nicht leicht auf lange Zeiten sich gleich ist. In dieser Rücksicht haben sie einen geringern Werth in Verhältniß zu ihren muthmaßlichen Einkünften, als andres nutzbares Eigenthum, insonderheit sichre Staatspapiere. Eine Actie, die sechs Procent der Einlage giebt, hat, auch in geldreichen Völkern, bei denen man sich am meisten zudrängt, sein Geld im Ankauf nutzbaren Eigenthums anzulegen, nicht vollends den Werth einer sichern Schuld, die vier Procent sichere Zinsen giebt. Ihr Werth steigt und fällt so gar mit der muthmaaßlichen Erwartung größerer oder kleinerer Vortheile aus der Unternehmung, die deren Gegenstand ist. Dadurch werden sie der Gegenstand einer Handlung, die eigentlich von allen die mindest vortheilhafte für den Staat ist, indem der in ihr für einzelne entstehende Vortheil reiner Verlust für andre ist, und kein Auskommen auf einer Seite bewirkt, ohne Auskommen auf der andern Seite zu nehmen. Ich

werde von diesem Handel in der Anmerkung mehr sagen.

3) Diese Actien sollten noch weniger, als andre öffentliche Papiere, Zeichen des Werths genannt werden, wiewohl dies von vielen geschieht. Ein nutzbares verkäufliches Eigenthum, dessen Werth so sehr veränderlich ist, und heute mit größern, morgen mit kleinern Summen Geldes verglichen wird, kann weniger als andre verkäufliche Dinge ein Zeichen des Werths der Dinge abgeben, wenn man auch die Gründe nicht gelten lassen wollte, mit welchen ich oben bewiesen habe, daß öffentliche Papiere überhaupt kein Zeichen des Werths, sondern selbst eine Sache von Werth sind. Doch erwähne ich der Actien hier nur in Verbindung mit andern öffentlichen Papieren. Denn fast alle beziehen sich auf den über die Grenzen des Staats gehenden ausländischen Handel, und nur wenige auf die inländische Circulation. Ich werde deswegen in dem sechsten Buche wieder auf dieselben zurückkommen.

Anmerkung.

Der Handel mit öffentlichen Papieren hat darin seinen Grund, daß der Staat, wenn er Schulden macht, oder große Handlungssocietäten, wenn sie Geld zu ihren Unternehmungen auf Actien suchen, den Eignern nicht die Freiheit lassen, ihr Darlehn aufzukündigen, wohl aber ihnen die Veräußerung desselben an andre erlauben. Solche Staatsobligationen, die auf beiden Seiten aufgekündigt werden können, wie z.

E. die hamburgischen Kammerbriefe, werden daher nie ein Gegenstand des Handels. Wer demnach das nutzbare Eigenthum, welches sein öffentliches Papier ihm bestätigt, in Geld, oder andres nutzbares Eigenthum verwandeln will, muß einen Käufer dazu suchen, der es nach den vorliegenden Gründen schätzt. Diese Gründe entstehen theils aus dem Verhältniß der auf solche Papiere zahlbaren Zinsen zu den sonst bei sichern Schulden üblichen Zinsen, theils aus der Erwartung solcher Umstände, welche bei Staatspapieren auf die Gewißheit der Bezahlung der Zinsen, bei Actien auf die Vermuthung eines steigenden oder fallenden Gewinns einen Einfluß haben. Wer z. E. in England eine Staatsobligation hat, die nach dem aachener Frieden von vier auf drei Procent Zinsen herabgesetzt ward, kann nicht erwarten, jetzt deren vollen Belauf zu heben, da der Staat für seine spätern Schulden sich zu höheren Zinsen hat verstehen müssen, und die Zinsen überhaupt in England auf vier Procent und höher gestiegen sind. Diese drei Procent Stocks sind daher schon lange auf 80 Procent und jetzt bis unter 50 Procent gefallen. Oder, wer in Holland eine Actie der westindischen Compagnie besitzt, die im vorigen Jahrhundert wohl 50 Procent gegeben, aber schon lange nicht sicher 2 Procent gegeben hat, muß sich mit etlichen dreißig Procent ihres ursprünglichen Zahlwerths begnügen. Ein jeder Umstand, der in dem Werth oder der Gewißheit der Einkünfte solcher Staatspapiere etwas verändert, ändert auch deren Werth und macht einzelne in Voraussicht oder bei früherer Wissenschaft dieser Umstände begierig,

nach eben denen Regeln zu kaufen, welche der speculirende Kaufmann in seinem Waarenhandel befolgt.

Die Vortheile daraus sind reiner Schaden eines andern, und dieser Handel, wenn gleich ein nothwendiges Uebel, ist kein dem Staat vortheilhafter Handel, weil in ihm kein Lohn wechselseitiger Dienste und Arbeit, außer der Courtage des Mäklers vorkommt. Gesetzt, jemand verkauft heute in London 5 Procent Stocks zu 49 Procent, die der Käufer nach einiger Zeit bei veränderten Umständen 2 Procent wohlfeiler verkauft, so ist es klar, daß, was jener gewinnt, wahrer Verlust des zweiten Verkäufers sey. Es ist klar, daß, wenn einzelne Reichthümer dabei gewinnen, dies aus den Cassen andrer herbeifließe, für welche es wirklicher Verlust ist, und wenn jene ihr Auskommen dadurch gebessert sehen, diese an demselben leiden. Der Handel nimmt also schon dadurch die Natur eines Spiels an, und man kann eben so wenig sagen, daß die bürgerliche Gesellschaft dabei gewinnt, als wenn jemand in einer Lotterie, deren Loose 10 Thaler kosten, 10,000 Thaler gewinnt, die sich aus dem Verlust von tausend andern gesammlet haben.

Aber er wird vollends zu einem schädlichen Spiele in dem falschen Stockshandel, welchen die Engländer Stocks Jobbery zum Unterschiede von dem erlaubten Stocks Trade nennen. Der Grund davon liegt darin, daß die Verkäufer der Staatspapiere dieselben in öffentlichen Schreibstuben in dem Gebäude der Bank zu London an ihre Käufer durch Umschreibung der Namen

übertragen müssen. Denn der Staat will seine Gläubiger und die Handlungscompagnien wollen die Eigner ihrer Actien kennen. Diese Umschreibung geschieht aber nur zu gewissen Zeiten, viermal im Jahre, in der Mitte des Februars, Mais, August und Octobers. Bis dahin wird denn auch die Bezahlung ausgesetzt. Nun kann es geschehen, daß jemand im Februar ein öffentliches Papier kauft, das ihm erst im Mai geschrieben werden kann. Er hat z. E. in London 10,000 L St. 3 Procent Stocks zu 49 Procent gekauft, in der Hoffnung sie steigen zu sehen. Sie sind aber im Mai um zwei Procent gefallen. Wer kann ihm alsdenn wehren, mit dem Verkäufer sich zu vergleichen, und ihm die zwei Procent als einen Reukauf zu geben? Wie dies nun wirklich oft geschehen seyn mag, und noch geschieht, so ist daraus ein Gewerbe solcher Leute entstanden, die keine Staatspapiere haben, und keine zu haben verlangen, aber unter einander [illegible] Handel auf große Summen solcher Stocks schließen, als hätten sie dieselben und wollten sie einander zur Zeit des Umschreibens wirklich liefern. Es ist aber schon einverstanden, daß man alsdann nur durch baare Auszahlung das mit einander abgleicht, was der Werth der wahren Stocks dem einen zum Vortheil, dem andern zum Schaden zur Zeit des Umschreibens sich geändert hat. Wer auf diese Weise 10,000 L. St. Stocks im Februar gekauft hat, bezahlt 2 Procent im Mai, wenn sie so viel gestiegen sind, oder bekömmt sie, wenn sie um so viel gefallen sind. Dieser Handel kömmt mit dem sogenannten

Prämienhandel überein, den die Staaten denen es darum zu thun ist, alle Arten des Windhandels nieder zu halten, alle verbieten. Gegen diesen aber sind alle Verbote vergebens. Denn der Stocks-Jobber wird, wenn man ihn zur Verantwortung ziehen wollte, immer vorwenden können, daß der im Ernst gekauft oder verkauft habe, und sich nur zur Zeit der Umschreibung den Reukauf habe gefallen lassen. Indessen nehmen die Gerichte in England keine Klage gegen denjenigen an, der seine Verpflichtung bricht, wenn es durchscheint, daß kein wirklicher Stockshandel dabei zum Grunde gelegen habe. Es wird also dieser Handel, wie das Spiel, ohne Rücksicht auf die Hülfe der Obrigkeit getrieben, und die in demselben entstehenden Schulden von demjenigen bezahlt, der noch bezahlen kann, und in dem Handel noch länger zu bleiben gedenkt. Wer dies nicht kann, scheidet mit dem Beinamen einer lahmen Ente (lame Duck) aus, und darf sich mit Ehren nicht weiter sehen lassen. Man findet von dem Gange dieses Handels und von den Künsten der Stocks-Jobbers vollständigeren Unterricht in einem oft in England aufgelegten Buche: Every Man his own Broker, in 12, das der Verfasser Mortimer, nachdem er selbst in diesem Handel äußerst verlohren, zur Belehrung und Warnung seiner Landsleute geschrieben hat. Des Pinto Abhandlung sur le Commerce ou Jeu d'Actions macht die Hauptsache nicht so klar, beschreibt aber noch gewisse Verfeinerungen in diesem Gewerbe, die jener Verfasser nicht beschreibt, und

welche vielleicht in Holland mehr, als in England dabei Statt haben.

Man muß aber nach der hier gegebenen Vorstellung nicht allerdings den rasenden Actienhandel beurtheilen, welcher im Jahr 1720 in Frankreich, und fast zu gleicher Zeit in England, entstand, einzelnen Menschen Millionen in den Beutel, und dagegen Tausende um das Ihrige brachte. Das Wesentliche einer grosen Handlungsunternehmung und Unterschrift auf Actien hatte hier ebenfalls Statt. Allein wenn in der Stocks-Jobbery die Berückung von einzelnen Theilnehmenden herrührt, so war es in Frankreich ein Betrug der grosen indischen Compagnie und des Hofes selbst, die das Publikum so lange durch falsche Hoffnungen von Vortheilen hintergiengen, welche die neuen Entdeckungen in Missisippi gewähren sollten, als es zu ihren Absichten diente. In England lag eines Theils ein Betrug der Südsee-Compagnie zum Grunde, welchem die Regierung zu spät steuerte, andrer Seits war in die ganze Nation eine Schärmerei gefahren, bei welcher man blindlings einem jeden Betrüger glaubte, der irgend ein Object der Privatindustrie zum Gegenstand eines Compagniehandels zu machen, und die Vortheile davon ins Ungeheure zu treiben versprach. Man kann nichts Unsinnigers lesen, als was man in dem Verzeichnis der ungeheuren Projecte liest, das Anderson in seiner Geschichte der Handlung bei dem Jahre 1720 giebt. Von dem französischen Windproject findet man den bündigsten Unterricht in Steuarts viertem Buche, der insonderheit

die Schuld dieser Berückung von dem berühmten John Law auf eine überzeugende Weise ablehnt.

§. 45.

Jetzt bleibt mir noch übrig, von den Auflagen und deren Einwirkung in die Circulation so ausführlich zu reden, als es sich für meinen Zweck schickt. Zwar hätte ich schon von denselben handeln sollen, ehe ich von den Staatsschulden, als einem Product der Circulation, und einem Mittel, des nutzbaren Eigenthums mehr im Volk zu machen, redete. Denn die Staatsschulden entstehen, wenn die Abgaben nicht zureichen, und auf diese werden die Einkünfte angewiesen, durch deren Vertheilung unter die Gläubiger des Staats jene zu einem nutzbaren Eigenthum werden. Ich habe auch deswegen §. 31. 32. etwas Allgemeines von denselben voranschicken müssen, doch ohne die Anwendung davon weiter, als auf den Zweck zu führen, in dessen Verfolgung ich dort auf dieselben gerieth, nemlich, um das Entstehen der Staatsschulden, und wie dieselben zu einem nutzbaren Eigenthum werden können, zu zeigen. Dieser Zusammenhang der Materie, da die Staatsschulden ein wichtiger Theil des nutzbaren Eigenthums in einem Volke sind, von welchem ich am Ende des ersten Abschnittes geredet hatte, nöthigte mich, früher zu diesen überzugehen, als ich von den Auflagen reden konnte, die, in sich genommen, ein Abgang an dem Auskommen einzelner sind, und da ich von diesen weit mehr, als von jenen, zu sagen habe, so mögte die Unterbrechung zu lang geworden seyn.

Jetzt werde ich ohne Nachtheil der Deutlichkeit zu den Abgaben oder Auflagen zurückkehren können. Ich werde aber die Sache keinesweges erschöpfen, oder in eine subtile Theorie derselben hinein gehen. Ich werde auch hier meinen eignen Weg gehen, und sie nur auf eine allgemeine Weise in einer natürlichen Verbindung mit meinen bisher vorgetragenen Grundsätzen abhandeln.

Auflagen sind alles das, was die Regenten eines Staats von dessen Mitgliedern, zur Erfüllung sowohl der gemeinen Bedürfnisse, als ihrer persönlichen Bedürfnisse, fodern.

Da, wo kein Geld im Umlaufe ist, werden wie ich schon oben gesagt habe, diese Auflagen theils in Gütern der Natur, theils in persönlichen ohne Lohn zu leistenden Diensten bestehen. Wenn jene gereicht und diese geleistet sind, so genießt der Staat die Frucht der Arbeit seiner Unterthanen, zur Erfüllung seiner Bedürfnisse. Aber damit ist auch alles zu Ende, und der Verbrauch und die Benutzung dieser Auflagen hat auf den Unterthan keine ihm vortheilhafte oder angenehme Zurückwirkung. Es ist blos eine Arbeit geschehen, welche freilich den Regenten, ihren Dienern und den Dienern dieser Diener ihr Auskommen giebt. Aber diese tragen durch ihre ganze Lebensart, durch ihre Arbeit und den Verbrauch desjenigen, was ihnen zu ihrem Auskommen gereicht wird, nichts hinwieder zum Auskommen andrer Menschen bei. So war es fast ganz in den Zeiten der Lehnsverfassung auch in den größten Staaten Europens, auch in Mexico bewandt, wo auch aus Kunstarbeiten

ein großer Theil der Abgaben bestand; wo noch von alten Zeiten her ein Theil der Abgaben nicht in Gelde geschieht, ist es in Absicht auf diesen Theil eben so anzusehen. Wenn aber diese Auflagen in Geld entrichtet werden, so muß eben sowohl, wie vorhin zur Hervorbringung der von dem Staat verlangten Güter der Natur und in Leistung der ihm nothwendigen Dienste Arbeit geschah, Arbeit von allem Fleissigen im Volke geschehen, wodurch das von dem Staat verlangte Geld erworben wird. An diesem Gelde hat nun freilich der Staat noch nicht das, was er eigentlich braucht; aber er hat das Mittel, sich das alles nach einer durch die Umstände bestimmten Auswahl zu verschaffen. Indem er dies thut, und das eingenommene Geld wieder verwendet, erweckt er eine zweite zum Auskommen vieler Tausende nützlich beitragende Arbeit im Volke, die, wie ich jetzt eben gezeigt habe, in jenem Fall gar nicht Statt gehabt haben würde.

§. 46.

Dies ist die allgemeine Vorstellung, die wir uns von den Geldauflagen und von ihrer vortheilhaften Zurückwirkung auf die innere Circulation zu machen haben. Wir wollen jetzt dieselbe durch einige wichtige Anmerkungen erweitern, und die darin liegenden Folgerungen entwickeln.

1) Man bemerke, daß die Arbeit, um welche es dem Staat in seinen Auflagen eigentlich zu thun ist, und bei welcher es allein verbleibt, wenn dieselben in Natur geleistet werden, bei den Geldauflagen zwei an-

dre nützliche productive Arbeiten veranlaßt. Eine setzt sie voraus, nemlich die, wodurch die Auflage erworben wird, welche der Staat in den Geldlohn seiner Diener und in die Privatwirthschaft seiner Regenten wieder verwendet. Die andre hat sie zur Folge, nemlich diejenige, durch welche die übrigen Mitglieder des Staats den Dienern desselben das Geld wieder abverdienen. Jene kömmt denen, die sie verrichten, eigentlich nicht zu Statten, sondern geht vielmehr ihrem eignen Auskommen ab, bewirkt aber dagegen das Auskommen der Diener des Staats. Die zweite Arbeit aber verbreitet neues Auskommen unter das Volk. Da, wo der Mittel, Geld zu verdienen, nur wenig sind, wird der Staat vergebens Geld zu der Zeit, da er es nöthig hat, in den Händen der Unterthanen suchen, und genöthigt seyn, sich an die Naturallieferungen und persönlichen Dienstleistungen sehr stark zu halten, wenn er seine und seiner Diener Bedürfnisse erfüllt sehen will. Dies ist ohne Zweifel die Ursache, warum bisher noch fast alle Staaten diese Art von Auflagen beibehalten. Keiner derselben ist auf einmal in den Zustand gerathen, in keinem ist der Geldumlauf auf einmal so lebhaft geworden, daß sie in demselben ihre Ressource so ganz hätten finden können. Und diejenigen, die es in ihrem jetzigen Zustande hinlänglich könnten, sind durch den alten Gang der Sache noch immer verwöhnt, und behalten diese Auflage fortdauernd bei. Ich werde daher noch vieles von dieser Art Auflagen weiter unten zu sagen haben.

Indessen ist dies nicht der nothwendige, nicht der

gewöhnlichste, ja auch nicht einmal der zuträglichste Gang der Sache, daß sich diese Arbeiten so ganz von einander trennten und einander folgten. In einem Staate, der schon lange seine Auflagen in einer gewissen Gleichförmigkeit gehoben hat, mischt sich eine Arbeit unter die andre, zumal wenn der Staat dieselben oft und im Kleinen hebt, und eben so geschwind sie wieder verwendet. Da arbeitet der Unterthan heute, um Geld zu seiner Auflage für den Staat zu verdienen, morgen, um von demselben wieder zu verdienen. Und wenn ja Einzelnen von der letzten Arbeit wenig oder gar nichts zufällt, ihnen aber sonst einträgliche Arbeit genug übrig bleibt, oder ihr nutzbares Eigenthum ihnen genug reicht, um diese Auflagen abzutragen, so kümmert es sie nicht, die Arbeit, durch welche dem Staat die eingenommenen Auflagen wieder abverdienet werden, in andern Händen zu sehen.

§. 47.

2) In dieser Einmischung beider Arbeiten unter einander wird dann freilich ein großer Theil der ersten Arbeit, durch welche das Geld von den Unterthanen für den Staat verdient wird, mit der zweiten Arbeit zu einer. Allgemein genommen, bleibt es wahr, daß ein jeder Thaler, den der Staat hebt, vorher verdient seyn muß, ehe ihn der Staat heben kann, und daß er durch eine zweite Arbeit ihm und seinen Dienern wieder abverdient wird. Aber für Tausende ist eben die Arbeit, durch welche sie dem Staat ihr Geld abverdienen, das Mittel, neues Geld zur nächsten Abgabe zu

sammeln. Ich werde davon §. 36. des vierten Buchs, wo ich von der nützlichen Vertheilung der Einkünfte des Staats durch den stehenden Soldaten reden werde, noch mehr sagen. Unter diesen Umständen müssen wir das, was §. 45. allgemein von dem Entstehen einer zwiefachen Arbeit und dadurch bewirkten doppelten Vermehrung des Auskommens gesagt worden, sehr einschränken. Laßt uns setzen, einem Staate koste sein Civiletat eine Million jährlich. Da muß freilich für eine Million Arbeit geschehen, und von deren Geldertrage alle höhere und niedere Civilbediente des Staats leben. An diese wird die Million vertheilt, und der Staat erhält von ihnen die Arbeit, um welche es ihm eigentlich zu thun ist. Eine Arbeit, die in ältern Zeiten mehrentheils ohne Geldlohn von Menschen geschah, deren Unterhalt durch persönliche Dienste der untersten Volksklassen beschafft ward, und die noch jetzt in vielen Republiken ohne allen Geldlohn von bemittelten Mitgliedern des Staats geschieht. So ist denn diese Million verwandt, und nun hebt sich die zweite Arbeit der Fleissigen im Volke an, die durch ihre productive Arbeit diese Million wieder zurück verdienen. Wenn wir nun so rechnen wollten: für eine Million nützliche productive Arbeit, durch welche die Schatzungen gewonnen werden, von welchen der Hof und Civiletat erhalten, und den zu demselben gehörigen Personen Auskommen gegeben wird, und für eine Million andere productive Arbeit, durch welche jene erste Million zurück verdient wird, manche nützliche productive Arbeit zwei Millionen werth, welche nicht Statt gehabt

haben würde, wenn nicht ein Hof und Civiletat bestünde, und zu dessen Behuf eine Million durch Auflagen gehoben wäre; so würde diese Rechnung um den ganzen Belauf desjenigen Geldes triegen; welches von eben denen, die den Civilbedienten ihre Einnahme wieder abverdienen, in die nächste Schatzung wieder eingetragen wird. Eben so werden wir in Ansehung des Hofstaats, des Militäretats und aller Regimentskosten zu urtheilen haben.

Indessen triegen wir uns doch nicht um die ganze Million. Denn ein großer Theil des Volks muß zu jener Million beitragen, der auf keine Weise von dem Civiletat und von allen Regimentskosten das geringste unmittelbar zurückverdient. Bei diesem vermischen sich beide Arbeiten nicht, und der Geldertrag seiner Arbeit, den er dem Staate steuert, bleibt immer von demjenigen unterschieden, den andre zurück verdienen.

Ich weiß wohl, daß noch unter politischen Schriftstellern über die Frage gestritten wird, ob die Auflagen wirklich ein Sporn des Fleisses und eine Quelle gemehrten Auskommens werden. Mich dünkt, die Entschridung ist aus dem bisher Gesagten leicht. Um bei Einem Exempel zu bleiben, so ist die Arbeit, durch welche die Million wieder zurück verdient wird, ein durch den Zweck der Auflagen, die Erhaltung des Hof- und Civiletats, bewirkter nothwendiger und unausbleiblicher Zusatz zur übrigen productiven Arbeit im Volk, der ohnedies gar nicht Statt gehabt haben würde, wenn kein Civiletat durch Auflagen erhalten würde. Unter denen, welche die Million aufbrachten, waren viel-

die] es an ihrem übrigen Auskommen entbehren mußten, weil sie theils nicht von productiver Arbeit lebten, theils nicht dieselbe vermehren konnten. Andre nehmen es aus dem vom Staat zurückverdienten Gelde. Dies geht der Million ab, ohne daß ich sagen könnte, um so viel seyn die nützlichen Arbeiten durch die Abgaben vermehrt. Aber wenn nun noch ein Theil des Volks übrig bleibt, der den Willen gehabt und die Gelegenheit gefunden hat, durch Vermehrung seiner übrigen productiven Arbeit von andern Menschen in oder außer dem Staat den Belauf seiner Schatzung zu verdienen, ohne sein übriges Auskommen schmälern zu dürfen, und noch immer eben so viel, als er sonst thun kann, genießen zu können, so ist doch klar, daß alle von diesen in solcher Hinaussicht geschehene Arbeit eine durch die Auflage bewirkte Vermehrung productiver Arbeit sey. Daß dies natürlich Statt habe, werde ich weiter unten zu zeigen Gelegenheit haben. Aber ich werde noch oft der Voraussetzung erwähnen müssen, unter welcher allein dies geschehen kann, und die ich schon §. 32. des ersten Buchs allgemein angegeben habe, nemlich, daß der Kreislauf der Arbeit und des Geldes weit genug sey, um die Gelegenheit zu einer solchen Vermehrung productiver Arbeit ohne viel Schwierigkeit entstehen zu machen.

§. 48.

3) Die Quelle aller Geldauflagen sind indessen alle nützliche ein Geldauskommen gebende Arbeiten, von

welcher Art sie auch seyn mögen. Selbst der Ertrag des nutzbaren im Staat vorhandenen Eigenthums muß durch Arbeit gewonnen werden, wenn gleich diese Arbeit nicht von denjenigen immer geschieht, von welchen der Staat die auf dies nutzbare Eigenthum gelegte Abgabe hebt.

Es ist daher klar, daß ein jeder Staat in Ansehung seiner Auflagen in dem Maaße besser daran sey, sie am gewissesten, leichtesten und am reichlichsten im Verhältnisse zu seinen Bedürfnissen heben könne, in welchem die nützlichen ein Auskommen gebenden Arbeiten zu dem möglich größten Belauf gestiegen sind, auch des nutzbaren Eigenthums so viel, als nur irgend möglich, geworden ist. Nicht die Ausdehnung des Landes, nicht die Menschenzahl in demselben, sondern der Belauf der in demselben, ein Auskommen gebenden Arbeiten bestimmt dieses. Der Staat, der dieses Glück am meisten hat, kann es aufs höchste mit den Auflagen treiben. In diesem Fall ist unstreitig das brittische Reich seit etwa einem Jahrhundert gewesen. In ihm erhält sich die die Arbeit, durch welche die 1,200,000 Pf. Sterl. der sogenannten Civil-List jährlich aufgebracht werden, gewiß am meisten getrennt von derjenigen, durch welche eben dies Geld wieder zurück verdient wird. Der Staat aber, der dieses Glücks wenig hat, oder durch eine unverständige Staatswirthschaft sich dasselbe selbst benimmt, ist in dem Stillstande seines Wohlstandes, und geräth bald in Verlegenheit, wenn ihn seine Bedürfnisse zu einer Erhöhung der Abgaben nöthigen. Spanien gab in

dem vorigen Jahrhundert, und Polen hat uns bis zur Zernichtung seiner Existenz das Beispiel davon gegeben.

Selbst der in einem Volke vorhandene baare Geldvorrath ist es nicht, der dem Staat dies Glück verschaffen kann, wenn nicht Arbeit denselben lebhaft circuliren macht. Man setze, ein Volk von 100,000 Familien habe eine Million, ein andres von gleicher Stärke habe deren zwei im Umlauf. In jenem aber sey der Umlauf so lebhaft, daß dieselbe zehnmal im Jahr umher gezählt werde, folglich der Belauf alles in diesem Volke zu Gelde gerechneten Auskommens zehn Millionen mache. In diesem sey er träger, das Geld laufe nur dreimal um, und alles Auskommen betrage nur sechs Millionen. Gesetzt nun, die Regenten beider Völker hätten gleich große Bedürfnisse, die sie nöthigten, eine Million jährlich an Auflagen zu erheben. Welches Volks Regent wird es am leichtesten finden? Gewiß der Regent des ersteren, wenn er gleich das ganze Geld des Volks jährlich einmal, der Regent des letztern Volks aber nur die Hälfte in seine Casse ziehen darf. Denn in jenem Volk ist das Auskommen jeder Familie im Durchschnitt hundert Thaler jährlich. Der Regent zieht zehn Procent davon. In diesem beträgt es nur sechzig Thaler jährlich, wovon ebenfalls zehn Thaler dem Regenten geschaft werden sollen, welches $16\frac{2}{3}$ Procent ausmacht. Kömmt es hier einem jeden einzelnen Mitbürger im geringsten zu Gute, daß des Geldes so viel mehr im Volk ist? Nur von seinem Auskommen, nur von der Geldsumme, die

von Zeit zu Zeit seyn wird, kann er abgeben, und es hilft ihm zu nichts, daß diese Geldsumme ein Theil eines doppelt so großen Geldvorraths ist, als den das andre Volk in seiner Circulation hat.

Eben daraus ist klar, daß der Regent eine Thorheit begehen würde, der nur eine gewisse Art von Arbeiten, z. B. die des Landbaues, zum Gegenstand der für ihn nöthigen Abgaben machen wollte. Er muß dem Gelde, so zu reden, auf allen denen Wegen auflauern, in welchen es circulirt. Freilich muß er einen großen Unterschied machen, und die feinste Theorie der Staatswirthschaft, welche zu geben ich aber nicht auf mich nehme, wohl aber Männern, die auf meine Grundsätze weiter fortbauen wollen, zur Aufgabe hingeben mögte, ist diejenige, welche die Gründe angiebt, nach welchen ein jedes Gewerb im Staate mehr oder weniger belastet oder geschont werden muß, um für den Staat ergiebig genug zu seyn, aber doch nicht zum Stocken gebracht zu werden. Vieles darüber werde ich noch einzeln gelegentlich zu sagen haben, hauptsächlich aber in dem sechsten Buche diejenige Einwendung gegen das physiokratische System daraus hernehmen, welche allein mir genugsam gegen dasselbe zu entscheiden scheint.

§. 49.

4) Daß die Schatzungen ihrer Natur nach überhaupt das Auskommen nicht schwächen, sondern vielmehr durch ihre Verwendung das Total der ein Auskommen gebenden Arbeiten vermehren, habe ich schon oben gezeigt. Mit dieser Arbeit, die ich die zweite nen-

ne, geht es in jedem Staat, der sein durch die Schazungen eingehobenes Geld wieder verwendet, leicht genug, und diese Arbeiten bestehen sicherer, als alle andre ein Auskommen gebende Beschäftigungen, die durch allerlei Zufälle stocken können *). Aber diese verlangt der Staat fortdaurend, und theilt sie unter die Mitglieder des Staats aus. Er könnte sie befehlen, aber er bedarf dieses niemals. Sie werden von allen, die ein Auskommen suchen, begierig verlangt. Jedermann weiß, wo er sie zu suchen, wo er sich zur Arbeit anzubieten hat, wenn bei mancher andern Arbeit derjenige, der sie gern thäte, nicht weiß, wo und wem er sie anbieten solle, und in Ermangelung desjenigen, dem diese Arbeit zu Nuze kömmt, seine gern fleissigen Hände wieder sinken lassen muß.

Könnte man sich indessen auf diesen in sich wah-

---

*) Wenn der Regent noch so sehr verschwendet, und das von den Unterthanen erhobene Geld in Dingen verwendet, die gar nicht zu den Bedürfnissen des Staats gehören, so findet es sich mit der Arbeit von selbst, durch welche dies Geld zurückverdient wird. Die 180 Millionen Livres, welche die Gräfin du Barry den Franzosen in den lezten Jahren ihres vielgeliebten Ludwigs, nach der Angabe des Verfassers der Lettres de la Comtesse du Barry, kostete, sind vielleicht zu hoch angegeben. Wenn sie es aber auch nicht sind, so fand sich die Arbeit derer doch leicht und bald, die diese 180 Millionen verdienten. Aber die Arbeit, durch welche dies Geld vorher erworben ward, drückte das Volk, und trug zu den bösen Folgen der Verschuldung Frankreichs gewiß sehr viel bei.

ren und so viel Gutes bewirkenden Umstand allein so ganz verlassen, und käme auf denselben alles allein an, so würde die Folge seyn, daß man es mit den Geldauflagen nie zu hoch treiben könne. Denn, wird man sagen können, laß das Volk an Gelde zahlen, was man immer will. Was dadurch einzelnen und allen an ihrem Auskommen abgeht, wird ihnen ja alles wieder gegeben. Das Volk, welches dem Staat zehn Procent seiner Geldeinnahme abgiebt, wird sie bald wieder sehen, wenn der Staat sie wieder verwendet. Es wird ihm wieder zufließen, aber es wird freilich noch zehn Procent neuer Arbeit thun müssen, um sie wieder zurück zu verdienen. Wenn der Staat seine Auflagen auf zwanzig, ja dreissig Procent alles Geldauskommens erhöhete, so wird alles Uebel, das davon kommen kann, dieses seyn, daß man im Volk noch um so viel fleissiger werden muß. Aber Arbeit an und für sich selbst ist ja kein Uebel. Und wenn ja die wirklich vorhandene Menschenzahl zu schwach für diesen Zusatz von Arbeit werden mögte, so wird ja eben dadurch die Bevölkerung vermehrt, und es werden sich so viel mehr Menschen ihrer Existenz freuen können, die sonst nicht zu derselben hätten gelangen können, weil diese Arbeit und dies Auskommen für sie fehlte.

Aber so leicht geht es nicht. Es stellen sich in jedem Volke mancherlei Hindernisse in den Weg, welche machen können, daß das Gute, welches ein Volk durch die Wiederverwendung der Auflagen genießt, dem Nachtheil bei weitem nicht gleich kömmt, welchen es in seiner Industrie und nützlichen Gewerben durch

Weggebung der ihm aufgelegten Schatzungen fühlt. Sehr oft entstehen aus der Art, wie die Schatzungen gehoben werden, Hindernisse der ersten Arbeit, durch welche der Belauf der Schatzungen vorher verdient werden soll, welche durch den Verdienst, den die Verwendung derselben im Volke verbreitet, bei weitem nicht aufgewogen werden können, und sogar machen, daß das Volk, so gewiß es ist, dieselben bald wieder aus den Händen seiner Regenten einzunehmen, sie doch in die Länge nicht aufbringen kann. Ich werde von diesen Hindernissen hier nur allgemein reden können. Die bald folgenden Bemerkungen über einzelne Arten von Schatzungen werden mir zu besondern Anmerkungen darüber Gelegenheit geben.

a) Ich habe oben §. 46. gesagt, daß diese beiden Arbeiten sich natürlich unter die Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft so vertheilen, daß nicht alle diejenigen, die dem Staate ihre Schatzungen zahlen, von demselben wieder verdienen.

In einem großen Lande wird das von dem Staat wieder verwandte Geld, doch sehr ungleichförmig, innerhalb desselben Grenzen vertheilt, und große Theile der Nation können nichts von demselben zurückverdienen. Was der Hofstaat verbraucht, bleibt in der Residenzstadt und deren Gegend. Der Civiletat vertheilt das Seinige in der Residenzstadt und den großen Provinzialstädten. Der Militairetat zieht das Geld hauptsächlich nach den Grenzen des Reichs hin. Dies alles hat seine gute Seite. Aber wahr bleibt es doch immer, daß einer großen Zahl von Unterthanen aus dieser so

reichhaltigen Quelle des Auskommens nichts wieder zufliessen kann. Wenn man nun es mit den Schatzungen zu hoch treibt, so werden diese den Abgang an ihrem Auskommen fortdaurend fühlen, und es wird ihnen nicht immer möglich werden, denselben durch Vermehrung ihrer Arbeit und ihres Verdienstes so wieder zu ersetzen, daß sie fortdaurend das ihnen aufgelegte Geld aufbringen könnten. Da wird denn hier und dort eine Familie in ihrem Nahrungsstande heruntergebracht werden, und mit jeder derselben eine Quelle der Abgaben versiegen. Laßt uns setzen, ein Staat habe eine Kriegsmacht von 10,000 Mann gehalten, und diese habe schon jeder Familie acht Procente ihres Auskommens gekostet. Jetzt falle es dem Regenten ein, diese Kriegsmacht zu verdoppeln, und deswegen noch acht Procente mehr von dem Auskommen seiner Unterthanen zu nehmen. Wahr ist es, daß die Kriegsmacht ein mächtiges Triebrad in der Circulation ist, durch welche die Auflagen am geschwindesten wieder unters Volk vertheilt werden. Ich werde in dem folgenden Buche noch viel davon zu sagen Gelegenheit haben. Diese acht Procent werden also freilich sehr bald wieder in den Cassen der Unterthanen erscheinen. Aber werden sie in den Cassen aller derer wieder erscheinen, welche sie ausgaben? Werden nicht unter diesen viele seyn, welche den Abgang von acht Procent an ihrem Auskommen kaum ertragen konnten, aber die nun verdoppelten Abgaben auf keine Weise ertragen und ihn durch keine Erweiterung ihres Fleisses ersetzen können? Wenn dieses nun Jahre lang so fortgeht, so

werden sich diese Familien nicht im Bestande erhalten, und der Staat wird vergebens in ihren Händen das ihm Nöthige suchen. Zwar ist das Auskommen so vieler andrer dadurch vermehrt, und der Staat müßte nun bei diesen finden können, was jene nicht mehr haben. Aber wo ist die Kunst, und wenn wird sie erfunden werden, in der Auflegung der Schatzungen dem sich mehrenden Auskommen jedes einzelnen Mitgliedes des Staats so nachzuspüren, daß man, was hier oder dort den Einkünften des Staats abgeht, am rechten Orte sicher wieder finden könne? Ich werde bald von dieser Schwierigkeit mehr zu sagen haben.

b) Aber das ist nicht allein das Uebel, das durch die zu hohen Auflagen Einzelne wirklich zu sehr gedrückt werden. Es kömmt auch auf die Meinung vieles an. Mancher, der wirklich von der Verwendung der Auflagen seinen Nutzen ziehen könnte, wenn er seinen Fleiß erweitern wollte, wird es nicht merken, sondern blos die Last der ersten Arbeit, durch welche er für den Staat seine Auflagen erwirbt, und zugleich deren Unnützlichkeit für sich fühlen, indem ihm nichts davon zu Gute kömmt. Ist irgend ein Fall, in welchem es auf Meinung der Menschen ankömmt, und in welchem dieselbe eine dem Glück der bürgerlichen Gesellschaft entgegenwirkende Folge haben kann, so ist es dieser. Arbeit giebt doch immer ein Gefühl der Beschwerde, das nur durch die Hoffnung unterdrückt werden kann, die Frucht dieser Arbeit zu genießen, und dadurch ein Besserseyn zu erlangen, welches ohne die-

selbe nicht Statt haben würde. Wenn nun Arbeiten, die ihrer Natur nach der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich sind, und deren Vermehrung vorzüglich zu wünschen ist, auf eine solche Art mit Abgaben belegt und diese so gehoben werden, daß dem arbeitenden Unterthan immer der Gedanke gegenwärtig bleibt, er arbeite nicht für sich; sondern alle Frucht seiner Arbeit gehe an den Regenten, wenn die Aussicht, von derselben etwas wieder zurück zu verdienen, sehr entfernt ist, oder, wiewohl aus Irrthum, gar nicht für ihn Statt zu haben scheint, so wird er zwar diese Arbeit thun, weil er sie thun muß. Aber er wird sich nicht entschließen, sie so zu treiben, daß nach Bezahlung seiner Abgabe auch ihm ein Bessersehn daraus entstehe, und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft aus der Vermehrung des Totals nützlicher Arbeit Vortheil erwachse. Wenn er aber dies nicht thut, wenn er ohne Hoffnung eignen Nutzens mit Unlust arbeitet, so wird er auch nicht einmal in die Länge es dabei zu erhalten wissen, daß sein Fleiß auch nur die gewohnten Früchte trüge, und es kömmt leicht dahin, daß das Total der nützlichen Arbeiten im Volke wieder fällt.

§. 50.

5) Wenn die Auflagen einförmig fortgehen und wieder verwandt werden, oder wenn sie allgemach, nur nicht sprungweise, erhöhet werden, so gewöhnt sich nach und nach ein jeder, das an den Staat jährlich abzutragende Geld als ein Bedürfniß anzusehen, zu welchem er so, wie zu andern Bedürfnissen seiner Lebensart,

der Staat, der in Jahresfrist zwei Millionen heben will, aus diesem Viertheil bei weitem nicht alle seine Abgaben heben können, sondern seine Auflagen werden sehr stark auf die übrigen drei Viertheile dieser Million fallen, die in den Händen derer, welche die nützlichen Gewerbe unterhalten, als ein Mittel des Erwerbs sich von Zeit zu Zeit befinden. Diese Gewerbe werden demnach auf mancherlei Weise stocken. Wenn gleich der Kaufmann, Manufakturist und Landmann dies Geld bald wieder erwerben, wenn sie gleich in dem erhöheten Preise der Producte ihres mannigfaltigen Fleißes dasselbe wieder an sich ziehen können, so entbehren sie es doch von Zeit zu Zeit länger, als es mit dem Fortgang ihres Gewerbes bestehen kann, und indem sie, so zu reden, an den Staat für den übrigen Theil der Nation einen so großen Vorschuß thun, so hört dies Geld einstweilen auf, ein Mittel fernern Erwerbs zu seyn.

In der That sieht man, daß in jedem Volke, wo es um die Staatswirthschaft schlecht steht, die Regenten am geringsten nach dem in den nützlichen Gewerben circulirenden Gelde greifen. Hier scheint ihnen das Geld am dicksten beisammen und am leichtesten zu heben zu seyn. Hier glauben sie mit Leuten zu thun zu haben, in deren Macht es ganz steht, das, was ihnen der Staat abnimmt, von ihren Mitbürgern wieder zu holen. Ich rede hier noch nicht von der Verrückung, welche das ausländische Gewerbe in dieser grundlosen für den Kaufmann gemachten Rechnung macht. Wir sehen hier blos auf das inländische Ge-

werbe eines isolirten Volkes. Da wird der Kaufmann und jeder thätige Bürger die auf seinen ihm noch übrig bleibenden Betrieb gelegte Abgabe immer einzuholen wissen. Aber von dem Betrieb, welchen zu machen ihn die Auflage stört, kann er nichts ziehen, und, welches das schlimmste ist, auch seinen Mitbürgern nichts zu verdienen geben. Die redendsten Beispiele solcher auf die nützlichen Gewerbe mit Unverstand gelegten Auflagen, hat Spanien in dem vorigen Jahrhundert gegeben, und behält dieselben noch größtentheils bei.

Eben deswegen wird sich auch das Geld in den Händen der Fleißigen nicht lange und stark genug anhäufen können, daß sie ihr nutzbares Eigenthum vermehren und verbessern könnten. Ja sie werden nicht einmal im Stande seyn, es zu unterhalten, und so wird das Auskommen im Volk immer mehr abnehmen.

§. 51.

b) Selbst die Arbeit, welche der Staat durch Verwendung des in den Auflagen gehobenen Geldes veranlaßt, kann und darf doch nicht gar zu groß im Verhältniß zu der übrigen Arbeit seyn, durch welche die Unterthanen sich einander Verdienst und Auskommen geben. Laßt uns setzen, ein Staat, in dessen Gebiete das Total alles Auskommens zwanzig Millionen beträgt, triebe es mit seinen Auflagen so weit, daß dieselben die Hälfte dieser Summe, nehmlich zehn Millionen, betrügen, die er aber auch wieder verwen-

dete. Dabei schiene nun zwar das Volk sehr zu gewinnen, wenn meine bisher angegebenen Grundsätze ohne Einschränkung gelten. Aber unter was für einer Voraussetzung wollen wir uns dies als möglich vorstellen? Werden nicht die Unterthanen erstlich für einige Millionen mehr Arbeit (m. s. §. 49.) thun müssen, um wenigstens einen Theil dieses Geldes für den Staat zu gewinnen, und dann noch einmal für andre zehn Millionen, um es ihm wieder abzuverdienen? Wird diese so große Vermehrung der Arbeit der bis dahin bestandenen Menschenzahl möglich seyn? Man wird sagen, diese werde sich nach und nach vermehren. Aber der Staat wird ja auch derjenigen nützlichen Geschäftigkeit, die bis dahin unter dem Volke selbst bestand, eine ungeheure Menge Menschen entziehen, und Kostgänger des Staats aus ihnen machen, die nur da sind, um das von dem Staate gehobene Geld wieder unter das Volk zu vertheilen.

Wie aber? wenn wir annähmen, daß die zehn Millionen Auflagen ohne Vermehrung der Arbeit aus dem durch die bis dahin bestehende Arbeit entspringenden Auskommen von zwanzig Millionen gehoben würden. Ich will nicht untersuchen, ob dies möglich sey. Besser ist es gewiß, wenn der Unterthan noch Mittel findet, seinen Fleiß in dem Maaße zu erweitern, wie der Staat mehr von ihm verlangt. Aber wenn er dies auch nicht kann, so ist eine nothwendige Folge so hoch getriebener Auflagen, daß ein jeder den Lohn seiner Arbeit um so viel höher rechnet. Dies wird die nützliche Geschäftigkeit so niederschlagen, daß das

Total des im Volke Statt habenden Auskommens dadurch wieder abnehmen muß, wenn es gleich im Zahlwerthe steigt. Der Staat wird selbst in der Verwendung seiner Ausgaben diesen erhöheten Preis der ihm nöthigen Arbeit erfahren, und, wenn er seine zehn Millionen verwandt hat, nicht so viel Arbeit und Auskommen wieder unter das Volk verbreitet haben, als er ohne diesen Umstand thun könnte. Großbritanien erfährt dieses eben jetzt so sehr, daß die Vermehrung des Aufwands der Nation mit der Erhöhung und Vervielfältigung der Auflagen in einem fast gleichen Verhältnisse fortgeht, und die Folgen davon ihm immer fruchtbarer werden. Bei dem so sehr erschwerten Auskommen wird sich ungeachtet dieser Vermehrung einträglicher Arbeit die Menschenzahl nicht so sehr mehren, daß sie den Abgang, den die dem Staat dienenden Kostgänger veranlassen, wieder ersetzen könnte. Auch dies erfährt Großbritanien, dessen Bevölkerung bei dem jetzigen natürlichen Gange des innern Geldumlaufs keinesweges zunimmt, wohl aber neben dem Menschenverlust durch seine Kriege dadurch auf eine noch schädlichere Weise leidet, daß aus seinen arbeitsamen Volksklassen immer mehr in die unnütze Klasse der Armen verfallen, und bekanntlich in diesem anscheinend so sehr blühenden Staate die Zahl der Armen verhältnißmäßig größer als in jedem andern ist.

Ich habe hier einen Fall zum Beispiel gesetzt, bis zu welchem es ein Staat niemals treiben wird, auch nicht zu treiben wird versuchen können. Indessen

wird ein jeder Staat, auch ohne es so hoch zu treiben, wenn er das richtige Verhältniß überschreitet, bald auf die hier angezeigten Schwierigkeiten stoßen, und bemerken, daß die Quelle, woraus er für seine Bedürfnisse schöpfen will, nicht das erwartete giebt, wenn gleich dem Schein nach alles ihr entnommene ihr wieder zufließt.

§. 52.

Aber wird sich denn dies Verhältniß nicht bestimmen lassen, in welchem die Auflagen zum Total des in einem Volk Statt habenden Auskommens bestehen können? Werden sich nicht die Grenzen wenigstens angeben lassen, zwischen welchen dasselbe bestehen kann? Diese Untersuchung, wenn sie auch mit Hoffnung eines guten Erfolges unternommen werden könnte, würde sich doch gewiß hier noch nicht ganz ausführen lassen.. Es hat so vieles auf dieselben einen Einfluß, worauf wir allererst in der Folge gerathen werden. Gäbe es Erfahrungen, oder ließen sich Erfahrungen jemals erwarten, da das in einem Volke bestehende Total alles Auskommens zu Gelde gerechnet, und mit den in demselben ohne Nachtheil des Nahrungsstandes bestehenden Auflagen verglichen werden könnte, so würden wir der Untersuchung nicht brauchen. Aber daran ist gar nicht zu gedenken. Und eben deswegen wird auch dieselbe eine müssige Speculation werden, weil doch kein Staatsmann das erste genau wissen und das zweite mit Gewißheit darnach bestimmen kann. Er wird nur der Wahrscheinlichkeit nachgehen können,

aus dem steigenden Belauf mancher Auflagen auf die Zunahme des Auskommens im Volk schließen, und dann mit Behutsamkeit die Einführung neuer Auflagen wagen können, wenn er sie so zu wählen weiß, daß sie die Zunahme nützlicher Arbeiten nicht wieder stören.

Ich will indessen eine Muthmaaßung wagen, die ich mich zwar nicht getraue zur völligen Gewißheit zu bringen, welche aber doch wohl nicht sehr von der Wahrheit abweichen mögte.

Gesetzt, ein Staat könnte genau wissen, wie viel alles zu Gelde gerechnete Auskommen seiner Unterthanen betrüge, und höbe jährlich zehn Procent davon, so mögte dies ohne außerordentliche Vorfälle einerseits zu den Bedürfnissen des Staats völlig zureichen, andrerseits aber den Unterthan nicht zu sehr belasten.

Zureichen kann es. Denn wer wird annehmen, daß der Geldeswerth aller Arbeiten, die der Zweck einer bürgerlichen Gesellschaft zur Aufrechthaltung ihres gemeinen Wohls und Handhabung der innern und äußern Sicherheit erfodert, mehr als den zehnten Theil aller übrigen Beschäftigungen ausmache, durch welche die Mitglieder eines Volkes ihre Bedürfnisse überhaupt einander erfüllen? Nach Menschenzahl gerechnet ist es bei weitem nicht der zehnte Mensch oder die zehnte Familie im Volk, die der Staat in seinem Dienste nährt. Man mögte zwar sagen, die Arbeit einzelner werde höher bezahlt, als alle Arbeiten, die das gemeine Leben nothwendig macht. Wahr ist dies.

Aber die Arbeit, welche die Staaten vorzüglich fodern, die Arbeit des Krieges wird dagegen geringer, als alle Arbeiten des gemeinen Lebens bezahlt. Ein gemeiner Soldat kostet, wenigstens in Friedenszeit dem Staate nicht das, was dem im Wohlstand lebenden Mittelstandsmann ein heranwachsendes Kind oder ein erwachsener Bedienter kostet.

Es wird aber auch das Volk nicht zu sehr belasten können, ich meine ein Volk, daß nur einigermaaßen in dem Zustande ist, in welchem polizirte Völker durch den Geldumlauf gesetzt werden. Da, wo die Menschen bei einem trägen Geldumlauf ihr Auskommen auf die Erwerbung der nothwendigsten Bedürfnisse einschränken, da, wo der größte Theil des Volks seine productive Arbeit auf eignen Verbrauch verwendet, ist des Geldauskommens zu wenig im Staat, und das Volk kann nicht an diesen den zehnten Theil desselben abgeben. Denn wenn dieser es ihm gleich wieder giebt, so leiden doch diejenigen, welche nicht von dem Staat wieder verdienen können, zu große Noth, und werden ihre Existenz kaum fortsetzen können. Da aber, wo das Geld die Beschäftigungen des Volks so sehr gemehrt hat, daß fast jedermann auch ein gewisses Wohlleben zu seinem Auskommen rechnet, da können auch diejenigen, welchen der Staat nicht unmittelbar zu verdienen giebt, ihrem bis dahin nothwendig geachteten Auskommen den zehnten Theil abbrechen, diesen dem Staate geben, und dennoch ihre Existenz ohne Beschwerde fortsetzen. Da, wo eine nützliche Geschäftigkeit in lebhaftem Gange ist, finden sich für die mei-

sten die Mittel, ihre Arbeit zu erweitern, und den Belauf desjenigen, was der Staat von ihnen hebt, ihren Mitbürgern abzuverdienen. Der geringe Mann, der eigentlich nicht den zehnten Theil seines nothdürftigen Auskommes entbehren kann, mag nun den Lohn seiner Arbeit erhöhen, wenn die Nachfrage nach Arbeit lebhaft ist; und so tragen gutentheils, aber gewiß nicht ganz, die Reichern seinen Antheil. Da, wo des nutzbaren Eigenthums viel ist, wird ein Zehntheil dieser Nutzung dem Staat gar wohl zufließen können, und diejenigen, die von dieser Nutzung leben, werden theils sich diesen Abgang zum Antrieb dienen lassen, durch gemehrten Fleiß dieselbe zu erhöhen, theils wird es ihnen um so viel leichter fallen, weil die Verwendung der Abgaben doch am geschwindesten den Eignern der Grundstücke und andern nutzbaren Eigenthums das von dem Staat gehobene Geld wieder zuführt.

§. 53.

In ältern Zeiten, da die Geldabgaben bei dem so schwachen Geldumlauf, wo nicht ganz unbekannt, doch sehr unbedeutend waren finden wir die Zehnten von allem Ertrage des productiven Fleißes als eine fast allgemein beliebte Auflage eingeführt. Ich werde von derselben als einer noch zum Theil bestehenden Sache unten besonders reden müssen. Hier will ich nur anführen, daß sie auch das nicht verkäufliche Product menschlicher Arbeiten betrafen, welches sich in den meisten Geldabgaben in der Auflegung der Schatzun-

gen entzieht. In so fern waren also damals die vom Ackerbau freien Hände besser daran welche in den jetzigen Geldabgaben in einem viel größern Verhältniß bezahlen müssen. Ob sie alle ein Zehntheil ihres Auskommens so gut, oder noch leichter, als damals der Landmann tragen können, will ich hier nicht ausmachen. Aber man ist doch sehr geneigt es anzunehmen, und das Geldauskommen aller Stände, sowohl der fleißigen Volksklassen, als der Kostgänger des Staats mit einer Abgabe von zehn, ja mehr Procenten zu belegen. In Frankreich war die sogenannte taille reelle des biens fonds auf 10 Procent der Einkünfte abgezweckt, wiewohl die Art sie zu heben, wovon ich weiter unten mehr sagen werde, sie für einzelne Landeigner viel höher trieb. Die sogenannte taille d'industrie belastete die übrigen fleißigen Volksklassen ebenfalls mit 10 Procent. Dazu war ein premier vintieme und nachher ein second vintieme und ferner noch quatre sous par livre du premier vintieme gekommen, von deren Entstehen und hohem Belauf man sich aus Achenwalls französischem Finanzstaat, aus dem Königl. Steueredikt vom November 1771. erläutert, Göttingen, 1774. 4. S. 22 ff. unterrichten kann. Die six sous sur livre, wovon man ebendaselbst S. 38 ff. nachlesen kann, beschweren außer diesen manche Theile des Einkommens noch mit einer Auflage von 40 Procent. In den dänischen Staaten besteht nun schon seit bald 30 Jahren eine Abgabe von 10 Procent aller Einkünfte der Diener des Staats, selbst aller Geistlichen. Diese aber haben allen

sammt ihre gemessenen Einkünfte, die nicht leicht durch vermehrten Fleiß erhöhet werden können, und eben diese gewinnen von ihrer durch die Krone wieder verwandten Schatzung nichts wieder zurück. Die englische Landtaxe fällt nicht blos auf liegende Gründe, sondern auf alle Arten fester Einkünfte, und beträgt bei vier Schillingen vom Pfunde zwanzig Procent, wiewohl sie bekanntlich nach ihrer ersten Anlegung dem wahren Belauf der in ihr beschatzten Einkünfte nicht in deren jetzigem Bestande angemessen ist. In Hamburg bezahlt ein jeder Bürger jährlich auf Gewissen ein Viertheil Procent von dem Werth seines nutzbaren Eigenthums, welches im Verhältniß zu den sonst üblichen Zinsen von drei Procent Courant vom Bancocapital ungefähr ein Zehntheil der Geldnutzung des meisten nutzbaren Eigenthums ausmacht. Außer diesen aber wird, wiewohl selten, ein außerordentliches Quartprocent von allem Vermögen, selbst dem, das nicht nutzbares Eigenthum ist, bewilligt. In dem preussischen Schlesien sind die adelichen Güter mit 28, die Bauergüter mit 32 Procent der taxirten Einnahme belastet. Eine Auflage, die den ganzen auch nicht verkäuflichen Ertrag trifft, und freilich demjenigen übertrieben hoch scheinen mögte, der nicht weiß, daß die Taxation nach so billigen und gelinden Regeln gemacht ist, daß die Abgabe vielleicht auf 15 Procent des wahren Werths herabsinken mögte. Doch sind diese hier angeführten Abgaben von so vielen andern begleitet, welche mit jenen zusammen genommen in manchem Staate vielleicht zwanzig bis dreissig Procent

des Auskommens mancher solchen Familie ausmachen mögen.

Indessen kömmt doch bei dieser so hohen Belastung einzelner im Ganzen weniger heraus, als man denken mögte. Ich bin geneigt anzunehmen, daß selbst in solchen Staaten, wo die Abgaben aufs höchste getrieben werden, der Regent schwerlich zehn Procent von dem Total alles in seinem Volk Statt habenden Geldauskommens in seine Casse bringe. Hier ist etwas, das statt eines historischen Beweises dienen kann.

Wer weiß nicht, wie hoch die Auflagen in England steigen, wie mannigfaltig sie sind, und wieviel Mühe es schon im vorigen Krieg kostete, noch neue Auflagen bei den steigenden Bedürfnissen des Staats ausfindig zu machen.

Young *) berechnet das Total alles Einkommens in Großbritanien für alle Einwohner auf hunder und zehn Millionen L. St., eine Berechnung, zu welcher ich noch manche Anmerkung zu machen mich getraue, durch welche sie noch sehr erhöht werden würde. Er hat z. E. das Einkommen von Wohn- und andern Gebäuden nur auf zwei Millionen angeschlagen, welches doch allein für London schon mehr betragen mag. Auch das Einkommen aller Kostgänger des Staats, das nicht aus liegenden Gründen entsteht, ist übersehen, wiewohl es eben so gut, als alles andre, ein Geldein-

*) Political Arithmetik Part. 2. contening Considerations on the meahs of raising the Supplics vittin the Yeaz. 779. p. 34. ff.

kommen, und folglich eine Quelle der Abgaben ist. Er bringt überhaupt nichts von den wieder unters Volk verwandten Auflagen in Anschlag. Er setzt darneben zwei Berechnungen derjenigen Summen, welche im Jahr 1774 von der Nation gehoben worden, deren eine beinahe zwölf Millionen, die andre fast eine halbe Million mehr beträgt. In der ersten aber sind 12 Procent mit berechnet, welche die Kaufleute und Manufakturisten als Zinsen ihrer vorgeschossenen Auflagen in dem Rückzoll wieder zurück ziehen. Nach deren Abzug bleiben nur 10,872,250 L. S. mit Einschluß von 660,000 L. S. an Kosten der Einhebung, das ist $10\frac{5}{8}$ Procent. Wenn wir aber die von Young übersehenen Arten des Einkommens dazu rechnen, sind es gewiß noch bei weitem keine zehn Procent alles in der Nation Statt habenden Einkommens.

Dreihundert Millionen Livres Einkünfte, welche man dem Könige von Frankreich noch vor den letzten Jahren Ludwigs XV. beilegte, waren etwan dreizehn Millionen Pfund Sterling gleich. Wer wird zweifeln daß das Total alles Einkommens in Frankreich, dem man damals an die 24 Millionen Einwohner beilegte, wenn man davon eine Rechnung gleich der Youngischen hätte, das von acht Millionen Einwohnern, die Großbritanien höchstens hat, weit übertreffen müsse? Schon um das Jahr 1720 nahm man in Frankreich, das doch gewiß damals in seinem Nahrungsstande bei weitem nicht so gut daran war, als nun seit 1783, da sein Coloniehandel allererst recht sich gehoben hat, 2000 Millionen Livres baar Geld an. Wenn diese nun fünfmal

circulirten, so wäre das Total alles Geldeinkommens 10,000 Millionen und davon wären 300 Millionen nur 3 Procent. Ich will es gelten lassen, daß nach der so übertrieben scheinenden Erhöhung der Auflagen in den letzten Jahren Ludwigs XV. und nachher Ludwigs XVI. dieselben mit Einrechnung des Profits der Pächter 600, ja, wie ich noch damals es angegeben fand, 800 Millionen ausmachen. Dann würde dies nur erst sechs Procent von dem Total alles Auskommens, das in der Nation Statt hat, ausmachen, wenn gleich nach der mildesten Rechnung mancher 30 bis 40 Procent seines Auskommens an den König geben mußte. Es ist hier nicht der Ort, davon weitläuftiger zu reden; und nun vollends nicht mehr nach der grossen Veränderung aller Dinge, wo von keinem eigentlichen Beschatzungsplan in Frankreich noch die Rede ist, auch in England selbst die alten Maaßregeln verlassen werden müssen. Aber laßt uns doch dieses vorläufig als einen Beweis merken, wie sehr es auf die Art, Steuren anzulegen, ankomme, daß eine Nation sie mit gutem Willen und mit Leichtigkeit gebe. In Frankreich fühlte jedermann die Ueberlast der Abgaben, und den Druck, unter welchem einzelne Nahrungszweige litten, wiewohl sie nach dieser Rechnung noch schwach genug im Verhältnis zu dem Total alles Auskommens, wahrscheinlich viel schwächer als in Großbritanien, Holland und in den preussischen Staaten waren, wo zwar jedermann die Last der Abgaben sehr fühlt, aber niemand mit Grunde dieselben als eine Ursache von dem Verfall des Nahrungsstandes anklagt.

Wir dürfen also nicht zu voreilig seyn, dies Verhältnis von zehn Procent als ein allenthalben und in allen Zeiten und Umständen zulässiges Verhältnis der Abgaben zu dem Total alles Auskommens anzusehen. Es wird doch immer auf die Art der Beschäftigungen, auf deren lebhaften Betrieb, ob sie viel Geldauskommen geben, oder ob in einem sonst zahlreichen Volk der größere Theil für seinen eignen Verbrauch arbeitet, es wird insonderheit auf die Art der Auflagen ankommen. In einem Lande wie Pohlen werden fünf Procent alles Auskommens eine unerschwingliche Geldauflage seyn, weil des Geldeinkommens so wenig ist, und der größte Theil der im Volke vorfallenden Arbeit als ein Mittel der Subsistenz, nicht als ein Gewerbe betrieben wird. Der Staatsmann, welcher alle Ueberlegungen, die bei einer jeden Art Auflage entstehen, übersehen, sich nach diesem Verhältnisse allein genau richten, und dem Auskommen einzelner und aller, wenn es möglich wäre, nachforschen wollte, um einen jeden Unterthan oder wenigstens eine jede Volksklasse in dem Verhältnisse von zehn Procent zu belasten, wird noch immer einigen mehr, andern weniger abnehmen, als ihr Nahrungsstand ertragen kann. Er wird noch immer einzelne Gewerbe zu sehr drücken, und andre mehr verschonen. Der königliche Zehnte von allem Einkommen, welchen Vauban so ernsthaft, mit so guter Meinung vorschlug, möchte doch in der Ausführung noch manchen mehr gedrückt haben, als es die so übertriebenen französischen Auflagen nachher gethan haben. Jetzt aber geht Großbri-

tanien offenbar so weit über jene Grenzen hinaus, daß man die auf das Volk gelegte Last für unerträglich halten mögte. Es verlangt zur Bestreitung der Kosten des jetzigen Jahres zehn Procent von allem Auskommen seiner Bürger, wobei aber die gewiß jetzt schon eben so viel anlaufenden Abgaben aller Art ihnen zur Last bleiben sollen. Freilich wird es jene 10 Procent nicht rein erheben. Denn wenigstens wird die Schätzung des Gewinns von aller Handlung und allen Gewerben sehr mislich seyn. Es hat sich auch bald gewiesen, wie mislich die Schätzung war. Man rechnete auf zehn Millionen und hat nur achthalb bekommen. Aber das ist doch wohl gewiß genug, daß die gesammten Bürger dieses Staats im Jahr 1799 mehr als 20 Procent, wenn alle Abgaben zusammengenommen werden, von ihrem gesammten Auskommen werden abgeben müssen. Ich bin auch gewiß genug, es werde sich am Ende des Jahres zeigen, daß sie dieselben haben abgeben können. Aber nur in Großbritanien ist es möglich, und nur jetzt möglich, weil des durch die ganze Nation vertheilten Auskommens so viel mehr durch die Staatsschulden, aber auch jetzt durch die eben durch den Lauf des Krieges ins ungeheure vermehrte Handlung ist. Man nehme z. B. den Sohn eines Privatmanns, der vor 30 Jahren 100,000 in den Stocks zu 4 Procent stehende Pfund Stl. von seinem Vater ererbte, nun aber in Folge seiner guten Wirthschaft 200,000 L. St. zu 5 Procent in denselben stehen hat. Gesetzt der Vater hätte schon 10 Procent von 4000 L. St. abgeben müssen, und nun müßte der

Sohn 1000 L. St. aus seiner Einkunft von 10,000 L. St. abgeben — so ist doch klar, daß der Sohn leichter 1000 L. St., als der Vater ehemals 400 L. St. werde tragen können. Eben so leicht wird es dem Kaufmann werden, der jetzt 10,000 L. St. jährlich durch seine Handlung mit minderer Schwierigkeit verdient, als sein Vater vor 30 Jahren 4000 L. St. verdiente. Ich bin sogar nahe daran, zu glauben, daß, wenn die Nation einmal sich dazu verstanden, und sich nicht dadurch unterdrückt gefühlt hat, ähnliche Foderungen des Ministers auch in künftigen, selbst in Friedensjahren werden geltend gemacht werden, zumal wenn die Unmöglichkeit, die Staatsschulden durch andere Wege zu vermindern, einleuchten wird, die doch in der Hinaussicht auf künftige Kriege durchaus vermindert werden müssen. Freilich werden diejenigen, die eines kleinern Auskommens genießen, es immer schwerer fühlen, als die, welche von einem größern Auskommen 10 Procent zu tragen haben.

§. 54.

Diese Gefahr, den Nahrungsstand eines Volks, dessen Staatswirthschaft bis dahin gut bestand niederzudrücken, wird in dem Maaße größer, je höher und je geschwinder die Bedürfnisse des Staats steigen, und denselben zur Auflegung neuer oder zur Erhöhung alter Abgaben nöthigen. Wenn alles in seinem ordentlichen Gange bleibt, und dem Staat keine schleunige Bedürfnisse entstehen, ist der Staatsmann nicht zu entschuldigen der zu solchen Auflagen räth, welche die-

se böse Wirkung haben können, der nicht dieser Wirkung nachforscht, und, wenn er sieht, daß sie dem Nahrungsstande des Volks nachtheilig ist, sie aufhebt oder verändert. Aber in solchen Fällen der Noth ist nicht Zeit zu solchen Ueberlegungen, nicht Zeit zu versuchen, wie die Wirkung neuer oder zu sehr erhöhter Auflagen ausfalle, und bei Zeiten eine Aenderung zu treffen, Es ist klar, daß bei so geschwind steigenden Auflagen der Unterthan nicht Zeit hat, und daß es ihm selbst mit längerer Zeit unmöglich wird, seine Arbeit in dem Maaße zu erweitern, wie nun mehr Geld von ihm gefodert wird. Wenn er bis dahin es nur aus dem gewissermaaßen überflüssigen Theil seines Auskommens zu nehmen gewohnt war, so muß er nun in sein nothwendiges Auskommen greifen. Bei dieser Schwierigkeit kann es dem Staatsmann unendlich leichter und rathsamer werden, den Credit des Staats zu nutzen, um Staatsschulden zu machen, deren Zinsen auf Schatzungen angewiesen werden, die viel kleiner seyn können, als wenn er auf einmal das zu den dermaligen Bedürfnissen des Staats nöthige Geld durch Auflagen zu heben sich entschließt. Es kann der Gegenstand für diese so viel kleinere Schatzungen viel leichter ausgefunden, es kann nicht so viel darin versehen werden, als bei jenen auf einmal gehäuften Schatzungen. Und dann wird, wie ich oben gezeigt habe, nicht nur durch die Anleihe des Staats des nutzbaren Eigenthums so viel mehr im Staate, sondern auch bei der Verwendung des angeliehenen Geldes häuft sich dasselbe Theilweise in den Händen der Fleissigen im Volk so

an, daß der Staat, wenn er es nicht mit den Staatsschulden übertreibt, wenn er sogleich den Zeitpunkt, da es die Umstände erlauben, nützt, um wieder abzubezahlen, das Auskommen im Volk sehr gebessert, und alle Quellen der Abgaben viel reichhaltiger findet, als sie zu der Zeit seyn konnten, da er die Wahl traf, lieber durch Anleihen, als durch neue Schatzungen das, was er bedurfte, von dem Volk zu heben. Er wird die Unterthanen in einem bessern Vermögen, ihm zu dieser Bezahlung beizutragen, antreffen, als wenn er zu der Zeit, da diese Triebfeder noch nicht gewirkt hatte, eben dieses Geld unmittelbar von ihnen hätte heben wollen.

§. 55.

Smith erzählt und erläutert in Band 4. Cap. 3. S. 405 ff. der zweiten deutschen Uebersetzung sehr bündig, wie in dem mittlern Zeitalter die Regenten der Staaten, und überhaupt die Begüterten im Volk, nur in der Gastfreiheit und Freigebigkeit einen Aufwand machten, der sie aber nicht zum Schuldenmachen nöthigen konnte. Sie gaben nur, was sie hatten, sammelten Schätze in der Hinaussicht auf solche Unfälle, die sie aus ihren Ländern und Wohnsitzen auf eine Zeitlang vertreiben konnten. Denn freilich war durch das Feudalsystem gewissermaaßen dafür gesorgt, daß ein jedes Bedürfnis, es sey an Naturalien oder persönlichen Diensten, nicht unerfüllt bleiben durfte, und der Ertrag ihrer Besitzungen doch immer etwas hergab, das sie zu Gelde machen, die Gegenstände des wenigen

Wohllebens, welches sie kannten, damit bezahlen, und, wie gesagt, noch einen größern oder kleinern Schatz sammeln konnten. Smith scheint jedoch Eine ehemals gewöhnliche Aeußerung der Freigebigkeit nicht gekannt zu haben, durch welche die größern und kleinern Vasallen ihr reelles Vermögen sehr schwächten. Dies war die Ertheilung von Afterlehn an diejenigen, welchen sie wohl wollten. Dies hat in Deutschland erst spät aufgehört. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts verstarb ein Deutscher von Adel in einem auswärtigen Gesandtschaftsposten, und theilte seinem Kutscher ein Afterlehn zu, welches noch jetzt dessen Nachkommen 500 Thaler einbringt — und dies blos dafür, daß er seinen Sarg mit seinem schönen Gespann von Sechsen zu seiner erblichen Kruft führen sollte. Doch dies nur beiläufig!

Als vor drei Jahrhunderten die Gegenstände des Luxus sich so sehr mehrten, in einer weit größern Mannigfaltigkeit verfertigt und im Handel ausgeboten wurden, waren sehr natürlich die Großen der Erde die ersten Käufer davon. Weil aber ihre Geldeinnahme und Geldwirthschaft nicht gleichen Schritt mit ihren vermehrten Bedürfnissen hielt, so war es sehr natürlich, daß sie in Schulden geriethen. Dies sagt Smith sehr richtig. Aber es ist auch zu bemerken, daß um eben die Zeit das kirchliche Verbot der Zinsen beachtet zu werden, aufhörte, folglich das Verpfänden und der Verkauf der Grundstücke nicht mehr das einzige Mittel war, fremdes Geld zu seinem Behuf sich zu verschaffen. Der Handel selbst konnte nicht ohne Credit fortgehen,

und die Begierde der Verkäufer, ihre Luxuswaaren an den Mann zu bringen, machte, daß sie ohne ein Faustpfand oder andere ihnen gegebene Sicherheit, aber mit Einrechnung vieler Procente für die Zinsen und die Ungewißheit der nicht sogleich geleisteten Bezahlung, gern verkauften.

Doch auch von diesem Entstehen der Privatschulden, können wir hier abgehen. Die Schulden der Staaten kommen allein für uns in Betracht. Diese waren schon vor jenen Ursachen häufig da, und vermehrten sich nach dieser Zeit in Folge der sehr veränderten Politik, nach welcher jeder Staat in die Händel der übrigen so leicht verflochten ward. Ich habe diese Veränderung in dem Europäischen Staatssystem als die Epoche des Anfangs der neuen Weltgeschichte in meinem bekannten Buche angesehen, und darf den Beweis nicht aufs neue führen, daß in dieser Verwickelung der Staatshändel jeder größere oder kleinere Staat es weniger als sonst in der Macht hatte, sich vor dem Schuldenmachen zu hüten. Für die Freistaaten bewirkten nur die Kriegshändel dieses. Aber in den monarchischen Staaten dauerte neben dem Aufwand des Krieges der Aufwand der Pracht und des Hofstandes fort, ja was das ärgste war: dieser nahm in den Zwischenzeiten des Friedens so zu, daß der Gedanke, die durch den Krieg zerrüttete Wirthschaft wieder herzustellen, nicht aufkommen konnte. Smith trifft mit mir in der Bemerkung zusammen, die ich glaube schon vor ihm irgendwo gemacht zu haben, daß in dieser vierthalbhundertjährigen Periode nur zwei Regenten, nehmlich Heinrich

IV. und Friedrich II. einen Schatz von Belang angehäuft haben. Heinrichs in einem zwölfjährigem Frieden gesammelter Schatz betrug nur 40 Millionen Livres damaliger Währung. Diese hätten denn doch in den auf seine Ermordung folgenden nächsten Jahren, in welchen nur einige Kriegshändel in Italien vorfielen, müssen beisammen gehalten werden können. Aber nicht so! Die höfische Wirthschaft seiner Wittwe und ihrer Favorite verschleuderte sie unglaublich geschwind. Und wie viele Beispiele sind nicht von Verschuldungen mancher Fürsten in tiefem Frieden? Die grose Verschuldung Sachsens war schon sehr hoch unter seinen zwei prunkenden Augusten vor dem österreichischen Successionskriege gestiegen. Der siebenjährige Krieg vermehrte sie nicht, denn selbst die Zinsen der schon gemachten grosen Schuld, der Steuerscheine, fielen in der Dauer desselben weg. Gustav III. hatte zwar im Jahr 1774 das Geldwesen seines Reichs in Ordnung gebracht; aber er, der gewiß nicht dachte, ohne Krieg zu bleiben, (man sehe meine Welthändel in der neuesten Ausgabe S. 534.) vergaß ganz die Nothwendigkeit, sich Geldeskräfte dazu zu sammeln, sondern setzte sich durch seinen Hofstand und unnöthige Reisen in schwere Schulden, wovon die Last gewiß noch in vielen Friedensjahren von dem Reiche nicht wird abgewälzt werden.

So wenig richtige Ordnung in den Finanzsystemen der grosen Staaten Europens war, so hatten doch diejenigen an dem Ertrag ihrer Abgaben genug, um im Kriege nicht verlegen zu seyn, in welchen ein bestimmtes, wenn gleich noch so fehlerhaftes Beschützungs-

system galt. Das gilt insonderheit von Frankreich. Man liest nicht, daß Karl VIII. bei seinem kostbaren italienischen Kriege abseiten seiner Finanzen in Verlegenheit gerathen wäre. Aber Ludwig XII. hielt seine vielfältigen und mehrentheils unglücklichen Kriege aus, ohne seiner Nation nur Eine außerordentliche Schatzung aufzulegen. Der Erfolg seiner Kriege mögte glücklicher gewesen seyn, wenn er sich dies hätte erlauben wollen. Aber damals fiel es selten den Fürsten ein, ihre Kriege mit größerer Anstrengung zu führen, als welche ihnen ihre Einkünfte erlaubten. Unter Franz I. war die Wirthschaft unordentlicher. Aber mehr diese als wirklicher Geldmangel störten den Fortgang seiner Waffen. Mayland gieng im Jahr 1521 dadurch verloren, daß seine Mutter eine halbe Million dorthin bestimmter Thaler zum Behuf ihrer höfischen Verschwendung dem Finanzminister abnahm. (Man sehe meine Welthändel bei erwähntem Jahre, Seite 72.) Aber bei Kaiser Karl V. war immer schwere Geldnoth, und er mußte im Jahr 1529 zufrieden seyn, zwei Millionen Ecus zum ganzen Ersatz derer Vortheile von Franz I. zu bekommen, die er von dessen Gefangennehmung bei Pavia einzuerndten hoffte.

Ueberhaupt aber halfen die Regenten bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts sich in ihren Kriegen fast nur durch einstweilige Behelfe, welche in ihrer Mannigfaltigkeit darzulegen ich nicht auf mich nehmen kann. Die aufs Volk gelegten Schatzungen mußten helfen, so weit sie konnten. Sie wurden vermehrt und erhöht — aber auch das reichte nicht sehr

weit. Dann lieh man auch Kapitalien zu wucherlichen Zinsen auf. Aber ein Hauptbehelf zur Aufbringung der nöthigen Krieger war wenigstens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts dieser: Man schloß Contrakte mit Kriegsmännern von gewissem Rufe über die Aufbringung eines Heeres von bestimmter Mannszahl. Man versprach ihnen Geld, und bezahlte es wirklich, wenigstens zum Anfang. Bald aber stockte diese Zahlung. War jedoch einmal das Volk unter den Waffen, so wußten dessen Heerführer dasselbe auf Kosten der überzogenen Länder eben so gut und vielleicht in besserer Ordnung zu unterhalten, als in unsern Zeiten die Franzosen durch ihre sogenannten Requisitionen. Denn jene Heere hatten keine Commissarien bei sich, welche das meiste für sich raubten, und dann erst an das Bedürfnis des Heeres dachten. So ward der 30jährige Krieg fast überall geführt. Auch von dem Kriege her, durch welchen die Holländer sich frei machten, sind Foderungen an diese Republik für mehrere zu ihrem Dienste gestellte Korps noch übrig, die durch eingerechnete Zinsen zu Millionen angewachsen sind.

§. 56.

Die vielen Kriege, durch welche Ludwig XIV. Europa beunruhigte, wurden auf beiden Seiten mit Heeren geführt, die man ordentlicher besoldete. Ludwig führte seinen ersten Hauptkrieg mit denen Geldkräften, welche ihm der durch Colbert so sehr erhöhete innere Wohlstand seines Reichs gab, ohne Verlegenheit, und gewann eben dadurch die grosse Uebermacht, mit wel-

cher er seinen Feinden in dem Nimwegischen Frieden Gesetze vorschrieb. Aber desto weiter standen die übrigen Krieg führenden Mächte hinter ihm zurück.

In dem 2ten Hauptkriege von 1688 an bekam Ludwig es mit einem Hauptfeinde zu thun, der, wenn er gleich ein eingeschränkter Monarch war, die Kräfte zur Führung seines Kriges wider ihn aus derjenigen Quelle zu schöpfen wußte, welche die beste von allen ist, nehmlich aus den Nationalreichthümern seines Volks, das aber damals noch das Recht ganz genoß, auszumachen, wie viel es von diesem seinen Reichthum zu dem Kriege hergeben wollte. Unter Willhelms III. Vorweser hatte Karl I. dieses Recht zu kränken gewagt, aber auch eben dafür seinem Volk mit dem Leben gebüßt. Karl II. hatte durch Versagung des zum Kriege nöthigen Geldes seinen zweiten gegen die V. Niederländer frevenklich unternommenen Krieg aufzugeben sich genöthigt gesehen. Willhelm III. erlangte in dem Einverständnis mit seinem Volk über den Krieg mit Frankreich, wenn gleich dieses ihn persönlich nicht sehr liebte, die für jeden Feldzug aufs ungefähre berechneten Summen gern bewilligt. Was die laufenden Einkünfte der Krone nicht dazu hergeben konnten, ward angeliehen, aber doch auch durch Auflagen, die zu dem Ende jedesmal bewilligt werden mußten, dafür gesorgt, daß diese Schuld nicht veralten konnte, sondern jedesmal nach Ende des Jahrs wieder abgetragen werden mußte.

Mögte doch Großbritanien in diesem Zustande immer geblieben seyn, dann würde es in andere Kriege

sich nicht haben einlassen, vielweniger selbst sie haben anfangen dürfen, als zu welchen es sich durch seinen jederzeitigen innern Wohlstand stark genug fühlte. Es würde nach jedem geendigten Kriege des Friedens sich ganz haben erfreuen können, und vielleicht höchstens noch wenige Jahre durch das zur völligen Abtragung seiner Schuld nöthige Geld haben aufbringen müssen, und kurze Nachwehen des Krieges gefühlt haben. Wie viel dieser Staat in dieser Ordnung der Dinge und in diesem Gange seiner Finanzen vermogte, hatte sich in dem einzigen Kriege Wilhelms III. genugsam gezeigt. Es hatte seine Heere auf dem festen Lande nicht nur gut bezahlt und erhalten, sondern auch durch Subsidien-Traktaten so viel fremde Truppen herbeigezogen, als nöthig waren, um im Felde den Franzosen die Spitze zu bieten, und den Abgang zu ersetzen welchen die vielen mörderischen und immer unglücklichen Gefechte in den Niederlanden verursachten. Ja noch mehr: es hatte, da der Landkrieg so wenig glücklich war, die Herrschaft der Meere durch seine Flotten bereits in diesem Kriege gewonnen, welche es seitdem nie wieder verloren hat.

Aber bei diesen auf kurze Zeit gemachten Schulden waren folgende drei große Schwierigkeiten. 1) Das Bedürfnis des Krieges war zu dringend, und das für dasselbe bewilligte Geld mußte fast ein Jahr früher verwandt werden, als es in den Auflagen konnte eingehoben werden. 2) Die Berechnung der Kosten des Krieges war zu ungewiß, und überstieg bei weitem den Ertrag, welchen man sich von den Auflagen versprechen

hatte. 3) Aber auch dieser Ertrag ließ sich nicht bestimmt berechnen, und fiel gewöhnlich weit geringer aus. Der ersten Schwierigkeit war nur dadurch abzuhelfen, daß man das von dem Parlament bewilligte Geld bis zu dessen Erhebung aufborgte, wovon die Zinsen bis auf zwölf P. C. fürs Jahr deswegen anliefen, weil überhaupt die Zinsen damals höher standen, und niemand ein Kapital auf kurze und dazu ungewisse Zeit so wohlfeil weggiebt, als ein auf längere Zeit sicher belegtes Kapital. Der zweiten und dritten Schwierigkeit ward durch neue Borgkontracte abgeholfen, über welche Smith im 4. B. S. 411. zwar gute, aber doch nicht ganz zulängliche Nachricht giebt. Wenigstens werden deutsche Leser aus ihm nicht ganz den Gang des britischen Finanzsystems seit einem halben Jahrhundert und den eigentlichen Anfang des sogenannten Fundirens gehörig verstehen.

Im Jahr 1695 ward die Londoner Bank errichtet. Sie gab drei Viertheil ihres Fonds, der 1,200,000 L. St. *) war, der Krone als ein bleibendes Darlehn zu 6 P. C. Nun durfte das Parlament nicht für die Abtragung dieses Kapitals in Jahresfrist, sondern nur für eine Schatzung sorgen, durch welche die 54,000 L. St. Zinsen jährlich aufgebracht werden konnten. Die

*) Diese Summe schreibe ich noch immer Anderson nach, wiewohl ich sie in andern Schriftstellern auf 1,500,000 L. St., und das Darlehn an die Krone auf 1,200,000 L. St. angesetzt lese.

zugleich grössere Leichtigkeit, hiezu Rath zu schaffen, als zur Abbezahlung des Kapitals, machte diesen Weg so angenehm, daß man sich an denselben nun ein Jahrhundert durch fast allein gehalten hat, wiewohl nun schon Pitt in den beiden letzten Parlamentssitzungen den alten Weg wieder hat einschlagen müssen, um mehrere Millionen unmittelbar durch äusserst hohe Abgaben neben denjenigen Millionen aufzubringen, die er durch fundirte Anleihen anschaffen wollte, welche er doch immer noch durch fundirte Anleihen anschaffen muß. Dieser Ausdruck Fundiren bedeutet also eigentlich folgendes: eine Summe auf Anleihen ohne Bestimmung eines Termins der Rückzahlung negociiren, nachdem sie von dem Parlament bewilligt worden. Eine Hauptbedingung dabei ist, daß die Nation dieselbe wieder bezahlt, wenn sie dereinst kann. Mittlerweile darf nur für die Zinsen dieser Summen durch Auflagen gesorgt werden, welche dann ebenfalls von dem Parlament bewilligt werden. Die Darleiher haben nicht die Freiheit, die Schulden aufzukündigen, welche daher irredeemable debs heißen. Neben diesen Schulden sammeln sich andere aus den Kosten des Kriegs insonderheit, für deren Bezahlung nicht unmittelbar Rath geschafft werden kann, und die daher von ihren Eigenern als Gläubigern der Krone so lange eingemahnt werden dürfen, bis auf irgend eine Art Mittel dazu gefunden sind. Das Hauptmittel dazu ist dann eine Verwandlung dieser Schulden in irredeemable debs; indem man auch diese fundirt, sie fest stehen läßt, und auch für die Bezahlung von de-



ren Zinsen sorgt. Davon sagt Smith das geschichtliche bis in das Jahr 1720, aber nicht weiter, wiewohl es noch immer in jeder Parlamentssitzung angewandt wird, und nun in den letzten Jahren größere Summen auf diese Art fundirt worden sind, als welche vor dem Fundiren an König Willhelm III. zur Führung des ganzen Krieges auf ein Jahr bewilligt wurden. —

Ungern hab ich hier ins Kurze zusammengezogen, was mancher meiner Leser aus andern Schriften, vielleicht auch aus den meinigen bereits wissen wird, diejenigen aber nicht richtig erfahren werden, die sich ganz an Smith halten. Aber ich mag nichts von allem dem hier eintragen, was sich von der Einwirkung der Bank in das britische Finanzsystem, von der Reduction der Zinsen von 4 auf 3 P. C. im Jahr 1748, den seit dieser Zeit so genannten consolidirten Stocks, den zweimal errichteten und noch immer nicht seinen Zweck ganz erfüllenden Fonds und so vielen andern Dingen sagen läßt, die das ungeheure Schuldenwesen der britischen Nation betreffen. Eine kleine, im Jahr 1797 von mir herausgegebene Schrift: John Bull der jüngere, wird meinen Lesern vieles darüber sagen. Auch kann ich auf meine Geschichte der Londoner Bank, als einen Hauptanhang zu meiner Abhandlung von den Banken, demnächst auch auf meine Darstellung der Handlung verweisen.

§. 57.

Dieses eigentliche Fundiren der Kronschulden hat nur Großbritanien geübt, weil nur seine durch die

Revolution wiederhergestellte Verfassung den Ursprung dazu gab, und kein anderer Staat eine ähnliche hat. Fast alle sind nur dem jedesmaligen Bedürfniß gemäß verfahren, und haben den Anwachs ihrer Schulden, so wie den ganzen Belauf der durch dieselben veranlaßten Abgaben zu verstecken gesucht. Das ist insonderheit in den vereinigten Niederlanden geschehen, einer Republik, für welche es eben so natürlich gewesen wäre, seinen Bürgern jedesmal offen zu sagen: so viel werden wir aufs neue schuldig, so viel mehr Zinsen fallen uns dafür zur Last, und um diese aufzubringen, müssen wir euch mit diesen oder jenen Auflagen aufs neue belasten. Aber dieser Staat hat nie offene Rechnung über seine Schulden gegeben. Frankreich hat bis an die Zeit der Revolution seine Staatsschulden ohne festen Plan und Ordnung gemacht, immer Geld aufgenommen, so wie es dasselbe brauchte, und dann oft zu spät an die Auflagen gedacht, aus welchen die Zinsen bestritten werden sollten. Es hat auch wohl zu Zeiten Entwürfe zu deren Tilgung gemacht. Unter der Regierung Ludwig XV. bestand einige Jahre lang nach 1749 eine sogenannte Caisse d'amortissement, aber es ward so wenig, wie in England, die Bestimmung dieses sinkenden Fonds standhaft beobachtet. Niemals aber hat Frankreich bei einem neuen Darlehen auch eine neue Schatzung als einen bestimmten Fonds für dessen Zinsen aufgelegt. Ein königliches Edikt vom 27. November 1778 entdeckt einen Gedanken der Regierung, diesen Weg einzuschlagen. Je vois la dedans pour la France

l'aurore du plus beau jour, sagt Saussure in seinen lettres sur l'emprunt et l'impôt, 1779. 8., in welchen er die Regierung mit großer Lebhaftigkeit ermuntert; diesen Weg gleich England zu betreten, und den Reichen, die doch wirklich in Frankreich noch nicht hinlänglich belastet sind, die Zinsen eines jeden neuen Darlehns durch Auflagen auf deren Aufwand zu Last zu legen. Ob Frankreich, zumal wenn der gutmüthige Ludwig XVI. gleich anfangs diesen Weg eingeschlagen wäre, der Revolution mögte enthoben gewesen seyn, ob es mögte den Anwachs seiner Schulden durch den Nordamerikanischen Krieg mehr gescheuet haben, ob der Hof das Deficit die Ursache alles Unglücks, zeitiger und bestimmter erkannt haben würde, mag ich nicht entscheiden. Aber im Jahre 1779 war es gewiß schon zu spät. Spanien, das früher als andere große Staaten, ungeachtet des ihm von America her zufließenden Geldreichthums in große Schulden gerathen ist, hat nur immer sich nach dem jederzeitigen Bedürfniß gerichtet, überhaupt keinen Plan in seinen Finanzen gekannt, ist schuldig geblieben, wo es mußte, hat angeliehen, wo es konnte, und die Auflagen unter allerlei Benennungen gemehrt und erhöht, ohne die Folgen zu beachten, welche sich in der Niederschlagung der Industrie des Volks zeigten. Das Haus Oesterreich hat von jeher mit Geldmangel gekämpft, aber doch mehr als andere Staaten den Ruhm behauptet, die gegen seine Gläubiger eingegangenen Verpflichtungen erfüllt zu haben, denen es nach alter Weise für einen Theil reale Sicherheit in seinen Staa-

ten gab. Am meisten unter allen Staaten von einigem Belang hat Sachsen sich dem Fundirungssystem genähert, weil in ihm die Repräsentanten des Volks so wie in Großbritanien in die Vermehrung der Schulden, so wohl in die Abgaben einwilligen müssen. Es hat die nachtheiligen Folgen davon im hohem Grad empfunden, aber auch sich derselben zu entledigen angefangen, sobald es konnte, und den Briten ein lehrreiches Beispiel gegeben, das sie jedoch schwerlich werden befolgen können. Denn diese oder vielmehr seine Minister haben sich zu lange durch die scheinbare Erleichterung getäuscht, zu den immer höher steigenden Bedürfnissen des Staats in diesem Wege Rath zu schaffen. Das weiß nun jedermann so gut, daß ich darüber hier nichts sagen mag. Aber nun sieht sich Pitt aus jenem so ebenen Wege herauszutreten genöthigt, auf welchem er bisher alles so federleicht fand, und die Resourcen seines Volks in Aufbringung der Auflagen für unerschöpflich ausschrie. Er hat, wie gesagt, in diesem 1798sten Jahre sieben Millionen L. St. in äußerst hohen Abgaben der Nation zur unmittelbaren Verwendung aufbürden müssen, und verlangt jezt 10 Procent von allem Auskommen. Er hat eine Abgabe von der sichersten Einträglichkeit, nemlich die Landtaxe auf viele Jahre hinaus anticipiren müssen.

Was denn auch das Schicksal der britischen Finanzen über kurz oder lang seyn mag, so ist es klar, daß der Grund desselben in dem nun ein Jahrhundert durch gedauerten Fundirungssystem liegt. Wäre diese

unselige Erfindung nicht entstanden, so würde diese immer krieglustige Nation manche ihrer Kriege entweder gar nicht haben anfangen können, oder doch zu rechter Zeit haben beendigen müssen, und Europa würde überhaupt etwas mehr als 56 Ruhejahre seit jener Zeit genossen haben. Keiner der andern Staaten hat Grosbritanien, wie gesagt, in dem eigentlichen Fundirungssystem weiter nachgeahmt, als darin, daß sie bei den meisten Schulden, welche sie machten, zur Bedingung setzten, daß die Gläubiger sie nicht aufkündigen, wohl aber ihre Foderungen nach Gefallen an andere verkaufen könnten. Zu diesem Behuf wurden diese Staatsschulden in runden Summen auf Papier gestellt, die der Gegenstand eines Handels, und den Umständen nach eines Gewinnes oder Verlustes wurden. So wurden dann Staatspapiere unter allerlei Benennungen fast allgemein in Europa, und gesellten sich andern Papiergeldern, und welches nicht einerlei ist, für Geld zu ungewissem Werth verkäuflichen Papieren bei. Nur wenige Staaten, insonderheit der Preussische unter Friedrich II. haben sich davon frei erhalten. Ich schrieb am Ende des Jahres 1795 einen kleinen Aufsatz in den hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten über das papierne Jahrhundert. Denn das ist es nicht blos für Großbritanien, sondern für ganz Europa gewesen. Ueberall sind die Erfindungen äusserst mannigfaltig geworden, durch welche man dem Papier eine dem Gelde gleichgeltende Wirksamkeit zum Behuf der Staatswirthschaft überhaupt, insbesondere aber in den Kriegshändeln zu geben gesucht hat. Das erste und

wichtigste Beispiel gab die erste von der Londoner Bank dem Staat geleistete Beihülfe. Aber seitdem hat auch fast jeder Staat sich eine Zettelbank gegeben, und bei deren Errichtung auf jene Hülfe in seinen Geldverlegenheiten hinausgesehen. Freilich war dieses schon im 15ten Jahrhundert mit der ersten Zettelbank in Genua geschehen, aber nicht so mit der zweiten, nemlich der 1658. zu Stockholm errichteten, welche selbst Karl XII. in seinen größten Geldnöthen so respectirte, daß er nie die Hand nach ihr ausstreckte. Die Bank des Law hatte zum Hauptzweck einzige Gläubigerin des Staats zu werden. Dieses hätte sie seyn und lange bleiben können, wenn sie nicht durch den Leichtsinn der Herzogs Regenten darin gestört worden wäre. Die kurz vor der Revolution errichtete Caisse d'escompte bestand gut, und war noch nicht von der Regierung gemisbraucht, als die Revolution ihr ein Ende machte. Oesterreich ist in dem Gebrauch der Wiener Bank lange bescheiden verfahren, hat aber, wenn es an Geld zu mangeln anfieng, vielerlei Staatspapiere ins Publicum gebracht, und jetzt ist der Staat mit seinen Banknoten äußerst überhäuft. Spanien, das endlich auch in unsern Zeiten die Carlos Bank bekommen hat, brauchte sie schon im Frieden als eine Stütze seiner Finanzen, zerrüttete aber bald dadurch sein schon morsches Geldwesen. Nun hat auch Portugal eine Bank und Papiergeld, wovon es sich so lange frei erhalten hat. Dännemark gab sich im Jahr 1736 eine kleine Bank, anfangs nur zum Behufe seiner Handlung, misbrauchte sie jedoch ihr in seinen spätern Geldnöthen, und

zum Behuf falscher Handlungsspeculationen seiner Kaufleute, scheint aber nun seine zwei später errichteten sogenannten Species-Banken zweckmäßiger benutzen zu wollen. Schweden war nicht so bald seiner monarchischen Verfassung los, und hatte sich in ein Mittelding von Monarchie und Republik umgeformt, als es seine Bank zu entheiligen anfieng, und späterhin die Resourcen zu zwei Kriegen in ihr zu finden vermeinte. Gustav III. hatte sich in der 1772 dem Reiche gegebenen Constitution zu wenig Rechte über die Bank vorbehalten, und suchte sich vergebens in einem der spätern Reichstage wieder zu deren Herrn zu machen. Als aber sein wider Rußland unternommener Krieg ihn bald in Geldmangel setzte, gab er seinem Volke ein neues Papiergeld neben den Banknoten unter der Benennung der Reichsschulden-Zettel, deren sich dasselbe, wer weiß in wie langer Zeit, nicht wieder wird entledigen können. Rußland hatte lange eine Bank von eingeschränktem Gebrauch, bis Katharina II. deren Zettel um 100 Millionen Rubel vermehrte, um das Schuldenwesen der adlichen Güterbesitzer scheinbar zu erleichtern, aber auch sich in ihren Kriegen damit zu helfen. Für Sachsen war aus seinen 36 Millionen Thalern Schulden ein freilich verkäufliches Papiergeld, die Steuerscheine, entstanden. Ein Gedanke entstand nach 1770, dem Lande auch eine Zettelbank zu geben, welche ihre Kraft durch die Garantie der Leipziger Kaufmannschaft erlangen sollte. Diese weigerte sich, und so blieb Sachsen ohne Bank gewiß zu seinem Glück; da die Abbezahlung von bei-

nahe der Hälfte seiner Steuerscheine so viel Geld in die Hände seiner Begüterten zurückgebracht hat, daß die Papiere einer Bank daneben wahre Verlegenheit gemacht haben würden.

Aber neben diesen Bankpapieren hat fast jeder Staat so viele andre Papiere in Kriegszeiten unter allerlei Benennungen in Gang gesetzt, und eine scheinbare Hülfe darin gefunden, daß man mit Gewißheit sagen kann, für die Geschichte dieses Jahrhunderts sey eine Geschichte des mannigfaltigen Papiergeldes, wenn sie in einiger Vollständigkeit geschrieben würde, äußerst wichtig. Sie haben allen an den Welthändeln thätigen Mächten scheinbare Kräfte gegeben, in deren Gefühl sie gewagt haben, was sie sonst nimmer würden gewagt haben, oder auch, wenn sie in dieselben verwickelt waren, länger darin ausgehalten haben, als ihnen sonst möglich gewesen seyn würde, gewiß aber nicht zum Wohl der Völker. Und wie sehr haben wir zu fürchten, daß England bald ein schreckliches Lehrgeld über das Papier-Unwesen geben werde. Wie gern schrieb ich noch jetzt eine Geschichte des papiernen Jahrhunderts, zu welcher das oben angeführte Blatt ein vorläufiger Entwurf war, in einiger Vollständigkeit. Aber mein Alter und meine Gesichtsschwäche benehmen mir den Muth dazu, und ich wünsche, einen dazu fähigen Kopf in meine Stelle treten zu sehen.

§. 58.

Nach allem dem, was in diesem papiernen Jahr-

hundert mit öffentlichen Papieren aller Art versucht worden ist, sind die französischen Assignaten mit den in ihre Stelle getretenen oder sie begleitenden Papieren unter andern Benennungen, als eine ganz neue Erscheinung anzusehen. Ich will zuvörderst von dem reden, was sie unterscheidendes von ihren Vorgängern im Reich der Papiere hatten, wobei ich Leser voraussetze, denen ich nicht erst geschichtlich erklären darf, wenn und unter welchen Veranlassungen sie entstanden. Sie sollten, was ihre Benennung angiebt, wirkliche Anweisungen oder eine Berechtigung abgeben, sich mit diesem Papier in der Hand als Käufer solcher Dinge darzustellen, die der solideste Theil des Nationalreichthums in jedem Volk und das nutzbarste Eigenthum sind. So betrachtet waren sie mehr als Producte der Circulation. Wer Assignaten in einem hinlänglichen Zahlwerth besaß, sollte nach seiner Wahl anfangs nur einen Theil der liegenden Gründe, die man der Geistlichkeit abgenommen hatte, späterhin auch der des entwichenen Adels und der königlichen Domainen an sich bringen können. Solch ein Papiergeld ist nie in Umlauf gebracht. Die Noten der solidesten Bank weisen Niemanden auf ein festes Eigenthum an, das er sich unmittelbar dadurch verschaffen könne, wenn gleich er ein solches damit bezahlen kann, so lange sie im Volk noch einen Werth haben. Doch ich werde bald zeigen, daß dieser Vorzug nur scheinbar war. Daß der Staat sich verpflichtete, sie außerdem in Bezahlung aller Abgaben anzunehmen, war

kein Vorzug vor den Bankzetteln oder andern öffentlichen Papieren, die nicht anders im Werth erhalten werden können. Aber das war wichtiger, daß dieser sich verpflichtete, sie, so wie sie in seine Cassen kommen würden, zu vernichten, und die Ueberhäufung derselben zu hindern, wenn sie einmal nur in Bezahlung jenes Eigenthums oder in den Abgaben gebraucht worden, folglich alle die dem Umlauf im Volke wieder zu entziehen, welche dieses nicht selbst in demselben zu erhalten nöthig fände. Dies hat nie eine Bank, dies hat nie ein Regent mit seinen öffentlichen Papieren gethan, außer Dännemark, wiewohl nicht zu Anfang, sondern erst spät, als es die Folge der Ueberhäufung in ihrer ganzen Schädlichkeit erkannte. Diese eine ziemlich lange Zeit fortgesetzte Vernichtung der Assignaten gilt mir für einen Beweis, daß die, welche zuerst dazu riethen, es ehrlich meinten, und keinen solchen Misbrauch derselben im Sinne hatten, als welcher nachher daraus erfolgt ist. Sie scheinen mir auch wirklich zum Hauptzweck gemacht zu haben, dem Staat aus seinen einstweiligen Verlegenheiten zu helfen, daß er mit einem Theil des Geldeswerths der wirklich verkauften Nationalgüter seine Bedürfnisse und Schulden bezahlen könnte, und nach etwas mehr als zwölf Jahren die Assignaten wieder verschwinden sollten, wenn jeder in den Besitz der Nationalgüter gesetzt seyn würde, von welchen der Kaufpreis alsdann vom Staat verbraucht seyn würde. Der Charakter, welchen die constituirende Versammlung ziemlich lange

behauptete, giebt mir Grund, ihr eine solche Aufrichtigkeit ihrer Absichten beizulegen, wiewohl ich nicht zu bestimmen wage, wie lange diese sich so rein erhalten haben möge. Laßt uns indessen dieses als die erste Periode der Assignaten ansehen.

§. 59.

Aber folgende Versehen — (denn für solche will ich sie, nicht aber für bös gemeint das ansehen, was schon in dem ersten Plan der Sache unrecht gewählt war) — bereiteten den Fall dieser Papiere bald vor. Es war keine Casse da, wo man nur einen Theil derselben hätte nach Willkühr in baares Geld verwandeln können. Law sorgte bei Errichtung seiner Bank mit dem ungeheuren Zahlwerth von zwei Milliarden Livres in deren Noten, der dem Zahlwerth alles in Frankreich circulirenden baaren Geldes gleich geachtet ward, den man damals berechnete, dennoch für eine offene Casse. Er versicherte den Inhabern der Banknoten eine Zahlung in der Münze des Tages, an welchem jede Note ausgestellt war. Seine Bank erhielt sich, so lange ihr die Regierung nicht die Sache verdarb, ungeachtet deren Fonds nur einen kleinen Theil des Zahlwerths ausmachte. Ja sogar diese gewannen ein Agio von 1 Procent gegen baar Geld, als man merkte, daß der Hof dem Münzfuß nicht getreu bleiben wollte. Ich glaube doch immer, daß es möglich gewesen wäre, eine Casse zur Leistung baarer Auszahlung der Assignaten zu errichten. So groß auch der Man-

gel an baarem Gelde damals seyn mogte, so hätte man den Fonds durch die Bedingung sammeln können, daß die zum Verkauf gebrachten Nationalgüter zum Theil in baarem Gelde bezahlt werden sollten. Vielleicht hätte man die damals noch gut bestehende Caisse d'escompte dazu benutzen können. Die bei dieser für baar Geld einkommenden Assignaten hätte man nicht wie die andern an die Regierung zurückkommenden verbrennen, sondern sie ins Publicum wieder vertheilen dürfen. Dies alles nehme ich von der ersten Periode der constituirenden Versammlung und unter der Voraussetzung an, daß damals noch es ein Ernst mit der Realität der ganzen Sache gewesen sey. Da aber jenes nicht geschah, so erfolgte, was immer erfolgt ist, und erfolgen muß, wenn man ein Papiergeld erschafft, ohne eine Casse zu errichten, in welcher dasselbe jedem, der es verlangt, in baar Geld umgesetzt werden kann.

Dem Papiergelde fehlt die wesentliche Eigenschaft des Geldes aus edlen Metallen, daß dieses der Quantität und Qualität nach mit der Quantität und Qualität der dafür erkäuflichen Dinge verglichen werden kann. Diese Eigenschaft kann ihm nur dadurch gegeben werden, daß man es, wenn man will, in eben dies Geld wieder verwandeln kann. Den Assignaten war vermeintlich etwas von dieser Eigenschaft gegeben. Man konnte dafür Grundstücke kaufen, und sie also mit der Quantität und Qualität eines reellen nutzbaren Eigenthums vergleichen. Aber für diese Verglei-

chung war das Objekt zu weit aus den Augen desjenigen gerückt, der Assignaten besaß, ohne auf einen Ankauf von Nationalgütern hinaus zu sehen — und bei denen, die darauf hinaus sahen, hatte diese Verwandlung in nutzbares Eigenthum wirklich Statt.

Mehr Kraft, die Assignaten in ihrem Werthe zu erhalten, lag in der Bezahlung der Schatzungen mit denselben. Aber diese allein hat nie ein Papiergeld, selbst die Noten einer Bank bei ihrem vollen Werth erhalten können. Denn es ist etwas anders, baar Geld für ein Papiergeld wirklich heben, und in Bezahlung für etwas weggeben, was man schuldig ist. Dort bekömmt man, so zu reden, den Glauben in die Hand, daß das Papiergeld so gut als baares Geld ist. Hier vergleicht man nun den Zahlwerth des Papiers mit dem Zahlwerth dessen, was man zu bezahlen hätte. Wenn in einem Staate die Münze sich durch allerlei Umstände verringert, so gewinnt sie dadurch nicht ihren wahren Gehalt, ihre vorige Quantität und Qualität wieder, daß der Staat noch fortfährt sie in Bezahlung der Abgaben zu nehmen. Ein durch andere Ursachen in dem Urtheil des Volks herabgewürdigtes Papiergeld gewinnt eben so wenig an seinem Werth dadurch, daß der Staat noch fortfährt, es nach seinem vollen Zahlwerth zu nehmen — zumal dann nicht, wenn der Privatmann schon anfängt, einen Unterschied zwischen ihm und dem baaren Gelde zu machen. Das kann es eben so wenig, als ein

wichtigste Beispiel gab die erste von der Londoner Bank dem Staat geleistete Beihülfe. Aber seitdem hat auch fast jeder Staat sich eine Zettelbank gegeben, und bei deren Errichtung auf jene Hülfe in seinen Geldverlegenheiten hinausgesehen. Freilich war dieses schon im 15ten Jahrhundert mit der ersten Zettelbank in Genua geschehen, aber nicht so mit der zweiten, nemlich der 1658. zu Stockholm errichteten, welche selbst Karl XII. in seinen grösten Geldnöthen so respectirte, daß er nie die Hand nach ihr ausstreckte. Die Bank des Law hatte zum Hauptzweck einzige Gläubigerin des Staats zu werden. Dieses hätte sie seyn und lange bleiben können, wenn sie nicht durch den Leichtsinn der Herzogs Regenten darin gestört worden wäre. Die kurz vor der Revolution errichtete Caisse d'escompte bestand gut, und war noch nicht von der Regierung gemisbraucht, als die Revolution ihr ein Ende machte. Oesterreich ist in dem Gebrauch der Wiener Bank lange bescheiden verfahren, hat aber, wenn es an Geld zu mangeln anfieng, vielerlei Staatspapiere ins Publicum gebracht, und jetzt ist der Staat mit seinen Banknoten äußerst überhäuft. Spanien, das endlich auch in unsern Zeiten die Carlos Bank bekommen hat, brauchte sie schon im Frieden als eine Stütze seiner Finanzen, zerrüttete aber bald dadurch sein schon morsches Geldwesen. Nun hat auch Portugal eine Bank und Papiergeld, wovon es sich so lange frei erhalten hat. Dännemark gab sich im Jahr 1736 eine kleine Bank, anfangs nur zum Behufe seiner Handlung, misbrauchte sie jedoch sehr in seinen spätern Geldnöthen, und

zum Behuf falscher Handlungsspeculationen seiner Kaufleute, scheint aber nun seine zwei später errichteten sogenannten Species-Banken zweckmäßiger benutzen zu wollen. Schweden war nicht so bald seiner monarchischen Verfassung los, und hatte sich in ein Mittelding von Monarchie und Republik umgeformt, als es seine Bank zu entheiligen anfieng, und späterhin die Resourcen zu zwei Kriegen in ihr zu finden vermeinte. Gustav III. hatte sich in der 1772 dem Reiche gegebenen Constitution zu wenig Rechte über die Bank vorbehalten, und suchte sich vergebens in einem der spätern Reichstage wieder zu deren Herrn zu machen. Als aber sein wider Rußland unternommener Krieg ihn bald in Geldmangel setzte, gab er seinem Volke ein neues Papiergeld neben den Banknoten unter der Benennung der Reichsschulden-Zettel, deren sich dasselbe, wer weiß in wie langer Zeit, nicht wieder wird entledigen können. Rußland hatte lange eine Bank von eingeschränktem Gebrauch, bis Katharina II. deren Zettel um 100 Millionen Rubel vermehrte, um das Schuldenwesen der adlichen Güterbesitzer scheinbar zu erleichtern, aber auch sich in ihren Kriegen damit zu helfen. Für Sachsen war aus seinen 36 Millionen Thalern Schulden ein freilich verkäufliches Papiergeld, die Steuerscheine, entstanden. Ein Gedanke entstand nach 1770, dem Lande auch eine Zettelbank zu geben, welche ihre Kraft durch die Garantie der Leipziger Kaufmannschaft erlangen sollte. Diese weigerte sich, und so blieb Sachsen ohne Bank gewiß zu seinem Glück, da die Abbezahlung von bei-

nahe der Hälfte seiner Steuerscheine so viel Geld in die Hände seiner Begüterten zurückgebracht hat, daß die Papiere einer Bank daneben wahre Verlegenheit gemacht haben würden.

Aber neben diesen Bankpapieren hat fast jeder Staat so viele andre Papiere in Kriegszeiten unter allerlei Benennungen in Gang gesetzt, und eine scheinbare Hülfe darin gefunden, daß man mit Gewißheit sagen kann, für die Geschichte dieses Jahrhunderts sey eine Geschichte des mannigfaltigen Papiergeldes, wenn sie in einiger Vollständigkeit geschrieben würde, äusserst wichtig. Sie haben allen an den Welthändeln thätigen Mächten scheinbare Kräfte gegeben, in deren Gefühl sie gewagt haben, was sie sonst nimmer würden gewagt haben, oder auch, wenn sie in dieselben verwickelt waren, länger darin ausgehalten haben, als ihnen sonst möglich gewesen seyn würde, gewiß aber nicht zum Wohl der Völker. Und wie sehr haben wir zu fürchten, daß England bald ein schreckliches Lehrgeld über das Papier-Unwesen geben werde. Wie gern schrieb ich noch jetzt eine Geschichte des papiernen Jahrhunderts, zu welcher das oben angeführte Blatt ein vorläufiger Entwurf war, in einiger Vollständigkeit. Aber mein Alter und meine Gesichtsschwäche benehmen mir den Muth dazu, und ich wünsche, einen dazu fähigen Kopf in meine Stelle treten zu sehen.

§. 58.

Nach allem dem, was in diesem papiernen Jahr-

hundert mit öffentlichen Papieren aller Art versucht worden ist, sind die französischen Assignaten mit den in ihre Stelle getretenen oder sie begleitenden Papieren unter andern Benennungen, als eine ganz neue Erscheinung anzusehen. Ich will zuvörderst von dem reden, was sie unterscheidendes von ihren Vorgängern im Reich der Papiere hatten, wobei ich Leser voraussetze, denen ich nicht erst geschichtlich erklären darf, wenn und unter welchen Veranlassungen sie entstanden. Sie sollten, was ihre Benennung angiebt, wirkliche Anweisungen oder eine Berechtigung abgeben, sich mit diesem Papier in der Hand als Käufer solcher Dinge darzustellen, die der solideste Theil des Nationalreichthums in jedem Volk und das nutzbarste Eigenthum sind. So betrachtet waren sie mehr als Producte der Circulation. Wer Assignaten in einem hinlänglichen Zahlwerth besaß, sollte nach seiner Wahl anfangs nur einen Theil der liegenden Gründe, die man der Geistlichkeit abgenommen hatte, späterhin auch der des entwichenen Adels und der königlichen Domainen an sich bringen können. Solch ein Papiergeld ist nie in Umlauf gebracht. Die Noten der solidesten Bank weisen Niemanden auf ein festes Eigenthum an, das er sich unmittelbar dadurch verschaffen könne, wenn gleich er ein solches damit bezahlen kann, so lange sie im Volk noch einen Werth haben. Doch ich werde bald zeigen, daß dieser Vorzug nur scheinbar war. Daß der Staat sich verpflichtete, sie außerdem in Bezahlung aller Abgaben anzunehmen, war

kein Vorzug vor den Banknoten oder andern öffentlichen Papieren, die nicht anders im Werth erhalten werden können. Aber das war wichtiger, daß dieser sich verpflichtete, sie, so wie sie in seine Cassen kommen würden, zu vernichten, und die Ueberhäufung derselben zu hindern, wenn sie einmal nur in Bezahlung jenes Eigenthums oder in den Abgaben gebraucht worden, folglich alle die dem Umlauf im Volke wieder zu entziehen, welche dieses nicht selbst in demselben zu erhalten nöthig fände. Dies hat nie eine Bank, dies hat nie ein Regent mit seinen öffentlichen Papieren gethan, außer Dännemark, wiewohl nicht zu Anfang, sondern erst spät, als es die Folge der Ueberhäufung in ihrer ganzen Schädlichkeit erkannte. Diese eine ziemlich lange Zeit fortgesetzte Vernichtung der Assignaten gilt mir für einen Beweis, daß die, welche zuerst dazu riethen, es ehrlich meinten, und keinen solchen Misbrauch derselben im Sinne hatten, als welcher nachher daraus erfolgt ist. Sie scheinen mir auch wirklich zum Hauptzweck gemacht zu haben, dem Staat aus seinen einstweiligen Verlegenheiten zu helfen, daß er mit einem Theil des Geldeswerths der wirklich verkauften Nationalgüter seine Bedürfnisse und Schulden bezahlen könnte, und nach etwas mehr als zwölf Jahren die Assignaten wieder verschwinden sollten, wenn jeder in den Besitz der Nationalgüter gesetzt seyn würde, von welchen der Kaufpreis alsdann vom Staat verbraucht seyn würde. Der Charakter, welchen die constituirende Versammlung ziemlich lange

behauptete, giebt mir Grund, ihr eine solche Aufrichtigkeit ihrer Absichten beizulegen, wiewohl ich nicht zu bestimmen wage, wie lange diese sich so rein erhalten haben möge. Laßt uns indessen dieses als die erste Periode der Assignaten ansehen.

§. 59.

Aber folgende Versehen — (denn für solche will ich sie, nicht aber für bös gemeint das ansehen, was schon in dem ersten Plan der Sache unrecht gewählt war) — bereiteten den Fall dieser Papiere bald vor. Es war keine Casse da, wo man nur einen Theil derselben hätte nach Willkühr in baares Geld verwandeln können. Law sorgte bei Errichtung seiner Bank mit dem ungeheuren Zahlwerth von zwei Milliarden Livres in deren Noten, der dem Zahlwerth alles in Frankreich circulirenden baaren Geldes gleich geachtet ward, den man damals berechnete, dennoch für eine offene Casse. Er versicherte den Inhabern der Banknoten eine Zahlung in der Münze des Tages, an welchem jede Note ausgestellt war. Seine Bank erhielt sich, so lange ihr die Regierung nicht die Sache verdarb, ungeachtet deren Fonds nur einen kleinen Theil des Zahlwerths ausmachte. Ja sogar diese gewannen ein Agio von 1 Procent gegen baar Geld, als man merkte, daß der Hof dem Münzfuß nicht getreu bleiben wollte. Ich glaube doch immer, daß es möglich gewesen wäre, eine Casse zur Leistung baarer Auszahlung der Assignaten zu errichten. So groß auch der Man-

gel an baarem Gelde damals seyn mogte, so hätte man den Fonds durch die Bedingung sammeln können, daß die zum Verkauf gebrachten Nationalgüter zum Theil in baarem Gelde bezahlt werden sollten. Vielleicht hätte man die damals noch gut bestehende Caisse d'escompte dazu benutzen können. Die bei dieser für baar Geld einkommenden Assignaten hätte man nicht wie die andern an die Regierung zurückkommenden verbrennen, sondern sie ins Publicum wieder vertheilen dürfen. Dies alles nehme ich von der ersten Periode der constituirenden Versammlung und unter der Voraussetzung an, daß damals noch es ein Ernst mit der Realität der ganzen Sache gewesen sey. Da aber jenes nicht geschah, so erfolgte, was immer erfolgt ist, und erfolgen muß, wenn man ein Papiergeld erschafft, ohne eine Casse zu errichten, in welcher dasselbe jedem, der es verlangt, in baar Geld umgesetzt werden kann.

Dem Papiergelde fehlt die wesentliche Eigenschaft des Geldes aus edlen Metallen, daß dieses der Quantität und Qualität nach mit der Quantität und Qualität der dafür erkäuflichen Dinge verglichen werden kann. Diese Eigenschaft kann ihm nur dadurch gegeben werden, daß man es, wenn man will, in eben dies Geld wieder verwandeln kann. Den Assignaten war vermeintlich etwas von dieser Eigenschaft gegeben. Man konnte dafür Grundstücke kaufen, und sie also mit der Quantität und Qualität eines reellen nutzbaren Eigenthums vergleichen. Aber für diese Verglei-

chung war das Objekt zu weit aus den Augen desjenigen gerückt, der Assignaten besaß, ohne auf einen Ankauf von Nationalgütern hinaus zu sehen — und bei denen, die darauf hinaus sahen, hatte diese Verwandlung in nutzbares Eigenthum wirklich Statt.

Mehr Kraft, die Assignaten in ihrem Werthe zu erhalten, lag in der Bezahlung der Schatzungen mit denselben. Aber diese allein hat nie ein Papiergeld, selbst die Noten einer Bank bei ihrem vollen Werth erhalten können. Denn es ist etwas anders, baar Geld für ein Papiergeld wirklich heben, und in Bezahlung für etwas weggeben, was man schuldig ist. Dort bekömmt man, so zu reden, den Glauben in die Hand, daß das Papiergeld so gut als baares Geld ist. Hier vergleicht man nun den Zahlwerth des Papiers mit dem Zahlwerth dessen, was man zu bezahlen hätte. Wenn in einem Staate die Münze sich durch allerlei Umstände verringert, so gewinnt sie dadurch nicht ihren wahren Gehalt, ihre vorige Quantität und Qualität wieder, daß der Staat noch fortfährt sie in Bezahlung der Abgaben zu nehmen. Ein durch andere Ursachen in dem Urtheil des Volks herabgewürdigtes Papiergeld gewinnt eben so wenig an seinem Werth dadurch, daß der Staat noch fortfährt, es nach seinem vollen Zahlwerth zu nehmen — zumal dann nicht, wenn der Privatmann schon anfängt, einen Unterschied zwischen ihm und dem baaren Gelde zu machen. Das kann es eben so wenig, als ein

Geld, welches in der gemeinen Wechselei ein Agio verliert, dies Agio wieder gewinnt, wenn gleich der Staat es ohne dasselbe nimmt.

Ich habe hier vieles gesagt, was nicht blos von den Assignaten, sondern überhaupt von dem Papiergelde in Rücksicht auf das im Buch II. §. 25. angegebene Princip gilt, daß kein Ding als Geld gelten könnte, wenn dessen Vergleichung in Rücksicht auf Qualität und Quantität mit der der käuflichen Dinge nicht Statt hat, oder Schwierigkeit findet. Ich werde also auf diesen §. zurückweisen dürfen, wenn ich weiter unten wieder von anderm Papiergelde zu reden habe.

§. 60.

Eine zweite Ursache, warum die Assignaten sich bald von dem baaren Gelde losreißen mußten, war, daß die Anwendung derselben auf zwölf Jahre hinaus Theilweise verschoben ward, indem den Käufern der Nationalgüter zugelassen war, in zwölf Jahren nach einander den Kaufpreis derselben abzutragen. Zwar riethen hiezu sehr viele Gründe, insonderheit der, daß die Regierung auf diese Art den scheinbaren Reichthum von mehreren Milliarden, den der Verkauf der Nationalgüter ihr einbringen sollte, auf so viele Jahre hinaus vertheilte, um so diese große Resource langsam und Theilweise ihrem Bedürfniß gemäß zu verbrauchen. Auch diese den Umständen nach weise Maasregel gilt mir für einen Beweiß, daß die ersten Machthaber in Frankreich es mit den Assignaten ernst-

haft meinten, und damit gut zu wirthschaften gedachten. Freilich mogte sie der Grund mehr dazu antreiben, daß man dadurch mehr Kauflust erweckte. Sie alle auf einmal zu verkaufen, und den Kaufpreis davon auch nur in Papiergelde einzuziehen, war unmöglich. Auch gehörte Zeit dazu, so viele Assignaten unter das Volk zu bringen. Den Verkauf selbst auf zwölf Jahre nach einander zu vertheilen, war auch so gut als unmöglich, weil dann die Regierung so viele Jahre durch für deren Unterhaltung, wenn es Gebäude waren, für deren Cultur, so viel davon urbare Grundstücke waren, und für eine gewisse Aufsicht, so lange sie unverkauft blieben, hätte sorgen müssen. Dahin ist es freilich hintennach gekommen, als deren Verkauf stockte, aber es ist auch schlecht genug damit ergangen.

Aber dieser Aufschub der Zahlung, so lange ihn die Umstände nothwendig machten, hatte doch die Folgen, daß er die Anwendbarkeit der Assignaten in ihrem eigentlichen Hauptzweck ins Weite hinausschob. So wenig sie aus den schon angeführten Gründen dem baaren Gelde gleich bleiben konnten, so konnten sie es noch weniger, weil es mit ihrer Anwendung in dem ursprünglichen Zwecke keine Eile hatte, und das Agio, welches sie deswegen gegen baares Geld verloren, weil keine Casse da war, bei welcher man sie in gleichem Werth verwechseln konnte, mußte sich wegen der minder dringenden Anwendbarkeit derselben sehr vergrößern. Nun kam aber auch dazu, daß die Unge-

wißheit über den Gang der Dinge, und ob nicht noch eine Contrerevolution die Wiedergabe aller bereits verkauften Nationalgüter, ohne Erstattung des schon erlegten Theils vom Kaufpreise, zur Folge haben würde, die Käufer scheu machte, und zur wahrscheinlichen Ursache ward, daß man mit deren Verkauf einhielt. Folglich hörte die Anwendbarkeit der Assignaten in diesem Wege auf, und es blieb nur die in der Bezahlung der Abgaben übrig, welche noch das beste Mittel ist, um das Papiergeld bei seinem Werth zu erhalten. Dazu kam, daß die Regierung versprach, alle auf denselben haftende Ansprüche in ihrer Kraft zu erhalten. Aber weder damals noch bis jetzt ist der Belauf dieser Ansprüche aufs Reine gebracht worden.

§. 61.

So lange diese Ursachen allein wirkten, d. i. vor dem nahen Anschein eines grosen Krieges und dem Entstehen des Schreckensystems, konnten diese Papiere noch immer die Stelle des baaren Geldes vertreten, gegen welches sie freilich ein immer gröser werdendes Agio verloren, und der Wechselcours auf das Ausland sehr fiel. Dieser Cours stand noch in Hamburg auf Paris am 11ten December 1792, da schon der Krieg wider Oesterreich erklärt war, auf $17\frac{1}{4}$ Schl. d. i. 32 p. C. unter Pari. Aber wie manches Volk muß, wenn es einmal in das Papierunwesen hineingerathen ist, sich in einen solchen Verlust im Wech-

selcourse schicken, und fährt dennoch fort zu handeln.*) Jetzt, am 21sten Februar 1799, da ich dies schreibe, steht der Cours in Schweden auf Hamburg auf 68 Schill. Species, d. i. beinahe 42 p. C. unter Pari, wegen der noch immer fortdauernden Ueberhäufung mit Reichsschuldenzetteln, und dieses in ganz andern Umständen, als in welchen Frankreich sich damals schon befand.

Aber nun entstand in Frankreich ein Regiment, welches es ganz darauf anlegte, daß alles biegen oder brechen sollte. Der Königsmord war einer von dessen ersten Schritten. Der Einfluß davon auf den Werth der Assignaten war noch nicht gar groß. Der Cours in Hamburg erhielt sich im Februar auf ungefähr 13 Schl. Banco. Weit größer scheint die Wirkung des Kriegs mit England, und des durch die Verhaftung

---

*) Zwar entdeckte sich der Fall des Papiergeldes in Paris unmittelbar in dem dortigen Wechselcours auf Hamburg, wo das Pari auf $25\frac{1}{8}$ Schil. Banco für 3 Livres baar zu setzen ist. Aber ich weise doch deswegen lieber auf den Cours in Hamburg zurück, weil der Fall des Courses leichter in demselben zu berechnen ist. Denn hier ist 1 Schl. Banco für 4 p. C. sehr genau von $25\frac{1}{3}$ zu rechnen; $\frac{1}{2}$ Schl. auf 2; $\frac{1}{4}$ Schl. auf 1 p. C. u. s. w. Im Junius 1795 war er aufs tiefste, nehmlich auf $\frac{1}{04}$ Schl. Banco gefallen, d. i. auf $\frac{1}{10}$ p. C. d. i. $\frac{1}{1000}$ seines ursprünglichen Pari. Bald darauf aber nahmen die Zahlungen in baarem Gelde wieder ihren Anfang, welchem sich nun der Wechselcours ziemlich nahe, nehmlich auf $24\frac{1}{8}$ Schil. stellte.

der Girondisten am Ende des Mais obsiegenden Terrorismus gewesen zu seyn. Die Schreckensregierung wandte die ganze Kraft des von ihr gewonnenen Despotismus an, um ihr Papier durch Mittel, die sonst nie angewandt worden sind, im Werth zu erhalten, da die Anwendung desselben im Ankauf der Nationalgüter auf lange Zeit hinweg fiel. Sie wehrte durch Befehl und Bestrafung der Verwechselung desselben gegen baar Geld mit einem gewissen Agio, welche nur in der Stille noch fortgieng. Sie setzte alle nothwendige Bedürfnisse auf einen gewissen Preis in Assignaten nach einem sogenannten Maximum, und so sehr sich die Verkäufer dagegen auch sträubten, so verfehlte sie doch ihre Absicht nicht ganz. Nun kam das Glück ihrer Kriegszüge dazu, das sie in den Stand setzte, dieselben nach ihrem Zahwerth den überwältigten Völkerschaften aufzudringen. Denn da sie zu gleicher Zeit durch ihre Requisitionen alles, was nur einigermaassen Bedürfniß für ihre Heere war, ohne Bezahlung ihnen abnahm, so war doch die Scheinbezahlung durch ein Papier, das noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Zeichen des Werths zu seyn, denjenigen willkommen, die dabei dachten: was du nicht heute für Assignaten verkaufen willst, wird dir vielleicht morgen rein weggenommen werden. Eben so gieng es in Frankreich selbst in dieser Periode der Requisitionen.

Wenn ich an mehrern Stellen meiner Schriften gesagt habe, daß Papiergeld kein Mittel abgeben könne, um einen Krieg über die Grenzen eines Staats

zu führen, so habe ich freilich nicht dabei an solch einen Krieg gedacht, wie dieser war. Er schritt von der Mitte des Jahres 1794 an unter beständigen Eroberungen fort, nach welchem man jedem überwältigten Volke alles zumuthete, was man wollte, und was man ihnen nicht unmittelbar durch Requisitionen raubte, für dieses so sehr gefallene Zeichen des Werths abnahm. Bald setzte sich die Regierung über die Frage hinaus: haben wir Geld zur Fortführung des Krieges? weil es an Papier und Stempeln mit allerlei Zügen nicht fehlte, und so kam es dahin, daß man mit Wahrheit sagen kann, Frankreich habe durch seine Assignaten beide Niederlande erobert, und den Rhein sich zur Grenze verschafft.

Indessen muß man eingestehen, daß die Schreckensregierung alles that, um die Würde des Papiergeldes zu erhalten, so unerhört böse auch die Mittel waren, die sie dazu anwandte. Sie reichte also mit demselben verhältnismäßig weiter, als es nachher möglich war.

§. 62.

Nach Robespierres Sturz überlegten die in seine und seiner Genossen Stelle tretenden Machthaber vielleicht nicht genug, wie nothwendig noch für sie eine Zeitlang die Beibehaltung seiner harten Maasregeln zur Aufrechthaltung der Assignaten wäre. Vielleicht aber nahmen sie schon ihre Aussicht darauf, der Assignaten um so viel mehr zu erschaffen, je mehr sie an

Werth verlieren würden, sie zuletzt ganz verschwinden, und andere Papiere zu einem Surrogat derselben zu machen. Denn freilich mögte auch die Beibehaltung des Maximums eine fortdaurende Erinnerung an das Schreckensystem erhalten haben. Kurz, dieses ward so wie die erzwungene Gleichschätzung des Papier- und des baaren Geldes aufgehoben, und dem Agiotage in dem Umsatz des einen gegen das andere freier Lauf gelassen, die Assignaten wurden nun ins Ungeheuere vermehrt, um durch die Anhäufung des Numerairen die Herabwürdigung desselben so gut und so lange man konnte zu ersetzen. Aber diese Ersetzung war doch am Ende unmöglich. Wir werden gleich sehen, wie es am Ende des Jahres 1795 hätte gehen müssen, in dessen Anfang der Cours auf Hamburg noch auf $5\frac{1}{2}$ à $4\frac{3}{4}$ Schil. Banco, am Ende aber auf $\frac{3}{8}$ Schilling Banco für 3 Livres stand. Dies war nur der 65. Theil vom Pari, und also konnte mit 65 Livres in Assignaten nur das bestritten werden, was bei deren Erschaffung 1 Livre thun konnte. Doch richtete sich das Agiotage nicht lange nach dem ausländischen Wechselcours. Das Fallen des Papieres gieng viel weiter; und als am 4ten Junius 1796 der Louisd'or 20,000 Livres galt, so giengen 800 Livres in Assignaten auf 1 Livre baar Geld.

Hier muß nicht vergessen werden, daß, als kein Gedanke mehr an Gleichheit des Papiers und des Geldes Statt hatte, dennoch für alle vor der Revolution festgesetzte Zahlungen von Renten für die Staats- und

Privatschulden und auf Pacht oder andere Contracte das Papier in seinem vollen Werthe galt. Man weiß, wie traurig der Zustand aller Rentenirer und der im Lande verbliebenen Güterbesitzer dadurch ward. Aber man vergesse dabei nicht, welch ein zerrütteter Gang der Circulation blos daraus entstand, daß ein Mensch, der im Jahr 1789 ein großes Grundstück für 10,000 Livres gepachtet hatte, dem schuldlosen Eigner desselben in Papiergelde nicht den hundertsten Theil des wahren Werths, oder den ganzen Werth allenfalls mit einem baaren Louis seines Pachtgeldes bezahlte, und dies zu einer Zeit, da er wegen der hohen Preise der Producte des Grundstücks ihm mehr als den doppelten Pacht hätte bequem zahlen können, wenn die Legislatur sich des Gutsherrn hätte annehmen wollen. Ich glaube nicht, daß in der Geschichte ein Beispiel zu finden ist, wo Staatsbürgern, wider die kein Vorwurf galt, da sie sonst alles über sich ergehen ließen, ihr Auskommen durch Menschen entzogen ward, mit welchem sie die bündigsten Contracte geschlossen hatten, die aber, so lange jenes Unwesen dauerte, die ganze Nutzung des Objects von diesen Contracten bis auf eine elende Kleinigkeit sich eigen machten. Noch unglücklicher waren die, welche in ihren Contracten die Abgaben von dem Grundstücke zu bezahlen auf sich genommen hatten, weil sie damals eine Kleinigkeit gegen das Pachtquantum waren. Jetzt bezahlte ihnen der Pächter in Assignaten. Aber die in Naturalien zu liefernden Abgaben, die der Verpachter natürlich bei ihm suchen muß-

te, berechnete er ihm zu den zu der Zeit laufenden Preisen. So konnte z. B. ein Grundeigenthümer 5000 Livres in Assignaten heben, gerieth aber mit dem Pächter gar leicht in eine Schuld von 10,000 Livres wegen der Abgaben vom Gute. Diese mußte er ihm schuldig bleiben. Schadenrechnungen wegen Requisitionen, und dergleichen, kamen dazu, und für Viele lief die Sache darauf hinaus, daß am Ende des Pachtcontracts der Eigener nur durch Abtretung seines Guts mit dem Pächter zu Stande kommen konnte. Von dem allem kam dem Staat nichts zu gute, welcher gar wohl mitten im Kriege hätte Gerechtigkeit üben, und zum Gesetz machen können, daß jeder Pacht oder andere Rente nach dem Geldeswerth sollte bezahlt werden, welchen sie am Tage der Schliessung des Contracts gehabt hatte. Aber hier trat nun ein, was in jedem Staate erfolgt, dessen Geldwesen zerrüttet ist, der dann, weil er selbst in schlechtem Gelde bezahlt, seinen Bürgern nicht sagen darf: ihr sollt nach einer andern Regel bezahlen. Die Regierung selbst zahlte sehr richtig die Zinsen ihrer Schulden, aber in Assignaten, ohne zu fragen, wie übel sich seine Gläubiger dabei stünden.

Zwar hatte die Eroberung Hollands den Wirkungskreis dieses heillosen Papiers, das man nun einem neu überwältigten Volke aufdringen konnte, für eine Zeitlang erweitert. Aber die Anwendbarkeit desselben im Handel und im Gewerbe hörte mehr und mehr auf. Der hamburgische Wechselcours zeigt durch das

ganze Jahr 1795 einen fortgehenden Fall von $5\frac{1}{2}$ Schil. Banco bis $\frac{3}{8}$ Schilling am Ende des Jahres, und im Anfange des folgenden bis auf $\frac{3}{10}$ Schilling, d. i. bis auf $\frac{3}{480}$ des ursprünglichen Werths. Es mußte also das so lange gedauerte Spiel endlich aufgegeben werden.

§. 63.

Aber die Machthaber Frankreichs konnten noch immer nicht eines Surrogats desselben entbehren. Dieses Surrogat ward ein neues Papier unter verändertem Namen und unter neuen Verheißungen an alle, die daran glauben wollten, nehmlich die am 6ten März 1796 vorgeschlagenen und bald decretirten Mandaten. Auch diese sollten ihre Anwendbarkeit in dem Ankauf der Nationalgüter und in der Bezahlung der Abgaben finden. Ihr Vorzug vor jenen sollte dieser seyn, da man, um seine Assignaten anzubringen, den öffentlichen Verkauf eines Nationalguts hatte abwarten müssen, um dann $\frac{1}{12}$ des Kaufpreises mit Papier zu bezahlen, so sollte man nun mit den Mandaten in der Hand sich aussuchen können, was für ein Nationalgut man wollte, das Grundstück davon oder einen Theil desselben als sein erworbenes Eigenthum fodern, und die Einkünfte davon beziehen können. Zugleich wurden die Assignaten in Verhältniß von 30 : 1 gegen die Mandaten herabgewürdigt. Die Preistaxe der Güter war 22 auch wohl 20mal die jährliche Einkunft, oder nach dem englischen Ausdruck

in die sogenannten Inscriptionen vor, oder vielmehr sie veranlaßte dieselbe.

Die Republik hatte nehmlich, um ihr früh gethanes Versprechen, keinen Bankerot der Nation Statt finden zu lassen, doch wenigstens alle ihre alte und neue Schulden in einem sogenannten großen Buche schriftlich zusammen tragen lassen. So waren doch Zahlen für dieselben da, wenn gleich kein Geld hervorkam, womit die Zinsen derselben, (denn vom Kapitel konnte gar nicht die Rede seyn) bezahlet worden seyn mögten. Denn freilich kann ich mich nicht gewiß davon machen, ob dies ganz und gar unterblieb, oder, ob nicht zuweilen etwas bezahlt worden sey, um die Staatsgläubiger im Muth zu erhalten. Die Papiere, welche das Document der Einschreibung in das große Buch abgaben, konnte nun freilich ein jeder in sicherer Gewahrsam behalten, aber verkäuflich konnten sie nicht werden. Zwischendurch aber gab man doch solche Papiere in Bezahlung an Personen, denen die Republik in neuern Vorfällen schuldig ward. Ivernois spricht von 200 Millionen Inscriptionen, welche Liferanten in Genua zur Erfüllung eines Contracts von 1,200,000 Livres gegeben worden seyen. — Eine Summe, bei der ich noch jetzt zweifeln muß, ob sie richtig angegeben sey, wiewohl Ivernois öfter auf dieselbe zurückkömmt, und viel darüber sagt, daß diese so bodenlose Schuld, deren Zahlwerth 166 mal größer, als das dadurch vergütete Kapital war, mit zur Masse der auf wirkliche Staatsschulden gegründeten, In-

scriptionen geschlagen sey. Aber nun ward eine vielversprechende Maasregel gewählt, deren Erfüllung das so oft getäuschte Publicum eine Weile für gewiß annahm. Die Republik decretirte eine Eintheilung der inscribirten Schulden in drei Theile. Für zwei Theile ward kein Kapital, keine Zinsen, wohl aber Papiere unter dem Namen Bons de deux tiers, und für den dritten neue Inscriptionen ausgegeben, welche den Inhabern die reguläre Bezahlung von 4 p. C. Zinsen versicherten. Diesem Versprechen trauten nun Auswärtige wie Einheimische. Man setzte seine Mandaten in Inscriptionen um, welche auf 26 p. C. gegen baar Geld stiegen. Ein Mann aus unsern Gegenden, welcher 30,000 Thaler dänisch Courant in Assignaten so gut wie verspielt hatte, setzte sie in Mandaten um, kaufte dafür Inscriptionen, und hatte, als er diese zu 17 p. C. verkaufte, sein ganzes Kapital schon wieder gewonnen. Diese Papiere waren nun nicht wie ein eigentliches Papiergeld, sondern wie Staatsschuldscheine, so wie die von andern Staaten, und auch die ältern französischen anzusehen. Als solche waren sie verkäuflich, und wurden ein neuer Gegenstand des Agiotage. Mit diesen mögte es lange gedauert haben, und sehr hoch gegangen seyn, wenn die Regierung ihre Verpflichtung endlich einmal gehalten hätte. Wirklich finde ich in Sabatier Tableau de comparaison entre les contributions et les depenses annuelles de l'Angleterre en 1797 et les contributions et depenses annuelles de la Re-

publique en l'an 6. sechzig Millionen Livres unter der Rubrik aufgeführt: Interêt de la dette consolidée d'apres la loi du 9 Vendémiaire (1. October 1797.) sans comprendre les remboursemens de deux tiers non consolidés, qui s'operent par la vente des biens nationaux ordonnée par la même loi. Man bemerke, daß man diese neuen Papiere in Nachahmung der Engländer consolidirte nannte. Doch war hier der Unterschied, daß man in England im Jahr 1748 das ganze Kapital unverändert ließ, die Zinsen um 1 p. C. minderte, und nun diese Stocks ihren Preis suchen ließ, in Frankreich aber zwei Drittel des Kapitals in Bons verwandelte, deren Bezahlung niemand erwarten darf, und also das Kapital auf ein Drittel herabsetzte. Indessen mag der gute Wille da gewesen seyn, den Gläubigern in Ansehung der Zinsen gerecht zu werden. Weil aber dieser nicht lange erfüllt werden konnte, so verloren die Papiere bald wieder 87 p. C., und jetzt scheint ihre Circulation so lahm zu seyn, daß mancher von Paris kommende Kauf- und Geschäftsmann kaum sie noch zu kennen scheint. Neben diesen Papieren hatte die Regierung sich noch durch eine gezwungene Anleihe von 100 Millionen Livres durch Rescriptionen zum Belauf von 30 Millionen, und in dem Jahre, als sie England mit einer Landung bedrohete, durch eine Anleihe von 100 Millionen für diesen Zweck zu helfen gesucht. Die erste ward ohne bestimmtes Versprechen eines Termins der Wiederbezahlung und der Zinsen ge-

macht, gieng aber sehr lahm fort. Von der zweiten sollten Kapital und Zinsen im May 1797 baar bezahlt werden. Ich glaubte damals, sie würde dies pünktlich halten, ja daß sie sogar diese kleine Anleihe nur in der Absicht gemacht hätte, um ein Object entstehen zu machen, an welchem sie ihre Verpflichtung einmal genau erfüllen wollte, um ihren Credit wieder zu heben. Aber auch das ist nicht geschehen, auch diese Papiere fielen bald auf 50 p. C. und sind, wie ich annehme, in die Inscriptionen übergegangen. Die auf Großbritanien angewiesene Anleihe ward bei weitem nicht vollständig. Jetzt aber (im Februar, 1799) da der Gedanke, in England zu landen, ganz aufgegeben worden, ist von einer Wiederbezahlung dieser Anleihe, die von allen den Verschuldungen des Staats am wenigsten ein reelles Object hatte, wenigstens zum Schein die Rede.

§. 64.

Ich kann von dieser wichtigen Materie nicht abgehen, ohne auf die Nationalgüter zurück zu kommen. Es war wohl Niemand in und außer Frankreich, der nicht, als die Regierung dieselben an sich riß, geglaubt hätte, sie habe sich dadurch in den Besitz von vielen Milliarden gesetzt, und eine wahre Resource für die Führung der Kriege verschafft, welche sie Anfangs nur bedroheten, in die sie aber nachher wirklich eintrat. Ich habe selbst so geurtheilt, als ich in mei-

nem Buch von den Welthändeln die damals noch unverkauften Nationalgüter als eine Resource ansah, welche Frankreich in den Stand setzen würde, den Krieg leichter als Großbritanien auszuhalten. Dies ist nicht wahr, aber doch in einer andern Hinsicht wahr geworden. Nicht wahr, in so ferne es nun ausgemacht ist, daß von dem Kaufpreis der wirklich verkauften Nationalgüter nur wenig in die Cassen des Staats geflossen ist. Man kann im Zusammenhange von Ivernois lernen, wie dies zugegangen sey und noch zugehe.

Die noch unverkauften und unter Administration gestellten bringen dem Staat nichts ein. Dies sagt St. Aubin S. 387 ff. (beim Ivernois), der sogar deswegen der Regierung räth, sie lieber wegzuschenken, als sie länger unter Administration zu halten, zumal da der Staat die Abgaben davon so lange entbehrte, als sie noch keinen Privatmann zum Besitzer hatten. Aber so vielen der frühesten Käufer gereuet ihr Kauf schon lange, und wird sie noch mehr gereuen, wenn die neubeschlossene Erhöhung der Territorialabgabe in Gang gesezt seyn wird. Wahr ist es aber in der Hinsicht; daß sie dem Staat den Vorwand zur Erschaffung aller jener Papiere hergegeben haben, welchem allein Frankreich die Fähigkeit, den Krieg fortzusetzen, und so große Eroberungen zu machen zu danken hat. Es ist dies das größte politische Paradox, ganz durch die Umstände herbeigeleitet, und nur, wie mir noch immer scheint, von dem Zeitpunkt an be-

folgt und benutzt, als diese Umstände entstanden. Die für jeden andern Staat gewöhnlichen Hülfsquellen versiegten so schnell, weil man durch Aufhebung der gewöhnlichen Abgaben sie selbst verstopft hatte, und noch jetzt nicht Surrogate genug für dieselben gefunden hat. Noch jetzt, da die Regierung vergebens darauf hinausarbeitet, die Auflagen wieder so einträglich zu machen, als sie in den letzten Jahren der Monarchie waren, und sie noch nicht auf 400 Millionen bringen kann, liest man, wie sie laut über die beiden Räthe, über ihre Verlegenheit klagt, dennoch nicht an die Niederlegung der Waffen denkt, wohl aber die Conscription von 200,000 unter die Waffen aufs Neue zu stellenden Menschen als eine Kleinigkeit beschließt, wenn sie gleich, außer dem von neuen Kriegen gehofften neuen Raub, auf nichts, als auf den Kaufpreis der noch verkäuflichen Nationalgüter hinaussehen kann.

